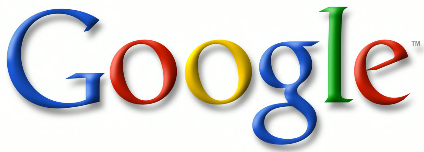
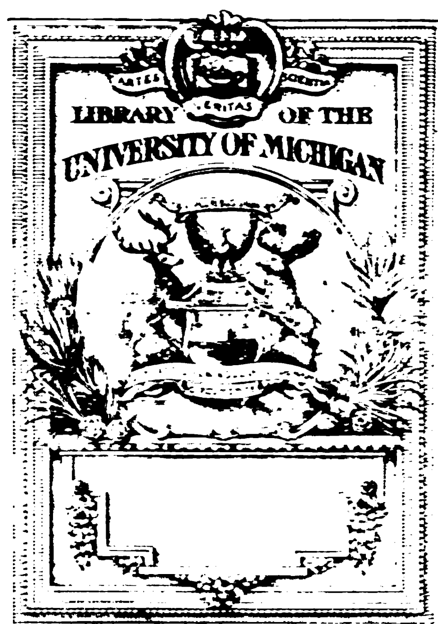

Google


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



… BEITRÄGE ZUR

… SCHICHTE

… SARRAZIN



DAS GASEL IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG UND DAS GASEL BEI PLATEN

VON

HUBERT TSCHERSIG
DR. PHIL.



1907
VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

BRESLAUER BEITRÄGE ZUR LITERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

MAX KOCH UND GREGOR SARRAZIN

IN BRESLAU

NEUE FOLGE HEFT 1. DER GANZEN FOLGE 11. HEFT

DR. HUBERT TSCHERSIG: DAS GASEL IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG UND DAS GASEL BEI PLATEN



1907

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

DAS GASEL
IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG
UND DAS GASEL BEI PLATEN

VON

HUBERT TSCHERSIG
DR. PHIL.



1907
VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Herrn Professor Dr. Max Koch

in Dankbarkeit gewidmet.

Vorwort.

Die Anregung zu der vorliegenden Untersuchung ist von Herrn Professor Dr. Max Koch ausgegangen, meinem hochverehrten Lehrer, einem Kenner und Freunde Platens. Ihm habe ich auch hier für die vielseitige Förderung, die er mir bei Anfertigung dieser Arbeit zuteil werden ließ, herzlich zu danken. Dem ersten, vorwiegend orientalistischen Teil, widmete Herr Professor Dr. Siegmund Fraenkel eine belehrende Durchsicht. In mehreren ästhetischen Fragen war mir die freundliche Teilnahme des Herrn Professor Dr. Theodor Siebs besonders wertvoll. Dem Direktor der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, Herrn Geheimrat Dr. von Laubmann, und Herrn Dr. Erich Petzet, ebendort, bin ich für ihr Entgegenkommen sehr verpflichtet. Die Königliche und Universitätsbibliothek sowie die Stadtbibliothek zu Breslau haben mich bei Beschaffung der Literatur stets gefördert. Für die liebenswürdige Beantwortung meiner Anfragen habe ich zu danken den Herren: Geheimrat Prof. Dr. Ahlwardt in Greifswald; Prof. Dr. Horn in Straßburg; Prof. Dr. Meißner in Breslau; Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing zu München; Friedrich Tewes in Hannover und besonders Herrn Friedrich Veit zu Tübingen. Allen Genannten sage ich auch an dieser Stelle vielen Dank.

Breslau, im März 1907.

Dr. Hubert Tschersig.

Inhaltsverzeichnis.

Abkürzungen.

a = Gaselen von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen 1821. (s. Goedeke, Grundriß VIII², 684.)

Ahlwardt = Über Poesie und Poetik der Araber. Von Wilhelm Ahlwardt. Gotha 1856.

b = Lyrische Blätter. Von August Graf v. Platen Hallermünde. Leipzig 1821. (s. Goedeke, Grundriß VIII², 685.)

Beyer I (II) ≙ Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert. Von C. Beyer. 2 Teile. Leipzig 1873.

Böhme = Zur Würdigung Platens. Von Lothar Böhme. Programm der Königl. Realschule zu Annaberg. 1879.

Brockelmann = Geschichte der arabischen Literatur. Von C. Brockelmann. Leipzig 1901. (Literaturen des Ostens. Bd. VI.)

Buch des Kabus = Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn Ghilan Schach. Übersetzt von Heinrich Friedrich v. Diez. Berlin 1811.

c = Vermischte Schriften von August Graf von Platen Hallermünde. Erlangen 1822. (s. Goedeke, Grundriß VIII², 686.)

Carriere = Lebensbilder. Von Moriz Carriere. Leipzig 1890.

d = Neue Gaselen von August Graf von Platen. Erlangen 1823. (s. Goedeke, Grundriß VIII², 687).

Daumer = Hafis. von G. Fr. Daumer. Ausg. 2. Hamburg 1856.

Engelhardt = Graf von Platen in Erlangen. Von Veit Engelhardt. Morgenblatt für gebildete Stände. 1836 Sept. Nr. 210ff.

F. A. = Friedrich Rückerts gesammelte poetische Werke in 12 Bänden. Frankfurt a. M. 1868. (Frankf. Ausgabe.)

Fischer, Kuno = Schelling. Bd. 6 der „Geschichte der neueren Philosophie" von Kuno Fischer. Heidelberg 1872.

Fries = Albert Fries: Platen-Forschungen. Berlin 1903. (Eberings Beiträge zur germ. und roman. Philologie Bd. XXVI Germ. Abt. Nr. 13.)

g = Gedichte von August Grafen v. Platen. Stuttgart und Tübingen 1828. (s. Goedeke, Grundriß VIII², 689/91).

G = Gedichte von August von Platen. Stuttgart und Tübingen 1834. (s. Goedeke, Grundriß VIII², 692/95.

Geibel = Emanuel Geibels gesammelte Werke. 8 Bde. Stuttgart 1883.

Goed. = Schillers sämtl. Schriften. Hist.-krit. Ausg. von Karl Goedeke. Stuttgart 1867ff.

Grdr. d. iran. Phil. = Grundriß der iranischen Philologie. Herausg. von W. Geiger und E. Kuhn. Straßburg 1896ff.

Haf. (oder **Hafis**) = Der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis. Aus dem Persischen zum erstenmal ganz übersetzt von Joseph v. Hammer. Stuttgart und Tübingen Bd. I. 1812; Bd. II 1813.

Haf. Pl. = Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis. Von Platen. R 551 ff.

Hart = Persischer Diwan. Herausg. von Julius Hart. Halle 1887. (Hendels Gesamtliteratur 143/5.)

Hellmuth = Ernst Hellmuth: Beiträge zur lyrischen Technik Platens. Gewonnen aus den Umarbeitungen seiner Gedichte. Jahresber. über d. Realgymnasium zu Crefeld 1898.

Herder = Herders sämtliche Werke. Herausg. von Bernhard Suphan. Berlin 1877 ff.

Horn = Geschichte der persischen Literatur. Von Paul Horn. Leipzig 1901. (Literaturen des Ostens Bd. VI.)

Huch = Ricarda Huch: Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902.

Justi = Geschichte des alten Persiens. Von Ferdinand Justi. Berlin 1879. (Sammlung Oncken I, 4.)

K P = Platens sämtliche Werke. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet. In Vorbereitung für Max Hesses neue Klassikerausgaben. Leipzig. [1908.]

Lingg = Hermann Lingg. Ausgewählte Gedichte. Herausg. von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin 1905.

Merx = Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik. Prorektoratsrede v. Adalbert Merx. Heidelberg 1893.

Minckwitz = Graf v. Platen als Mensch und Dichter. Literaturbriefe von Johannes Minckwitz. Leipzig 1838.

Minor = Neuhochdeutsche Metrik. Ein Handbuch von J. Minor. 2. Aufl. Straßburg 1902.

Müller = Der Islam im Morgen- und Abendland. Von August Müller. Berlin 1887. (Sammlung Oncken II, 4. Bd. II.)

Nachl. = Poetischer und literarischer Nachlaß des Grafen August von Platen. Gesammelt und herausg. von Johannes Minckwitz. 2 Bde. Leipzig 1852. (Platens gesammelte Werke Bd. 6 und 7.)

Olearius = Des weltberühmten Adami Olearii . . Reisebeschreibungen . . Hamburg 1696.

Pandora = Pandora. Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf v. Schack. 1890.

Pendnameh = Pend. d. i. das Buch des guten Rates von Ferîd-eddîn Attar. Aus dem Persischen übersetzt von Nesselmann. Königsberg 1871.

Petzet = August Graf von Platens dramatischer Nachlaß. Herausg. von Erich Petzet. Berlin 1902. (Deutsche Lit.-Denkm. des 18. und 19. Jahrh. Heft 124.)

Pl. (oder **Platen**) mit folgender Zahl bezieht sich auf die in Teil III behandelten Gedichte Platens.

R = I. Bd. von August Graf von Platens Werken. Herausg. von Karl Christian Redlich. Berlin, o. J. (1880—83) Hempel.

R II (III) = II. (III.) Bd. der Redlichschen Platenausgabe. s. **R.**

RA = Gaselen im Anhang des I. Bds. der Redlichschen Platenausgabe. s. **R.**

Redekünste = Geschichte d. schönen Redekünste Persiens. Herausg. v. Joseph v. Hammer. Wien 1818.

Remy = The Influence of India and Persia on the Poetry of Germany,

by Arthur Remy. New York 1901. Columbia University germanic studies. vol. I no. IV.

Rosenzweig = Der Diwan des großen persischen Dichters Hafis. Im persischen Original herausg., ins Deutsche metrisch übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Vincenz Ritter v. Rosenzweig-Schwannau. 3 Bde. Wien 1858—64.

Rückert-Pertsch = Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser. Nach dem 7. Bd. des Heft Kolzum dargestellt von Fr. Rückert. Neu herausg. von W. Pertsch. Gotha 1874.

Schack = Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. 6 Bde. Stuttgart 1883.

Schack, Araber = Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. Von Ad. Fr. Grafen v. Schack. 2 Bde. 2. Aufl. Stuttgart 1877.

Schelling = Sämtliche Werke F. W. J. Schellings. I. Abt. Stuttgart und Augsburg 1856 ff.

Schelling Methode = Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Stuttgart-Tübingen 1803. (Schelling, V. Bd.)

Schleiden = Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Von M. J. Schleiden. Leipzig 1873.

Schlösser = Platens Sonette. Ein Versuch zu chronologischer Anordnung. Von Rudolf Schlösser. Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. IV. 1904.

T = Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters. Herausg. von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. 2 Bde. Stuttgart 1896 und 1900.

Unger = Platen in seinem Verhältnis zu Goethe. Ein Beitrag zur inneren Entwicklungsgeschichte d. Dichters. Von Rud. Unger. Berlin 1903. (Munckers Forsch. Heft 23.)

W = Gesammelte Werke des Grafen August v. Platen. In einem Bande. Stuttgart und Tübingen 1839. (s. Goedeke, Grundriß VIII^2, 695 f.)

W. A. = Weimarer Ausgabe. Goethes Werke.

Wien. Jahrb. = Jahrbücher der Literatur. Wien 1822. Bd. 19.

Wurm = Kommentar zu Goethes westöstlichem Diwan. Von Ch. Wurm. Nürnberg 1834.

I.

Gasel und verwandte Formen im Orient.

A. Die Kasside.

Den Orient bezeichnet der Stillstand, der Fortschritt das Abendland. So viele Ausnahmen dieser Satz leidet, er ist in der Hauptsache zutreffend. Die Länder Asiens stehen noch heut den frühesten Zeiten der Geschichte näher als die Länder Europas. Der Geist der östlichen Völker hat sich nur wenig gewandelt, während die Völker des Abendlandes, vielfach unter dem Einfluß orientalischer Gedanken, die mannigfachsten Stufen der Entwicklung durchlaufen haben. Daher zeigt jenes Gebiet der Geschichte, welches am treuesten den Volksgeist spiegelt, die Verfassungsgeschichte, im Abendlande eine unendlich reiche Fülle von Erscheinungen. Sie war im Orient bis in die neueste Zeit entwicklungsarm. Ein Herrscherhaus stürzte das andre, Gewalthaber folgte dem Gewalthaber, doch die Zustände blieben im wesentlichen die alten, unberührt von dem Wechsel der Völker und Herrscher. Die Beduinen der Wüste leben noch heut in den patriarchalischen Formen der Urzeit.

Wie ein Sinnbild dieses Beharrens bei allem Wechsel, dieses Stillstands inmitten der Bewegung, erscheint die Gaselform, deren Reimfolge bei Arabern, Persern und Türken die allergrößte Verbreitung gefunden hat. Ihr Wesen ist dieses: Ein und derselbe Reim wird bei allem Wandel der Gedanken und Stoffe das ganze Gedicht hindurch festgehalten, oft noch verstärkt durch einen Anhang, der stets buchstäblich wiederholt wird. Und wie die Völker, die sie üben, den Anfängen der geschichtlichen Entwicklung näher stehen als andere, so berührt sich auch die Gaselform enger mit den Anfängen der poetischen

Formen. Die Wiederholung ist die Urform der Dichtung.[1]) Sie ist bei verschiedenen Völkern nach verschiedenen Seiten hin entwickelt worden. Als Parallelismus ist sie bekannt aus der hebräischen Dichtung. Reim und Parallelismus haben besonders bei den Südsemiten eine zeitige und hohe Ausbildung erfahren. Auf dieser Grundlage sind bei den Arabern die Anfänge jener Form entstanden, die in den ältesten Kassiden, um 500 n. Chr., schon eine außerordentliche Höhe der Vollendung erreicht hat. Um den Ruhm, die ersten Kassiden gedichtet zu haben, streiten sich mehrere Stämme. Die Erklärung des Namens schwankt selbst bei den Arabern.[2]) Das Wort „Kassidah" wird bald mit „Zweckgedicht" (Brockelmann S. 12), bald mit „zerbrochenes, ein in Stücke zerteiltes" (Ahlwardt S. 61/2) übersetzt. Beide Deutungen sind unsicher, heben aber bestimmte Eigenschaften der Kasside richtig hervor.

Jede Kasside beginnt mit dem Nesîb, der Klage um die entschwundene Geliebte. Nach diesem persönlichen Eingang wendet sich der Dichter allgemeineren Stoffen zu, den Naturschilderungen und Kampfesszenen, der Wüste und dem Reittier, um endlich zum ganz Persönlichen zurückzukehren; der Schluß der Kasside, daher die Deutung „Zweckgedicht", läuft meist auf irgend eine Art des Eigenlobes oder auf das Lob des Gönners hinaus. Hermann Ethé übersetzt deshalb „Kasside" mit „Loblied".[3]) Dieselbe Kasside behandelt also ganz verschiedene Stoffe und reiht sie wie Einzelgedichte aneinander. Daher wird sie von Ahlwardt „ein zerbrochenes, ein in Stücke zerteiltes" Gedicht genannt. Dieser Begriff läßt sich selbst auf die kleinsten strophischen Einheiten der Kasside ausdehnen: Jeder Vers ist in sich abgeschlossen und in zwei Halbverse gebrochen. Darum sei fortan, da es die Betrachtung erleichtert, der arabische Halbvers als Einheit gefaßt und Vers oder Zeile genannt. Je zwei solcher Verse oder misrâ, d. h. Türflügel, bilden ein Beit, d. h. Zelt oder Haus. Dieses kann als Strophe der Kasside gelten, denn es trägt den Reim, verlangt den strengsten Sinnesabschluß und meidet streng den Übergang in

---

[1]) Freiherr Woldemar v. Biedermann: „Zur vergleichenden Geschichte der poetischen Formen." Zeitschr. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. 1889. II, 415 ff.

[2]) Ahlwardt S. 9/10 u. 61 ff.; Schack, Araber I, 13. Anm. 2.

[3]) Grdr. d. iran. Phil. II, 219.

ein andres Beit. Mitunter wird durch Versetzung ganzer Beits der Zusammenhang gar nicht gestört. „Die arabischen Ästhetiker lehren sogar, jedes Verspaar müsse so in sich abgeschlossen sein und schon für sich einen so vollständigen Sinn darbieten, als ob es zu dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden in gar keinem Bezug stehe“ (Schack, Araber I, 98). Dagegen sollen die beiden Verse jeder Zweizeile (Beit) unter sich stets die engste Verbindung aufweisen, und bei einem Wettstreit zweier Dichter rühmte sich der eine als der größte, „denn ich spreche den Vers und seinen Bruder, du aber sprichst den Vers und den Sohn seines Bruders“ (Ahlwardt S. 76).

Versmaß und Reim bleiben das ganze Gedicht hindurch gleich. Die mannigfachen Versmaße der Araber kommen hier nicht in Betracht, da sie für die deutsche Dichtung keine Bedeutung erlangt haben, wohl aber die Reimfolge. Beide Verse des ersten Beits reimen, denn der Dichter wollte möglichst bald andeuten, daß er ein Gedicht vortrage (Ahlwardt S. 65). Auf dieses Reimpaar der ersten Zweizeile reimen nun alle zweiten Hälften der folgenden Beits, so daß also derselbe Reim die Verse 1, 2, 4, 6, 8 usw. bindet. Kassiden, denen der Zweireim des ersten Beits fehlt, die demnach mit einem reimlosen Verse beginnen, gelten manchen nicht für vollständig, sondern werden vielfach als verstümmelt oder als Bruchstück einer größeren Kasside angesehen.[1]) Jedoch gibt es viele zweifellos vollständige altarabische Kassiden ohne das Reimpaar am Anfang, und nur dessen Häufigkeit hat daran gewöhnt, es als unerläßlich zu betrachten. Es wird ferner darauf geachtet, daß sich die reimenden Versschlüsse von den reimlosen im Klange deutlich unterscheiden (Dissonanz). Die Reimreinheit wird streng gewahrt. „Die Wiederholung desselben Reimwortes ist in demselben Gedicht unstatthaft und nur dann erlaubt, wenn dasselbe Wort an der zweiten Stelle eine andere Bedeutung hat, oder wenn wenigstens sieben Verse vorhergehen“ (Ahlwardt S. 71). Gelegentliche Ausnahmen kommen vor.

Die Länge der Kassiden ist verschieden und bewegt sich meist zwischen 12 und 99 Beits. Es finden sich auch noch längere, so die persischen Kassiden des Ehli Schîrâsî von 150

---

[1]) Ahlwardt S. 64; Schack, Araber I, 15. Anm. 1.

und des Selmân aus Sâwe von 160 Beits (Rückert-Pertsch S. 369 u. 375). Bei solcher Länge denselben Reim festzuhalten wäre im Deutschen unmöglich. Unsere Reime bestehen hauptsächlich aus Stammsilben, sind daher weniger zahlreich, aber sinnreich und üben deshalb auf den Gedankengang einen unbestreitbaren Zwang aus. Dagegen werden besonders die Reime der Araber vielfach durch grammatische Flexionsendungen gebildet, so daß die Wahl des Nomens oder Verbums nur dem Sinne nach zu erfolgen braucht. Die Reime sind dann zwar sinnesarm, aber unerschöpflich und beschränken die Freiheit des Dichters nicht. Zuweilen werden die Kassiden nach ihrem Reimbuchstaben genannt. So sind besonders berühmt zwei Lâmîjat, d. h. zwei Gedichte, deren Reimverse sämtlich auf l (lâm), eigentlich -ali, ausgehen: Das Lied des Schanfarâ oder das Lâmgedicht der Araber, und die Klage des Wesirs Toghrâî, das Lâmgedicht der Perser, 1111 in Baghdâd verfaßt (Brockelmann S. 19 u. 147). Nach diesem Endbuchstaben, dem Reim, sind die Gedichte in den Sammlungen meist geordnet. Eine solche Sammlung von Gedichten ein und desselben Verfassers heißt Diwan. Das Wort, arabisch dîvân, d. h. Aufzeichnung, Liste, Hof, ist ursprünglich persisch, ist aber durch das Arabische in die romanischen Sprachen und von diesen zu uns gewandert.[1])

Die Perser haben auf die Ausbildung der orientalischen Poetik den allergrößten Einfluß geübt. Sie haben die Kasside mannigfach verändert, sie sind die Schöpfer des Gasels.[2]) Schon unter den Ommaijaden bahnte sich die Auflösung der Kasside in einzelne selbständige Teile an, unter den Abbassiden wurde sie zur Tatsache (Brockelmann S. 62 u. 78). Das Liebes- und Trinklied, das Jagd- und Loblied, entwickelten sich zu eigenen Gattungen (Schack, Araber I, Kap. IV—IX). Daneben bestand die Kasside als Ganzes fort, aber sie wurde an Bedeutung weit übertroffen durch das Gasel, und dieses vor allem hat auf die deutsche Dichtung gewirkt.[3])

[1]) Grdr. d. iran. Phil. I, 2, S. 3 u. 9; S. Fraenkel, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde Bd. 1, Heft 2, S. 8 (Breslau 1896).

[2]) Über das Vorkommen dieser Formen in der persischen Dichtung s. Grdr. d. iran. Phil. II. Bd. Namen- u. Sachregister, unter „Ghazal“ und „Qaside“.

[3]) Über Kasside und Gasel vgl. noch Woldemar Frhr. v. Biedermann: „Goetheforschungen“ Frankfurt a. M. 1879. S. 401 ff.

B. Das Gasel.

1. Name.

Das Wort „Gasel“ kommt von dem arabischen ghasal oder rasal, dessen erster Laut sich verschieden transkribieren läßt, denn er ist das dem Deutschen fremde arabische Kehlkopf-r. Daher die häufige Schreibung mit Gh, um es von dem gewöhnlichen g zu unterscheiden. Jedoch bleibt diese Schreibung phonetisch unzulänglich und wirkungslos, darum ist sie hier vermieden. Keine andere Form der deutschen Metrik hat einen in Schreibung, Geschlecht und Abwandlung so schwankenden Namen wie diese. Dafür nur einige wenige Beispiele:

Joseph v. Hammer schreibt in seiner Hafisübersetzung Bd. 1, Vorrede S. II: „Von 576 Gasel oder Oden“; S. VII: „in einer und derselben Gasel“; S. XVI: „das Gasel“ und „seine Gasele oder erotischen Gedichte“; S. XLII: „eine Sammlung von Gaselis“. Ferner: Hafis II, 97: „Eine Gasele“; II, 101: „vier Gasele“; II, 113: „Eine Gasel“; II, 257 Anm.: „in einem der vorigen Gaselen“; II, 487: „zu den Gasellen“. — Jos. v. Hammers „Redekünste“ haben auf S. 173 den Plural „die Gasele“ und „die Gaselen“; auf S. 420 „Gasellenrefrain“. Der Wiener Orientalist dachte also bei dieser Gedichtform an die Gazelle, an die er auch im Hafis I, S. XLII erinnert. Herder schreibt neben „Gazel“ (Herder 26, 398 u. 399) geradezu „Gazellen oder Liebesoden“ (Herder 16, 16). Die Schreibung der Orientalisten, „Ghazel“, hat damit nichts zu tun. Aber noch 1879 heißt es bei Welcker („Nord und Süd“ 1879 S. 340): „Das Ghasel, ob der Zierlichkeit seines Baues nach der Gazelle benannt.“ Mit einer Verbindung von ghasal und ghasâl schließt auch ein Gedicht Rückerts von 1860 („Poetisches Tagebuch“, Frankfurt a. M. 1888 S. 334): „Und ein flüchtiges Gasel anstimmt' ich und der Tage Dacht' ich, wo Freimund gejagt die flüchtige Gaselle.“ Platen schreibt „die Ghasele“, „die Ghaselen“, später aber, so in g und G, häufig ohne h.[1]) In der Redlichschen Ausgabe sind beide Schreibungen vertreten. Die Herausgeber der Tagebücher haben die Formen mit Gh durchgeführt, jedoch T. II, 941: „eine Gasele“. Bodenstedt („Gesammelte Schriften“ Berlin 1865) II, 45: „jedem Gasel“; plur. „die Gasels“ (II, 46, 62, 70, 215) u. „die Gasele“ (II, 146). Der Plural „Ghasele“ ist die Überschrift des 2. Buches im „Sänger von Schiras“ (Berlin 1880). Peter Cornelius („Ausgewählte Briefe“ Leipzig 1904, Bd. 1) S. 255, sing. „die Ghasele“. Noch nicht zwei Jahre später, S. 302: „in einem wunderschönen Ghasel“.

---

[1]) vgl. Rudolf Unger, Textgeschichtliche Studien zu Platens Gaselen nach den Münchener Handschriften (Kochs Studien z. vgl. Lit.-Geschichte IV, 296 Anm. 3).

Rosenzweig: sing. „dieses Ghasel" u. „diese Ghasele" (I, 752 u. 776); plur. „die Gaselen" (I, 833). Schack, Araber I, 21: die „Ghaselen"; I, 258 die „Gaselen"; II, 50 Anm. 3: „das Gasel". Woldemar Frh. v. Biedermann „Goetheforschungen" 1879 S. 403 „das Gasel". N. F. 1886 S. 375: „Ghaselen". Hermann Lingg, S. 105 u. 106 „Ghasel" u. „Ghasele". In Grimms Wörterbuch heißt es unter „Gemütsentschluß" „gas. 67", jedoch unter „Gethal" „ghaselen 139". —

Ich entscheide mich für „das Gasel", „die Gaselen", sage also: „eines dieser Gaselen". Die Einzahl „Gasel" kommt dem Arabischen am nächsten, hat den Vorzug der Kürze und ist ein unzweideutiger Singular, Eigenschaften, die der Form „Gasele" fehlen, obwohl diese für die Einzahl einst sehr gebräuchlich war. Daher konnte sie jetzt nicht gut die Mehrzahl bezeichnen, während die Form „Gaselen" dies sehr deutlich tut. Zu derselben Abwandlung neigen Schack und Rosenzweig; Horn, ferner Hermann Ethé (Grdr. d. iran. Phil. II, 288, 305 u. ö.) haben sie durchgeführt, ebenso Minor, der aber auch die einzelnen Zweizeilen oder Beits als Gaselen bezeichnet (S. 505 u. 507). Besser wird jedoch dieser Name nur für das ganze Gedicht gebraucht, da für die Strophen desselben Bezeichnungen nicht mangeln.[1])

Das Wort „Gasel" stammt zwar aus dem Arabischen, die dichterische Kunstform aber, die wir so benennen, ist eine persische Erfindung, eine Verkürzung aus der feierlichen arabischen Kasside, um eine leichtere Form zu gewinnen. Die Kasside wurde den Persern durch die arabische Eroberung vom 7. Jahrhundert an nahe gebracht und fortan bei ihnen geübt. Vor dieser Zeit gab es kein Gasel in Persien, keines bei den Arabern, die ja erst von den Persern diesen Ableger ihrer Kasside übernahmen. Oft haben auch Perser Gaselen in arabischer Sprache gedichtet.

Das Gasel ist entstanden aus dem Nesîb, dem Eingang der arabischen Kasside, der stets von der Liebe redet. Daher finden nesîb und rasal (ghasal) in den arabischen Wörterbüchern vielfach dieselbe Deutung: „Preis der äußerlich sichtbaren Glied-

[1]) Über Gasel u. Vierzeile vgl. auch Bodenstedt: „Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys". Berlin 1874 S. 209 ff. Ferner Salemann und Shukovski „Persische Grammatik". Berlin 1889 S. 101 (Porta linguarum orientalium von Petermann und Strack, pars XII). Zu dem Namen „Gasel" s. noch Friedrich Veit in Kochs Studien z. vgl. Lit.-Gesch. VII, 264 Anm. 1.

maßen der Geliebten“ oder „dichterisches Lob der äußeren Schönheit einer Frau, um ihr die Liebe zu beweisen“. Jedoch hat man auch Unterschiede aufgestellt und rasal besonders erklärt als „Reden, Handlungen und Umstände, die geschehen zwischen dem Verliebten und dem Gegenstand seiner Liebe“, so Abd el Muttalib el Baghdâdi in dem Buche Naqd eššiʿr, d. h Untersuchung der Poesie (Poetik). Rasal heißt auch „carmen, quo vir feminae blanditur“ [1]) oder „Erzählung von Frauen und von der Liebe zu Frauen; Worte, die über die Eigenschaften einer Frau und ihre Liebe gesagt werden“. Das zu rasal gehörige Zeitwort bedeutet: „Kokettieren“ (von Männern gesagt), „mit Frauen scherzen“ oder „sich (zum Zwecke der Eroberung) mit Frauen unterhalten“. Die übliche Deutung „Gasel“ = „Gespinst“ ist zweifelhaft. Mit ghasâl „Gazelle“ besteht keine Verwandtschaft. All jene Erklärungen aber sind nur Umschreibungen für „Liebeslied“, und Wahl übersetzt daher: „amatorius sermo, amatorium carmen, ode“ („Neue arabische Anthologie“, Leipzig 1791, Teil 2 S. 227). Bald ist der Begriff des Gasels auch auf Trinklieder und religiöse Hymnen ausgedehnt worden.

2. Form.

Wie in der Kasside, so bleiben auch im Gasel Versmaß und Reim das ganze Gedicht hindurch gleich. Auch die Reimstellung ist dieselbe, also, wenn die reimlosen Verse mit x bezeichnet werden: aa xa xa xa usw. Auf die Reimreinheit legt der Perser kein großes Gewicht (Horn S. 59). Die Länge des Gasels schwankt zwischen vier und zwölf Beits; es finden sich aber deren bis zu 19. Das erste, in sich selbst reimende, heißt matla oder Königsbeit. Mitunter aber wird die beste Zweizeile des Gasels „das Königsbeit“ genannt. Eigentlich sollen die zweite und vorletzte Strophe die vorzüglichsten im ganzen Gasel sein, sind aber in ihrer Stellung schon nicht mehr unveränderlich und stehen in verschiedenen Handschriften nicht selten an verschiedenen Stellen. Nur das erste Beit, matla, das gleichsam die Überschrift bildet, und das letzte, in welchem der Dichter seinen Namen nennt, sind in ihrer Stellung fest. Im Gasel herrscht also dieselbe Lockerheit des Aufbaues wie in

[1]) s. Freitag, „Lexicon arabico-latinum,“ s. v.

der Kasside. Eine Verbindung der Zweizeilen fehlt, vielmehr gilt deren völlige Selbständigkeit als besondere Schönheit.[1]) Nur die Stimmung, die über dem Ganzen ruht, schafft eine höhere Einheit. Ein einziges Band aber stellt auch äußerlich einen Zusammenhang zwischen den losen Gliedern her, der Reim. Er ist die Schnur, an der die Beits wie Perlen aufgereiht sind.[2]) Hierin liegt die Notwendigkeit begründet, die den Deutschen so fremdartig anmutet, daß der Reim der ersten Zweizeile auch durch alle folgenden Beits läuft: „Denn da die lyrische Poesie überhaupt in unzählige Bilder und Empfindungen auseinanderflattert, so finden jene Völker für gut, ihr äußerlich die strengste Fessel anzulegen“ (Platen in der Vorrede zur Hafisübersetzung, R III, 211); vgl. auch Rückert-Pertsch S. 57 u. Horn S. 70 u. 119.

Um diese Bindung durch den Reim noch stärker zu betonen, wird ihm bei den Persern häufig ein Wort oder eine Gruppe von Worten angehängt und jedesmal buchstäblich wiederholt. Deutsche Dichter haben das meisterhaft nachgebildet, so Platen

„Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her.“

— Ein solcher Anhang, der dem Reimwort folgt, wie hier „hin und her,“ heißt mit einem arabischen Wort: Radîf, d. h. „der, welcher hinten auf dem Tier aufsitzt,“ dann „Nachschub“ (vgl. auch „Buch des Kabus“ S. 719 Anm. 2). Der persische Verfasser der „Sieben Meere“ hebt mit Stolz hervor: „Dieses Kunststück ist den Persern eigentümlich und nicht bei den Arabern vorhanden“ (Rückert-Pertsch S. 166). Jedoch erinnert schon Rückert daran, daß auch die Araber kleine Radifs, allerdings in engster Verbindung mit dem Reime, kennen. Das selbständige Radif ist eine persische Erfindung.

Im Deutschen ergibt der Reim in Verbindung mit dem Radif den erweiterten Reim, dessen zweiter Bestandteil aber stets buchstäblich wiederkehrt, also ein rührender Reim ist. Das Radif als solches sei in deutschen Gaselen „Überreim“ genannt. Ich unterscheide also: Reimgaselen, d. h. solche, die

[1]) „Perspektiven.“ Verm. Schriften von Adolf Friedrich Graf v. Schack, 1894. I, 285.

[2]) Im Arabischen bedeutet ein und dasselbe Verbum nasama 1. Perlen an einer Schnur aufreihen und 2. ein Gedicht metrisch komponieren.

nur den Reim haben. Überreimgaselen, die den Reim in Verbindung mit dem Radif, dem Überreim, haben. Daneben findet sich in der deutschen Dichtung sehr selten noch eine dritte Art, die aber nur ein Zerrbild der Urform ist. Sie schließt die Zweizeilen nicht mit Reim oder Überreim, sondern ständig mit demselben Wort und sei Stichwort- oder Wortgasel genannt (vgl. in Teil IV: Joseph v. Hammer, Goethes Lied auf den Elfer, Holtei und Lingg).

Das Radif ist eine der vielen Formen des Refrains oder Kehrreimes.[1]) Es bindet wie dieser die Strophen untereinander, nimmt aber dadurch eine Sonderstellung ein, daß es niemals ohne den vorhergehenden Reim erscheinen kann und nur eine Erweiterung oder Verstärkung desselben ist. Dieses enge Verhältnis zum Reim soll auch durch den Namen Überreim bezeichnet werden.[2]) Er muß im deutschen Gasel stets wenigstens ein selbständiges Wort sein. Es lassen sich zwei Arten des Überreims unterscheiden:

1. Der gebundene Überreim, der in engster und unlösbarer Verbindung mit dem Reim und dem ganzen Verse steht, so bei Platen:

„Dir, edler Jüngling, bring' ich heut ein Lied,
Dir, schöner Freund, sei stets erneut ein Lied!"

2. Der freie Überreim, der nicht innerlich mit dem Verse verbunden ist und ohne Störung des Sinnes auch fehlen könnte, aber durch die Form unlösbar in das Gedicht eingefügt ist, da ja die reimenden Verse in Silbenzahl und Versmaß mit den reimlosen übereinstimmen. Z. B. Platens Gasel 81:

„Tiefer sinkt die Nacht und dichter allzumal,
Durch die Blumen tanzen Lichter allzumal."

Es läßt sich nicht immer bestimmt entscheiden, welche der beiden Arten des Überreims vorliegt.

---

[1]) Aber kein Refrain im engeren Sinne, sondern nur in der allgemeinen Bedeutung wie bei Richard M. Meyer, „Die Formen des Refrains" Euphorion 1898, V, 1 ff. vgl. auch Minor S. 427 ff.

[2]) Die Anschauung Minors (S. 405), man habe es in solchen Fällen „bloß mit einem einzigen Reim zu tun, der zuletzt in einen rührenden Reim ausläuft, aber für das Ohr nicht unterbrochen wird" trifft auf den kurzen und eng gebundenen Überreim zu, nicht aber auf den Überreim im allgemeinen.

3. Erweiterungen der Form.

Eine Kasside, oder, was in der Form dasselbe ist, ein Gasel ohne das Reimpaar am Anfang heißt kitâ[1]) oder „Bruchstück". Hier bringt also erst der zweite Vers den Grundreim, den alle geraden Verse weiterführen.[2]) Verschiedene andere Formen der Zweizeilendichtung und die mannigfachen Künsteleien der persischen Poetik gehören nicht hierher, da sie für die deutsche Dichtkunst ohne Bedeutung geblieben sind.[3]) Verwandtschaft mit dem Gaselreim zeigen noch manche Formen der persischen und arabischen Dichtung, so das Muwaschschaha oder Gürtelgedicht und das Zadschal oder Klanggedicht, beide in der volkstümlichen Dichtung der spanischen Araber sehr beliebt.[4]) Solche Formen haben die Poetik der romanischen Völker beeinflußt und sind mannigfach nachgebildet und umgestaltet worden. Erwähnt sei nur die Glosse, die dem arabischen Tachmîs nahe steht,[5]) und die u. a. auch Platen geübt hat (R 351, 521, 523; II, 376/78). Die Sammlungen altspanischer Gedichte, von denen er manche kannte, sind voll von Formen arabischer Herkunft (Schack, Araber I, 127). Wie das Neugriechische in seinen „politischen" oder bürgerlichen Versen, so hat das Arabische in seinen volkstümlichen Formen meist die quantitierende Metrik aufgegeben und dafür den Akzent zur Herrschaft kommen lassen (Brockelmann S. 12, 251, 255). Die alte arabische Kunstdichtung aber kennt nur die Quantitätsmessung, ebenso die persische, die sich ganz auf arabischen Versmaßen aufbaut, einige davon auch selbständig weiterentwickelt hat.

---

[1]) Wie in so vielen Fällen gibt es auch bei diesem Ausdruck keine allgemein gültige Schreibung. Ich habe hier, wie auch sonst vielfach, die am wenigsten fremdartige gewählt.

[2]) Grdr. d. iran. Phil. II, 219; Horn S. 70.

[3]) vgl. Rückert-Pertsch S. 64, 77, 88ff.; Horn S. 52ff.

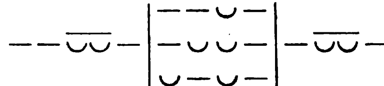
[4]) Schack, Araber. I, 50—55 u. 118—129. Darauf stützt sich Moriz Carriere, „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen." 2. Aufl. Leipzig 1884. S. 420. Vgl. auch Brockelmann S. 150ff.

[5]) Eine andere Form des Tachmîs s. Brockelmann S. 255.



C. Das Rubâî oder die persische Vierzeile.

Dagegen ist das Versmaß für den Vierzeiler von den Persern frei erfunden:



Diese Vierzeile ist durchaus eine selbständige Schöpfung des persischen Geistes und schließt sich an eine weitverbreitete volkstümliche Liedform an.[1]) Auch im Gasel mag persisches Eigengut stecken; persisch ist die Ausbildung des Radif, Parallelismus und Wiederholung bestimmter Versteile war in der älteren Dichtung der Perser so gebräuchlich wie bei anderen Völkern. Die Tataren, mit denen die Perser seit jeher in Berührung stehen, üben der persischen Kunstdichtung nah verwandte Formen (W. v. Biedermann, Ztschr. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. II, 424). Die allerdings erst neupersische Sage von der Entstehung des Reimes aus dem Gespräch zweier Liebenden, des Sassaniden Behrâm (420—438) und seiner Sklavin Dilarâm, die beide Rede und Gegenrede stets mit dem Namen des andern schließen, sucht den Reim überhaupt zu einer persischen Erfindung zu stempeln.[2]) Und, bedeutsam genug, dieser immer wiederholte Reim auf -râm erinnert an den Gaselreim, und das Gespräch der beiden Liebenden könnte etwa als eine „kitä“ betrachtet werden.

Auch über die Entstehung des Vierzeilers gibt es eine persische Sage, die bei Rückert-Pertsch S. 55/56 erzählt wird.[3]) Mit Recht heißt diese für das Epigramm bei den Persern sehr beliebte Form bei uns „persische Vierzeile“. Ihr arabischer

---

[1]) Hermann Ethé im Grdr. d. iran. Phil. II, 219 u. 223. Horn, S. 46/47 u. 70.

[2]) Redekünste S. 35. Hieraus nahm Goethe den Stoff zu dem Gedicht: „Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden (W. A. 6, 180), das Grundmotiv der Erfindung des Reimes in der Helenatragödie, „Faust“ II. Teil. Rückert hat dieselbe Sage in einem Gasel behandelt. (Beyer, N. M. I, 249). Vgl. noch Paul Horn: „Was verdanken wir Persien?“ Nord u. Süd, Bd. 94, S. 386 u. Horn S. 47.

[3]) Sie erscheint im Deutschen zuerst in „Tröst Einsamkeit“ hrsg. v. Achim von Arnim. Heidelberg, Aprilheft 1808. Neu hrsg. v. Friedrich Pfaff, Freiburg i. B. und Tübingen 1883, S. 66: „Entstehung der neupersischen Poesie. Aus dem Persischen des Deuletschah“ von Fr. Wilken.

Name „rubâî“ bedeutet „vierfach“, d. h. aus vier Zeilen bestehend. Die Form gleicht dem Anfang des Gasels: V. 1, 2 und 4 reimen aufeinander, V. 3 bleibt in der Regel reimlos. Das Rubâî erreichte seine höchste Vollendung in den Sprüchen des Omar Chajjâm († 1121), das Gasel in dem Diwan des Hafis († 1389). Beide Formen sind in der deutschen Kunstdichtung heimisch geworden. Man hat auch geglaubt, sie in volkstümlichen deutschen Reimen wiederzuerkennen. (Vgl. darüber Teil IV, C.)

II.

Platens Gaselendichtung.

A. Geschichtliches.

1. Platen und der Orient.

Dem deutschen Volke sind diese, von orientalischem Geist geschaffenen Formen, bis in die neueste Zeit fremd geblieben Dagegen ist eine Schöpfung des Orients, die des Dichterischen genug enthält, ihm von jeher nahe gewesen: die Bibel. Sie war stets die bedeutendste Erscheinung östlichen Geistes im Abendlande und ihre Kenntnis allgemein verbreitet. Goethe war zeit seines Lebens mit ihr wohlvertraut.[1]) Er nun war berufen, eine ganz neue Seite des Orients dem Deutschen zu eröffnen. Sein „Westöstlicher Diwan“ (Stuttgart 1819) war die Entdeckung poetischen Neulands und hat viele westliche Dichter zu östlichem Sange geweckt. Rückert und Platen waren die ersten, die der Richtung nach Osten folgten.

Auch Platen lernte den Orient zuerst durch die Bibel kennen. Schon dem Knaben kam der Gegensatz zwischen Luthertum und Katholizismus lebhaft zu Bewußtsein (T. I, 19 u. 30/31). Die in seiner Kirche ungleich höhere Bewertung der Bibel konnte ihm nicht entgehen. Daß er sie eifrig gelesen, beweisen zahlreiche biblische Anklänge in seinen Werken und seine Behandlung biblischer Stoffe. Schon im Juni 1811 schreibt er ein Gedicht „David mit seiner Harfe an den schwermütigen Saul“ (R 745), das er 1813 in „Saul und David“ umarbeitet (R 338). Derselbe Stoff findet sich in seinem drama-

[1]) Viktor Hehn: „Gedanken über Goethe“, 3. Aufl. Berlin 1895, S. 390 ff.; Herm. Henkel: „Goethe und die Bibel“. Leipzig 1890. Dazu die Nachträge in Kochs „Studien zur vgl. Lit.-Geschichte“ I, 120 u. 514; V, 354; VII, 120 f.

tischen Nachlaß (Petzet Nr. 65), ebendort noch anderes aus der jüdischen Geschichte: „David und Jonathan“, „Rehabeam“, „Aristobulos“, „Die Zerstörung Jerusalems“, „Abimelech“ (Petzet Nr. 26, 35, 58, 59, 70). In Erlangen pflegt er am frühen Morgen im Neuen Testament zu lesen (T. II, 399 u. 565), zu anderer Zeit liest er allnächtlich die Bibel (T. II, 508). Nach Italien begleiten ihn 1824 nur zwei Bücher, das eine davon ist das Neue Testament (T. II, 640), und als er im April 1828 Rom verläßt, um Italien zu durchreisen, nimmt er die Bibel mit (T. II, 856). Doch schon früh knüpfen sich für ihn noch andre Beziehungen zum Orient. Als Page schreibt er ein Gedicht „An die Tulpe“, diese recht eigentlich orientalische Blume, die er in den Gaselen so häufig besang.

1814 lernt er zum ersten Mal weltliche Weisheit des Orients kennen. Damals erschien im „Morgenblatt“ Nr. 282 ff. unter dem Titel „Ogusname“ eine tatarische Sprichwörtersammlung. Platen fand daran so großes Gefallen, daß er sich viele Sprüche abschrieb, einige auch ins Tagebuch eintrug (T. I, 149/50). Der 73. Satz seiner „Lebensregeln“ (R III, 202) entnimmt seine Begründung „Kälte nur bändigt den Schlamm, damit er den Fuß nicht beschmutze“ dem „Ogusname“ im „Morgenblatt“ von 1814, S. 1125. Noch 1818 gedenkt Platen dieser Spruchweisheit (T. II, 64 u. 158).

Indessen hatte sich seine Kenntnis des Orients erweitert. Auf dem Marsche nach Frankreich besucht er das Naturalienkabinett in Mannheim, wo er türkische Kleidungsstücke betrachtet (T. I, 196); in den Schwetzinger Anlagen lernt er eine genau nachgebildete Moschee kennen, deren Inneres schöne Inschriften, Übersetzungen orientalischer Sprüche, zeigt (T. I, 221). Während des Aufenthalts in Frankreich plant er ein episches Märchen, „Die Harfe Mohamets“, und beginnt alsbald die Ausarbeitung (T. I, 277). Er spricht noch öfter von diesem Unternehmen, zuletzt T. II, 501, ohne über die Anfänge hinauszukommen. Im „Sieg der Gläubigen“ erwähnt er Mohammed zweimal (R II, 16 u. 20); auch in Tassos „Gerusalemme liberata“, wo er manches Orientalische finden konnte, begegnet ihm der Prophet, so Canto II, 69. Eine deutsche Übersetzung dieser Stanze gibt er T. I, 497/8. An Voltaires „Mahomet“ tadelt er die Befleckung

des Helden als eine ungeschichtliche Schändung (T. II, 78). Seine Neigung zu dem Stifter des Islam ist unverkennbar.

So hat er denn auch den Völkern des Propheten seine Teilnahme zugewandt. Er liest über die Araber in Spanien (T. I, 502 u. II, 364), die Bürgerkriege in Granada (T. I, 758 u. 760) und plant selbst ein Drama: „Die Mohren in Spanien“ (T. II, 501). Eingehend beschäftigt er sich mit Massons Epos „Les Sarrasins en France“ (T. I, 505, 854, 857 ff. 865 u. II, 332). Die spanische Romanzendichtung, deren Inhalt ja die Kämpfe mit den Mauren bilden, lernt er schon in Herders „Stimmen der Völker“ (eigentlich „Volkslieder“, Leipzig 1778) kennen und erinnert sich daran, als er die Romanzen in der Ursprache liest (T. I, 131 u. 760). Herders „Cid“ (T. I, 749) und die spanischen Romanzen führen ihn noch mehr in das Ringen zwischen Kreuz und Halbmond ein (T. II, 97, 220). 1819 übersetzt er zwei Gedichte aus dem Altspanischen, denen nur das Königsbeit fehlt, um für Gaselen zu gelten (R 346/7). „Küsse und Jahreszeiten“ von 1820 zeigen dieselbe Reimordnung; im „Abschiedslied“ von 1824 geht durch die 12 geraden Verse ein und derselbe Reim (R 404/6 u. 535).

Den eigentlichen Orient aber bringen ihm Herders „Zerstreute Blätter“ nahe (T. I, 749). In der dritten Sammlung (Herder 15, 571 ff.) findet er eine Untersuchung über Persepolis, die sich zugleich mit altpersischem Kult und Mythos beschäftigt. Und die 4. Sammlung bringt in vier Büchern „Blumen aus morgenländischen Dichtern gesammlet“ (Herder 26, 435 ff.). Die drei ersten Bücher bearbeiten Stoffe aus Saadis „Gulistan“, das vierte enthält u. a. Gedichte von Rumi und Hafis. Platen lernt hier eine Auswahl persischer Dichtung kennen, die Herder selber freilich nicht aus der Ursprache, sondern, wie seinen „Cid“, aus Übersetzungen gewonnen hatte. Auch die Anfänge zu einer Geschichte der persischen Literatur lassen sich in den „Zerstreuten Blättern“ erkennen (Herder 16, 14 ff.). Daß Herder darin den lehrhaften Saadi so hoch stellt, hat Platen gewiß gebilligt; diese Richtung war ihm selbst nicht fremd. Im Mai 1817 liest er Herders „Briefe zu Beförderung der Humanität“, in deren 10. Sammlung Ormuzd und Ahriman, die Vertreter des Guten und Bösen in der iranischen Religion, erwähnt werden. Seine besondere Teilnahme findet die 7. und 8. Sammlung (T. I,

762). Gerade hier aber wird die Bedeutung der Araber für die europäische Bildung lebhaft gewürdigt.[1]) Dieselbe Schrift bringt ihm auch Gedanken Lessings nahe, dessen „Nathan" seine Teilnahme für den Osten vielleicht noch erhöht (T. I, 514; II, 944).

Als er 1817 hört, daß die Prinzessin von Wales eine Reise nach Persien beabsichtige, versucht er, in ihr Gefolge aufgenommen zu werden. Er erfährt aber, daß man die Reise vorläufig hinausgeschoben habe und kann seinen Schritt nur als „verunglücktes Abenteuer" verzeichnen (T. I, 746, 769). Den Sommer 1817 verlebt er in Schliersee und besucht hier die Kapelle, die ein Graf in der Gefangenschaft der Sarazenen gelobte (T. I, 774). In Achenthal fällt ihm der Kopfputz der Frauen auf, den er einem persischen Turban vergleicht (T. I, 826).

Seine Sprachkenntnis und Beschäftigung mit fremden Literaturen hält ihn stets in enger Verbindung mit dem Orient. Er liest Hesiods „*Ἔργα καὶ Ἡμέραι*" und verweilt gern bei den Lehren, „die dem unerfahrenen Perser gegeben werden" (T. II, 192); er kennt Xenophons „Anabasis" und des Äschylus „Perser" (T. II, 107, 463). Er spricht von dem Perser Ibben in Montesquieus „Lettres persanes" (T. II, 110), Irans Feueranbeter, die in seinen „Abbassiden" vor Allah erliegen, begegnen ihm in Voltaires „Les Guèbres" (T. II, 155). Überhaupt hat Voltaire, den er eifrig las, ihm die verschiedensten orientalischen Stoffe nahe gebracht, u. a. die „Semiramis", die Platen mit dem gleichnamigen Stück des Crébillon vergleicht (T. II, 104, 152, 155). Früher schon hatte er die „Semiramide" des Metastasio gelesen, bei dem er auch einen „Artaxerxes" und „Alexander in Indien" fand (T. II, 77, 79, 91).

Mit Wilkens „Geschichte der Kreuzzüge" beschäftigt er sich in Würzburg (T. II, 228). Zu der Welt des Islam führen ihn Byrons „Bride of Abydos" und desselben „Giaur". Biblische Laute vernimmt er in dessen „Hebrew melodies" (T. II, 191, 187, 383). Manches Orientalische findet er in dem Schrifttum der südlichen Völker. Er liest Sismondi: „De la litterature du midi de l'Europe" und erwähnt dessen Bemerkungen über die Araber (T. II, 48). Er kennt den Ariost und Tasso, Camoëns und Calderon, in dessen christliche Bühne ja noch immer der Halbmond hineinragt, z. B. im „Standhaften Prinzen", den Platen

[1]) Die 7. Sammlung, Riga 1796, S. 62 ff.; Herder 18, 29 ff.

besonders gern liest (T. II, 116, 160 ff.). In Calderons „Noch bis nach dem Tode lieben“ konnte er in dem Festgesang der Mauren eine Form der arabischen Dichtung, das Zadschal, erkennen (Comedias de Calderon, ed. Keil, IV, 574; Schack, Araber I, 122). Platen schrieb zu diesem Stück eine dichterische Überschrift (T. II, 213; R 537). Calderons Sprache in ihrer bunten Fülle und überreichen Bilderwelt mutet orientalisch an (Schack, Araber I, 130). Die Schauspiele dieses westlichsten Dichters sind im Stil nächstverwandt der orientalischen Lyrik. Daher Goethes Wort:

„Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen“, (W. A. 6, 130),

ein Urteil, das Platen bestätigt (R III, 212), nachdem er Calderon und Hafis in der Ursprache gelesen.

Goethes „Westöstlicher Diwan“, dem dieser Spruch entstammt, ist schon im Erscheinungsjahr in Platens Händen. Am 1. November 1819 schreibt er: „Je me suis occupé du »Divan« de Goethe“ (T. II, 330). Es war der 28. Oktober 1819, als er auf Besuch bei seinen Eltern in Ansbach jene Dichtung kennen lernte, die für ihn so bedeutsam werden sollte. Gleich der erste Eindruck veranlaßt ihn zu einem „Parsenlied“ (R 328) in losem Anschluß an Goethes „Vermächtnis altpersischen Glaubens.“ Seine eifrige Beschäftigung mit dem „Diwan“ zeigen zahlreiche Äußerungen in seinen Schriften, so T. II, 493, 509, 512, 515, 534. In einem Brief an Friedrich Fugger vom 4. Februar 1821 (Nachl. I, 115) rühmt er Goethes vortreffliche Darstellung der persischen Dichter und noch in einem Briefe an Johannes Minckwitz vom 18. Dezember 1833 erinnert er an ein Wort aus „Wanderers Gemütsruhe“, W. A. 6, 106 (Nachl. II, 287).

Während Orientalisches in früheren Gedichten noch ganz allgemein gehalten ist, so der Sultan in einem Gedicht von 1814, „An die Nacht“, und ein anderes von 1818, „Von Magiern heißt es“ (R 383, 333), finden wir in einem Gedicht von 1820: „Licht“, den ersten iranischen Klang: „Ahriman sogar, der dunkle, wird zuletzt vergehn im Lichte“ (R 45). Die Quelle dafür sind Herders Humanitätsbriefe, 10. Sammlung (Riga 1797), 123. Brief (Herder 18, 295/6).[1]

[1]) Denselben Gegenstand behandelt Herder im 6. Kap. der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“, 1774, 1. Bd. Teil 3 (Herder 6, 495 ff.)

Am 6. Juli 1820 spricht Platen mit dem Orientalisten Kanne in Erlangen, weil er sich entschlossen hat, Persisch zu lernen: „Ich redete vom Persischen mit ihm, das ich anfangen will zu lernen" (T. II, 403). Am 1. August macht er den Vorsatz zur Tat und merkt bald die Schwierigkeiten des Unternehmens (T. II, 407). Die Wendung zum Persischen ist ein freier Schritt Platens, angeregt durch Goethes Diwan, in dessen „Noten" die Beschäftigung mit dieser Sprache verlockend genug geschildert wird (W. A. 7, 106). Den Einfluß Goethes bekennt Platen selbst im Schlußwort seiner ersten Gaselensammlung (35). Am 21. August 1820 besucht er Rückert in Ebern und spricht mit ihm über Persisch (T. II, 411). Im Wintersemester 1820/21 hört er bei Kanne ein „privatissimum arabicum" (T. II, 434). Trotz seiner Befürchtung, „zum Persischen wird keine Zeit bleiben", ist er im Dezember auch damit eifrig beschäftigt (T. II, 431). Schon denkt er an einen Aufenthalt in Paris zu orientalischen Studien (T. II, 436).

Seinen freudigen Eifer schildert uns sein Freund Engelhardt, dem dabei jedoch mehrere Irrtümer begegnen. Er läßt Platen durch „Rückerts Übersetzungen der Mesnewi von Dschelaleddin Rumi" zur Beschäftigung mit dem Persischen angeregt werden. Das ist schon zeitlich unmöglich, denn diese erschienen erst im Herbst 1820, und zwar waren es nicht die „Mesnewi" oder Doppelverse des persischen Mystikers (Reim aa bb), sondern Gaselen aus dessen „Diwan" (Horn, S. 161 ff.). Sie standen auch nicht im „Frauentaschenbuch", sondern im „Taschenbuch für Damen", Cotta'scher Verlag, Jahrgang 1821. Engelhardt hat erst später sich dem Persischen zugewandt, daher sein Irrtum hinsichtlich Platens (vgl. Unger S. 137/38). Im Januar 1821 üben sich beide Freunde in der Schreibung deutscher Vorlagen mit persischen Buchstaben. „Wie jeder Laut ins Persische übersetzt werden müsse, haben wir festgesetzt" (T. II, 436/37 u. 443). Oft gebraucht Platen die persische Schrift auch für Aufzeichnungen in deutscher Sprache; einige Briefe unterschreibt er persisch (T. II, 443, 502; Nachl. I, 132, 137).

Am 3. Januar 1821 entsteht ein Gedicht, ein Vorklang der Gaselen:

„Singt, ihr Briten, Spenserstanzen,
Und Kassiden singt, ihr Persen:
Arm an Maß zwar ist der Deutsche,
Doch nur allzureich an Versen" (R 525).

Aus verschiedenen Werken, besonders aus Hammers „Fundgruben“[1]) schreibt er sich einen „Codex persicus“ zusammen (T. II, 445/47). Proben von Übersetzungen schickt er an Rückert, dem sie so gefallen, daß er Platen rät, sich am „Schahnameh“ zu versuchen und ihm einen Teil desselben in eigener Abschrift schickt, ihn auch in Erlangen besucht, wo beide über den Orient sprechen (T. II, 447, 464). Platen hat vom Schahnameh niemals mehr kennen gelernt, als was Rückert ihm damals überließ, 18 000 Verse, während das ganze iranische Heldenepos mehr als siebenmal so umfangreich wie die Ilias ist. In Wien hätte er es finden können. Daher klagt er im Herbst 1822, als er seine Reise dorthin plötzlich aufgibt: „Wie konnte ich den Besitz Firdusis aus der Hand geben, nach welchem ich mich so lange her sehne?“ (T. II, 556.) Er bevorzugt im Schahnameh die „Abenteuer des Isfendiar“ (T. II, 477, 508); ein anderes Gebiet desselben, den Alexanderstoff, findet er in Nisamis "Iskandernameh“ besonders behandelt (T. II, 508).

Er übersetzt das Eingangsgebet dieses romantischen Epos im Versmaß der Urschrift[2]) (R 550), erkennt aber bald, daß das epische Metrum der Perser, das Mutakarib[3]), in der deutschen

⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ —
⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ — — | ⏑ —

Sprache kaum möglich ist. Dem Rate Rückerts, Geschichten aus dem Schahnameh in demselben Versmaß zu übersetzen, ist er nicht gefolgt (T. II, 447). Rückerts eigener Versuch im deutschen Mutakarib, eine Stelle aus Saadis „Bostan“, ist nicht gelungen.[4]) Platen hat nur im Motto zum „Spiegel des Hafis“ (86) sich

---

[1]) „Fundgruben des Orients“, herausgeg. v. Joseph von Hammer, 6 Bände, Wien 1810—19.

[2]) Seine Übersetzung ist von Julius Hart in den „Persischen Diwan“ (S. 81) aufgenommen. Sie findet sich auch bei Elise Polko „Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße.“ Breslau (o. J.) S. 42. — Über das persische Versmaß, das Mutakarib, spicht Platen in einer Anmerkung seiner Vorrede zu der „Hafisübersetzung“ (R III, 210).

[3]) Das Mutakarib, ursprünglich ein arabisches Versmaß, von den Persern strenger geregelt, herrscht in den persischen Epen. Es besteht aus zwei Reihen von je vier reinen Bakchien, deren letzter katalektisch ist; die beiden Reihen oder Halbverse reimen aufeinander (Grdr. d. iran. Phil. II, 187/88):

[4]) Horn, S. 96; Grdr. d. iran. Phil. II, 208, Anm. 5.

noch einmal darin versucht. Noch einen andern Stoff, den schon Firdusi behandelt, lernt er in der Bearbeitung eines persischen Romantikers kennen: „Jussuf und Suleicha“ von Dschami (T. II, 745, 754, 761). Daraus nahm er das Motto zu seinen ersten Gaselen. Aber näher als die Epik der Perser steht ihm ihre religiös-moralische Dichtung, das „Pendnameh“ oder Buch des Rats von Ferideddin Attar (T. II, 436, 548 u. ö.), des Saadi „Gulistan“ oder Rosengarten und „Bostan“ oder Lustgarten (T. II, 504, 508/9, 513. 550, 734). Er liest die Reisen des Pietro della Valle und belehrt sich auch sonst über Persien (T. II, 509 u. 463). Seine Hoffnung auf einen „Diwan“ des Dschelaleddin Rumi erfüllt sich nicht (T. II, 499); nur einmal erwähnt er den Kemal Ismail und die Gaselen des Dschami (T. II, 734, 587), der neben der romantischen und mystischen Dichtung auch die erotische Lyrik pflegte und, wie alle persischen Lyriker, sein Vorbild in Hafis sah.

Auch auf die deutsche Dichtung hat Hafis unter allen Persern am meisten gewirkt: Goethe, Platen, Rückert, Daumer, Bodenstedt sind in seinen Spuren gewandelt. Sein Einfluß auf Platens Gaselen wird sich bei deren Besprechung zeigen. Das 27. u. 28. Heft der Tagebücher ist voll von seinem Namen und Dichten. Am 30. Mai 1821 wird er zum ersten Mal genannt (T. II, 461). Aber er muß schon vier Jahre früher in Platens Gesichtskreis getreten sein, als dieser Herders „Zerstreute Blätter“ las (T. I, 749). Hier wird (IV, S. 122, Herder 16, 16) „Haphyz“ besprochen. Anmutiger tritt ihm der östliche Lyriker in Goethes Diwan entgegen, während ihn Rückerts „Östliche Rosen“ enttäuschen (T. II, 505).

Die Beschäftigung mit dem Persischen führt ihn unmittelbar zur Kenntnis des Hafis, der auch im „Codex persicus“ den Löwenanteil davontrug. Platen lernt daraus (T. II, 461) Gaselen des Persers auswendig. Das Entstehen dieser persischen Blumenlese fällt mit dem Beginn seiner Gaselendichtung zusammen, Anfang 1821, (T. II, 445), so daß also Hafis von Anfang an diesen Gedichten nahe stand. Im August selbigen Jahres denkt Platen daran, ihn im Urtext herauszugeben (T. II, 477/78) und beginnt in Göttingen eine Hafishandschrift auszuschreiben (T. II, 486, 490; Nachl. I, 132). Schelling verschafft ihm die Münchener Handschrift eines „Diwan des Hafis“, die er mit

großem Fleiß abschreibt.[1]) Kaum ist diese umfangreiche Arbeit vollendet, so stellt er sich eine Auswahl von 223 der schönsten hafisischen Gaselen zusammen, die er auf Reisen stets mit sich führt (T. II, 515, 518, 521, 524). Eine neue Blumenlese von 133 Gedichten schafft er sich beim Abschreiben einer anderen Hafishandschrift, die ihm Joseph von Hammer aus Wien zuschickte (T. II, 572, 579, 580). Diese zweite Hafisauswahl soll sein persisches Taschenbuch für künftige Reisen und Feldzüge werden und hat ihn auch in Italien nicht verlassen (T. II, 856); auf dem Wall von Bologna liest er den Sänger von Schiras (T. II, 959; Mai 1834). Wieviel er bei seiner Beschäftigung mit Hafis der Hammerschen Übersetzung verdankt, bekennt er selbst in der Vorrede zu seinen Hafisnachbildungen, R III, 209 (T. II, 509).

Unentbehrlich aber zum Verständnis des Hafis — wie des Persischen überhaupt — ist das Arabische; sind doch in manchen seiner Gaselen die Verse abwechselnd arabisch und persisch, so bei Hammer II, 137, 333, 362 u. ö. Daher treibt Platen auch diese Sprache und selbst die der Türken (T. II, 506, 509, 535). Jedoch liebt er nur das Persische, obwohl dessen weichliches Wesen ihm nicht entgeht. Von den Arabern aber schreibt er: „Dies Volk ist weit mehr abstrakt, auch fehlt seiner Sprache der süße Wohllaut der persischen“ (Brief an Friedrich Fugger vom 4. II, 1821, Nachl. I, 115). Über die „Makamen des Hariri“ scheint ihn Rückert selbst unterrichtet zu haben (T. II, 757). Kenntnis der Makamen setzt auch ein Brief Rückerts voraus, in dem dieser zugleich seine Übersetzung von Liedern aus der Hamasa erwähnt.[2]) Ein Werk, das persische und arabische Einflüsse vereint, „Tausendundeine Nacht,“ liest Platen in englischer Übersetzung, nachdem er schon früher einen Stoff daraus in dänischer Bearbeitung kennen gelernt, Öhlenschlägers dramatisches Märchen: „Aladdin eller den forunderlige Lampe“ (T. II, 448, 530). Kalidasas „Sakontala“ liest er in Forsters deutscher Übertragung, ebenso A. W. Schlegels „Göttin Ganga“ (T. II,

[1]) T. II, 504, 509, 510, 515, 592.

[2]) „Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückerts und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften“. Von C. Beyer. Wien 1877, S. 364. In dem Sonett „An Rückert“ spricht Platen sein Entzücken über die Makamen aus (R 167).

411, 407). Er lernt die Anfangsgründe des Sanskrit und kommt durch einen Besuch bei A. W. Schlegel noch einmal vorübergehend mit dem Indischen in Berührung (T. II, 490, 533/34). Für seine „Abbassiden" hat er sich später aus „Tausendundeiner Nacht" manche Anregung geholt (T. II, 887), wie überhaupt seine Werke an so vielen Stellen Spuren regster Beschäftigung mit dem Orient zeigen. Sein „Polemisches Promemoria an die Feinde der Gaselen"[1]) betont ausdrücklich, daß der Orient dieselbe Berücksichtigung verlangen dürfe, die man dem klassischen Altertum schon so lange geschenkt habe.

Seiner östlichen Richtung verdanken die „Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis" ihr Entstehen, R 551 ff.[2]) Im Oktober 1822 übersetzt er 50 Gaselen des Hafis in der Form der spanischen Redondillas, also in Strophen zu je vier Zeilen vierfüßiger Trochäen. Der Endreim ist verschieden gestaltet; so haben in Nr. 34 die erste und letzte Strophe Kreuzreime, während in den beiden mittleren nur die geraden Verse reimen. Annäherung an den Gaselreim zeigen Nr. 3, 4, 12, 18, 21, 24, 28, 32. Jede Strophe ist ein in sich abgeschlossenes Ganze und schließt mit einem starken Satzzeichen, denn sie entspricht der Zweizeile der persischen Vorlage. Daher zerfällt jede Strophe deutlich in zwei Hälften, die durch ein Zeichen geschieden sind. Diese Zweiteilung fehlt nur in Nr. 1, Str. 2 u. 3; 2, 2; 4, 4; 8, 2; 19, 2; 29, 2; 42, 2. Zu der Umdichtung selbst und den Grundsätzen, von denen Platen ausging, vgl. T. II, 558 ff. u. R III, 209 ff. Gaselähnliche Reimformen hat er noch mehrfach gebraucht, so im „Gläsernen Pantoffel" und im „Schatz des Rhampsinit" (z. B. R II, 99 f. u. 155). Seine Hafisnachbildungen folgen dem Perser mit größter Freiheit, treffen aber so glücklich den hafisischen Ton, daß man nur Bodenstedts „Sänger von Schiras" damit vergleichen könnte. Platen ist der erste, der den persischen Meister in wahrhaft dichterischer Übertragung dem deutschen Volke zn schenken gedachte, jedoch

---

[1]) Mitgeteilt von Heinrich Meisner: „Deutsche Dichtung" Bd. 4 (1888) S. 266.

[2]) Darüber erscheint eine eingehende Untersuchung in Kochs „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" Bd. VII, Heft 3 u. 4 (Berlin 1907): „Graf Platens Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis und ihr persisches Original" von Friedrich Veit.

ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen,[1]) obwohl er mehrfach an die Drucklegung dachte (T. II, 558/59, 564, 572). Die sprachliche Schönheit dieser Strophen wird mit Recht bewundert (Fries S. 76). Platens Hafisnachbildungen gehören zum besten, was in deutschen Übersetzungen geleistet worden ist. Zwar hat Hammers Übertragung weit größere Verdienste, aber sie ist nur in Strophen geschriebene Prosa und dichterisch wertlos.

Zu Platen stand dieser Wiener Orientalist stets in freundlichen Beziehungen; er schickte ihm „Die Juwelenschnüre Abul Maanis" [2]) und seinen „Memnon" [3]) (T. II, 539, 579). Er hätte gewiß, wie schon Rückert, Kosegarten (T. II, 493) und Umbreit (T. II, 535) des Dichters orientalische Kenntnisse gefördert, wenn dieser im Herbst 1822 nach Wien gekommen wäre. Damals aber beginnt schon Platens Abkehr vom Orient und lebhaftere Beschäftigung mit der Antike. Er will sich nicht vom Orient fortreißen lassen und geht nicht nach Wien (T. II, 555/6). Er bereut es noch einmal, übersetzt in Altdorf aus Hafis und schreibt Ende Oktober 1822, zurückschauend auf die Arbeiten der letzten Jahre: „So war denn auch für dieses Jahr meine Richtung nach Osten bestimmt" (T. II, 556, 558/9, 561). Jedoch hat seine eigentlich orientalische Zeit, die mit dem 1. August 1820 begann, jetzt ihr Ende erreicht: „Der Orient ist abgetan", heißt es in den „Neuen Gaselen" (147).

Er hat sich aber nie der Welt des Ostens völlig entfremdet. Er führt uns nach Ägypten im „Schatz des Rhampsinit"; im „Turm mit sieben Pforten" und in „Treue um Treue" zu den

---

[1]) Erst die einbändige Ausgabe von 1889 brachte 16 dieser Nachbildungen; alle 50 erschienen bei R 551 ff. im Jahre 1880. — Im Grdr. d. iran. Phil. II, 305 ist Platen als Übersetzer des Hafis versehentlich nicht genannt. Er gehört hier vor Daumer. Dafür wird im Grdr. fälschlich an dieser Stelle angeführt: Wahl „Neue arabische Anthologie" Leipzig 1791, S. 46—74. Wahl hat hier aber keine Gaselen des Hafis ins Deutsche übersetzt, sondern ein „Zweiter poetischer Teil" seiner Anthologie bringt als Anhang von S. 37—74 eine Sammlung damals noch unbekannter Gedichte des Hafis, aber im Urtext. Der Irrtum, daß es Übersetzungen seien, findet sich auch bei Horn, S. 122.

[2]) „D. i. Bruchstücke vom bekannten persischen Dichter", ges. u. übersetzt von Joseph v. Hammer. Wien 1822.

[3]) „Memnons Dreiklang, nachgeklungen von Joseph v. Hammer." Wien 1823.

Arabern Nordafrikas, die einst hier den Halbmond zum Siege führten. In diese Zeit der Ausbreitung des Islam versetzen uns zwei Balladen von 1830, „Zobir“ und „Harmosan“. Dasselbe Jahr sieht die Vollendung der „Abbassiden“, in deren Prolog der Dichter einlädt, ihm nach Osten zu folgen: „Ein Märchen aus dem Orient zu lesen, Der meiner Jugend schon so lieb gewesen“ (R II, 449).

Wie einst in den Erlanger Jahren, liest er bei seinem Aufenthalt in München 1832 wieder das Pendnameh von Attar, nachdem schon 1830 eine dritte Ballade, „der Tod des Carus“, ihn wieder „an Persiens Grenzen“ geführt (T. II, 944, 921). Im Herbst 1833 plant er in Venedig eine „Geschichte der Gesandtschaften, die die Venetianer am Ende des 15. Jahrhunderts nach Persien schickten“ (T. II, 947/8). In seinem dramatischen Nachlaß findet sich eine „Trilogie aus der Geschichte von Cypern“, wovon ein Teil Ende Juli 1832 begonnen wurde: „Katharina Cornaro“ (Petzet S. 193). Er denkt auch an ein Singspiel „Die schöne Perserin“ und faßt die dramatische Behandlung folgender Stoffe ins Auge: „Die Malteser“, „Die Seleuciden“, „Saad und Saadi“, „Die drei Wünsche“, „Amgied und Assad“ (Petzet Nr. 63, 64, 74, 76, 77).

Im Herbst 1835 finden wir den Dichter in Sizilien, also in dem Teile des Abendlandes, der neben Spanien am stärksten den Einfluß der Araber erfuhr. Davon hätte auch sein Epos gehandelt, das er T. II, 873 plant: „Die Normannen in Sizilien“. Noch Platen fand die Gesichtsbildung in einer Gegend der Insel etwas sarazenisch (T. II, 991). Hier nun, in diesem westöstlichen Lande, hat ihn der Tod ereilt, gleichsam an der Schwelle des Morgenlandes. Er starb in Syrakus, der Heimat des Ibn Hamdîs, des größten Dichters der sizilischen Araber, dessen poetische Formen auch er beherrscht hat.

2. Entstehung und Wesen der einzelnen Sammlungen.

Platen ist in der deutschen Dichtung der Meister des Gasels. Die erste Bekanntschaft mit Namen und Form machte er 1817 durch Herders „Zerstreute Blätter“ und Humanitätsbriefe (T. I, 749, 762; vgl. Teil IV A dieser Arbeit). In Goethes „Westöstlichem Diwan“ und Hammers Hafis konnte er nur An-

näherungen an die Gaselform finden, durch die Beschäftigung mit dem Persischen aber wurde er unmittelbar zum Gasel geführt. Rückerts Gaselen des Dschelaleddin Rumi erschienen Michaelis 1820; Platen hat sie nicht erwähnt, aber sicherlich kennen gelernt,[1]) ehe er im Januar 1821 sich selbst in der östlichen Form versuchte. Sonst hätte er gewiß den Anspruch erhoben, das Gasel in die deutsche Dichtung eingeführt zu haben; er tat es nicht, sondern erkannte den Vorgang Rückerts an.

Sein eigenes Dichten in östlichen Reimen erwähnt er zuerst[2]) am 16. Januar 1821: „Da ich immer mehr in die persische Poesie einschreite, so versucht ich mich auch diese Tage in persischen Versmaßen, und habe mehrere Gaselen gemacht, wovon ich zwei für Engelhardt abschrieb, der sie lobte" (T. II, 445). Das erste zeitlich genau bestimmte Gasel ist vom 14. Januar 1821, ein Gedicht auf die Verbannung Napoleons, mit starker Zeitfärbung (33). Schon am 4. Februar schreibt er an Friedrich Fugger: „Unter den vielen Gedichten, die in letzter Zeit bei mir entstanden sind, sind auch viele in orientalischen Versmaßen" (Nachl. I, 115). Am 8. Februar hat er 16 Gaselen beisammen, am nächsten Tage 24. Jedes wurde alsbald „auf ein Blatt, das, mit einem roten Striche eingefaßt, die persischen Manuskripte nachahmte, abgeschrieben und Freunden gebracht" (Engelhardt S. 843). Platen ist nun entschlossen, „zwei oder drei Dutzend drucken zu lassen, um sie den Freunden auf eine leichtere Art mitteilen zu können und auch vor dem literarischen Publikum aufzutreten, wenigstens als ein Dichter, der die Sprache in seiner Gewalt hat und etwas verspricht" (T. II, 447). Unter dem Nahen

---

[1]) Daß sie ihn lebhaft ergriffen, bezeugt Engelhardt S. 843. Auch Hammers Hafisübersetzung, die Platen mit großem Gewinn benützt hat (R III, 209), wird in den Tagebüchern nur einmal erwähnt und zwar nicht als gelesen, sondern nur als „erwartet" (T. II, 509). Die Tagebücher sind kein erschöpfendes Verzeichnis von Platens Lesestoff. Gewiß hat er auch des Olearius Reisebeschreibung und das Buch des Kabus genauer gekannt. | Schon Goethes Noten zum Diwan mußten ihn darauf hinweisen (W. A. 7, 212 u. 222 ff.).

[2]) Die wertvollste Quelle für die Entstehung und Erklärung der Gaselen sind die Tagebücher. Angaben über die Entstehungszeit enthalten die Handschriften; auf ihnen beruhen die Zusammenstellungen R 699 und R III, 301 ff. Diese werden ergänzt durch Unger in Kochs Studien zur vgl. Lit.-Gesch. IV, 302 ff.

des Frühlings gestalten sich die östlichen Formen leicht „auf langen Spaziergängen unter dem reinsten Himmel"; sie sind nicht am Schreibtisch entstanden. Bis zum 13. Februar war ihre Zahl auf 35 gestiegen, die Freunde raten zur Veröffentlichung, und Platen wählt 30 Gaselen aus, die Anfang April 1821 gedruckt vorliegen.

Damit „begann er seine schriftstellerische Laufbahn", sagt Engelhardt (S. 837) mit Recht, denn die „Hymne der Genien" war in München 1817 „nur für die Freunde" (T. I, 847) gedruckt worden. Mit den Gaselen trat der Dichter vor einen größeren Kreis, daher seine starke Erregung: „es war, als ob sein Leben hier erst angehe" (Engelhardt S. 843). Das Bändchen erschien anfangs im Selbstverlag, doch schon am 10. April trat Platen sein Recht an Heyder ab. Zahlreiche Hefte, zum Teil mit Widmungen (35—45), sandte er an alle, denen er Verehrung und Liebe entgegenbrachte. Auch die bayrische Königin wurde bedacht: „Sie ist eine Freundin der Musen" (T. I, 47).

Platens erste Gaselensammlung (a) ist wahrhaft westöstlich. Sie hat diese glückliche Vereinigung vor den drei andern voraus, die sich weit entschiedener nach Osten oder Westen neigen. Die tiefsten Gedanken, besonders der religiösen Welt, werden berührt, aber nicht geschwätzig auf dem Markte erörtert, sondern wie in heiligem Raume, in feierlicher Kürze; der durch die Form bedingte Parallelismus der Gedanken mahnt zuweilen an die Würde der Psalmen (4, 14, 18, 20, 21). In allen herrscht orientalische Symbolik. Die Natur spricht ihre leisen, vieldeutigen Worte, und der Dichter ist nur der Priester, der sie uns auslegt (3, 5, 6, 12, 18, 28, 29). Die Auflösung der symbolischen Zeichen bringt meist der Schluß, der uns zugleich wieder auf den Boden des Abendlandes stellt, umsomehr, als er meist eine Beziehung auf den Dichter selbst enthält. So heben diese Gaselen gleichsam im Osten an und enden im Westen, und es scheint, als ob das Geheimnis ihrer inneren Form sich ausspreche in dem Verse: „Als aller Wesen Bild begreif die Sonne!" (12). Das Persönliche tritt stark hervor; kein Gedicht, außer dem vierten, ist davon frei. Auch der Umgebung wird lebhaft gedacht, der Freunde, vor allem des trefflichen Schubert, den 8 und 20 besingen. Der Dichter entläßt seine Lieder mit dem Versprechen: reichere Blumen werden diesen Schneeglöckchen folgen (32).

Noch derselbe Frühling brachte die Blumen. Am 13. April 1821 schreibt Platen: „Diese Zeit her sind wieder viele Gaselen entstanden, gediegener vielleicht, als die gedruckten, einst für eine zweite Auflage“ (T. II, 453). An demselben Tage reist er nach Salzburg. Auf der Wanderung von Landshut aus und angesichts des Watzmann entstehen zahlreiche Gaselen (T. II, 454). Am 24. Mai ist die zweite Sammlung druckfertig. Sie soll zusammen mit anderen Gedichten bei Brockhaus in Leipzig erscheinen (T. II, 460/2), der Titel: „Fliegende Blätter“. Dagegen macht Brockhaus Einwendungen: „Den Titel ‚Fliegende Blätter‘ bat er mich zu verändern, da er zu sehr an politische Broschüren erinnere, worin er recht hat. Freilich hatte ich ihn in sibyllinischer Bedeutung aufgefaßt. Nun habe ich ihn in ‚Lyrische Blätter‘ umgeändert“ (T. II, 468).

Am 22. Oktober 1821 kommt das erste Heft davon in Jena in seine Hände. Der Dichter selbst erklärt die Gaselen für den Hauptteil der Sammlung (R III, 206). Die Grundstimmung ist religiös. Wieder werden reichlich Bilder der Natur entnommen, aber sie werden nicht mehr auf das Irdische gedeutet, sondern auf das Ewige. Die Erscheinungen dieser Welt sind nur die Schatten, die das Jenseits vorauswirft. In der Kunst aber lebt eine Ahnung des Himmlischen, das einst offenbar werden soll (59). Zu solchen Gedichten voll christlicher Mystik eignen sich trefflich orientalische Bilder; sie sind die Einkleidung für die Gedankenwelt des Abendlandes. Der Dichter selbst sagt von diesen Gaselen (b), daß sie „vom glühenden, formenreichen Oriente die Hülle borgten für die Fülle des Okzidents“ (R III, 206). Er kannte die Versuche, den Hafis mystisch zu deuten (31, 84, 92). Hier nun zeigt er sich selbst seiner Zeit als mystischer Sänger. Schon das nächste Jahr sollte Hafis und ihn in weltlichen Liedern hören.

Am 12. Juli 1821 beginnt er eine Reihe von Gaselen, „die ganz im Geiste Hafis' gedichtet werden sollen“ (T. II, 466). Mit der Entstehung dieser dritten Sammlung (c) ist eine Gestalt aufs engste verknüpft, die dem Dichter sehr nahe gestanden und sein Schaffen eine Zeit lang ausschließlich beherrscht hat. Es ist Otto von Bülow, geb. zu Plate am 30. Oktober 1795.[1]) Bülow

[1]) T. II, 485 heißt es zwar: „in Grabow im Mecklenburgischen“, ver-

trat in das 2. leichte Dragonerregiment der Englisch-Deutschen Legion ein, nach deren Auflösung in das Hannöversche Leib-Kürassierregiment. Platen nennt ihn noch „hannöverscher Dragoneroffizier“ (T. II, 467). Er besuchte im Sommerhalbjahr 1821 die Universität Erlangen: „In dieser Zeit fand er in dem Dichter August Grafen von Platen-Hallermünde einen Freund, welcher ihm den ‚Spiegel des Hafis‘ durch das nachfolgende kleine Gedicht zueignete: An Otto von Bülow. 1822.“ „Wenn diese Blumen sich zur Krone reihen . . .“ [1]) (vgl. Gedicht 87).

Der „Spiegel des Hafis“ ist ganz unter Bülows Einfluß entstanden; das erste Gedicht ist vom 12. Juli, und schon am nächsten Tage spricht Platen von seinem Verkehr mit Bülow. Er ist glücklich, daß jener an seinen dichterischen Neigungen, sogar am Persischen, Anteil nimmt: „Wie sehr der Grund seines Wesens Poesie, und wie der Dichter nur nötig hat, ihn gleichsam abzuschreiben, mögen die Gaselen beweisen, die in der letzten Zeit entstanden“ (T. II, 469). Schon einen Monat später müssen beide Freunde sich trennen, nur auf kurze Zeit, die aber schwer genug ertragen wird. Platen gibt seiner Sehnsucht in einem langen Gedicht „An Bülow“ Ende August 1821 Ausdruck (T. II, 480/1; auch in dem Briefe an den Grafen Friedrich Fugger vom 3. Oktober 1821 erwähnt; Nachl. I, 135/6). Der Freund kehrt zurück, aber nur, um für immer zu scheiden. Er ist zu seinem Regiment einberufen, da der König von England, Georg IV., zugleich König von Hannover, sein festländisches Reich besucht. Am 7. September abends verlassen die Freunde Erlangen, für Platen der Abschluß der glücklichsten Tage seines Lebens. Er begleitet Bülow bis Göttingen und bleibt hier in der Hoffnung auf dessen baldige Rückkehr. Am 11. September scheiden beide unter Tränen von einander (T. II, 486). Sie haben sich nie mehr gesehen.

Einen Monat bringt Platen in Göttingen zu, meist mit orientalischen Arbeiten beschäftigt.[2]) Die Sehnsucht treibt ihn,

---

mutlich einen Verwechselung mit der Mutter Bülows, Luise von Plato aus dem Hause Grabow.

[1]) „Familienbuch der von Bülow“ durch Paul von Bülow. Berlin 1858, S. 208 u. 213.

[2]) Auch dabei verließ ihn der Gedanke an Bülow nicht, wie Buchstabenspiele mit seinem und des Freundes Namen in einer Handschrift jener

immer wieder die Weender Landstraße entlang zu gehen: „Sie berührte noch Hannover, und so kam ich dem Ziele meiner Wünsche wenigstens eine halbe Stunde näher“ (T. II, 488). Dreimal schreibt er an Bülow, der auch abwesend sein Dichten bestimmt: „In Göttingen sind mehrere und vielleicht die besten jener Gaselen entstanden, die den ‚Spiegel des Hafis‘ ausmachen“ (T. II, 491). Noch am 3. Oktober schreibt er an Fugger: „Die neuen Gaselen, wenn sie zu hundert angewachsen, werde ich besonders unter dem Titel: ‚Der Spiegel des Hafis‘ herausgeben. Freilich müßte Bülow wiederkehren, wenn sie sich vermehren sollen, aber dann werden sie sein Bild den Künftig-Geborenen aufbewahren“ (Nachl. I, 135). Aber die Sammlung und mit ihr Platens orientalisches Dichten sollte vorzeitig zu Ende kommen. Auf der Rückreise empfing er in Jena einen Brief Bülows. Er öffnet ihn vor Goethes Hause und liest, daß der Freund nicht mehr nach Erlangen zurückkehrt: „Damals tat ich das Gelübde, bis ich ihn wiedersehen würde, keinen Wein mehr zu trinken und keine Verse mehr zu machen; und hiermit wurde der Spiegel des Hafis geschlossen.“ Es war am 21. Oktober 1821: „Mein Glück konnte mein 24. Jahr nicht überdauern“ (T. II, 495). In einem Brief an Fugger gibt er seinem Schmerz in ähnlicher Weise Ausdruck (27. Okt. Nachl. I, 138/39). Er beschleunigt nun die Herausgabe der Bülowgaselen: „Ich glühe vor Verlangen, meine Verehrung und Liebe zu Bülow öffentlich an den Tag zu legen“ (T. II, 499). Er läßt diese dritte Gaselensammlung, zusammen mit acht persischen Vierzeilen und einer Auswahl seiner Dichtungen als „Vermischte Schriften“ erscheinen. Am 19. April 1822 erhält er die ersten Hefte (T. II, 517). Ein Nachklang der Freundschaft mit Bülow ist das Gasel 179.

Wie in den „Lyr. Blättern“, so sieht Platen auch in den „Verm. Schriften“ (c) für den Hauptteil die Gaselen an, die er ja ursprünglich wollte allein drucken lassen (T. II, 502). Sie sind ganz orientalisch, da Platen auf diesem Wege dem schönen Freunde um so leidenschaftlicher huldigen konnte. Er ist hier Anakreontiker in östlichem Gewande. Wein, Liebe

---

Tage beweisen. (Näheres bei Friedrich Veit in Kochs Studien zur vgl. Lit.-Geschichte VII, 277 f.).

und Gesang sind der Inhalt dieser Lieder, die den glücklichen Geist des Hafis und Bülows atmen. Sie bezeichnen die Blüte einer kurzen Zeit des Glückes, da der Dichter zum letzten Mal jugendlich scherzte und mit den Fröhlichen sich freuen konnte.[1]) Nur am Ende seines Lebens hat er noch einmal so anakreontische Lieder gesungen, und wie in Erinnerung an diese Tage der Jugend sang er wieder in der Form des Gasels.

Der „Spiegel des Hafis“ war die am stärksten östliche Sammlung. Es folgten die „Neuen Gaselen“ (d), die schon im Motto dem Orient entsagen (147). Im Juni 1822 entstand nach langer Pause wieder ein Gasel, auf Platens Rheinreise in Heidelberg, später vermutlich in 194 umgearbeitet (T. II, 537). Am 1. September dichtet er einige solcher Lieder in Erlangen „deren Gegenstand teils Liebe, teils poetischer Übermut“ (T. II, 547). Sie waren gewiß an den neuen Freund, an Cardenio, gerichtet; Platen denkt ihrer T. II, 572. Das Frühjahr 1823 ist wie das von 1821 überreich an Gedichten in persischen Formen (T. II, 574 ff.) „Sie sind gediegener, gedankenreicher, kühner, in der Form vollendeter und entblößt von orientalischen Anspielungen“ (T. II, 581; s. auch Brief an Friedrich Fugger vom 3. Juli 1823, Nachl. I, 171). Am 4. Juni waren 40 beisammen, bis zum August kamen noch mehrere hinzu: „doch sind auch einige, welche störend oder unbedeutend erschienen, gestrichen worden“ (T. II, 583, 588). Im September 1823 erschienen 50 Gedichte als „Neue Gaselen“ (T. II, 591).

Schon am 3. Juli schrieb der Dichter an Fugger: „Ich möchte sie gewissermaßen als meine ersten Gaselen betrachten.“ Sie bedeuten eine neue Richtung in seinem Schaffen; sie sind durchaus deutsch, trotz der persischen Form. Nur selten zeigt sich einmal die orientalische Färbung, da sich der Dichter nicht gänzlich einem Kreise zu entfremden vermochte, in dem er so lange heimisch war. Die meisten Lieder singen von der Freundschaft, aber nicht mehr so jubelnd, wie einst die an Bülow gerichteten, sondern mehr entsagend oder hoffnungslos sich sehnend. Verzweiflung ist ihnen nicht fremd. Aus vielen bricht

[1]) Der besonderen Bedeutung der Freundschaft des Dichters mit Bülow ist auch Erich Petzet gerecht geworden, indem er gerade diese Tagebuchstellen ganz ausführlich in seinen Auszug von Platens Tagebüchern aufnahm. („Die Fruchtschale“ Bd. 2. München u. Leipzig [1905]).

ein Ton des Schmerzes hervor, kaum noch beherrscht durch die Form, aber stets verschönt durch Gedankenfülle. So ist die letzte Sammlung ein getreuer Ausdruck des Wesens ihres im Grunde tief tragischen Dichters.

Die Jahre 1821—23 waren die Zeit der Gaselendichtung Platens. Nachher hat er sich nur selten in solchen Reimen versucht, so Anfang 1824 (T. II, 607), jedoch lassen sich diese Gaselen, die der Bekanntschaft mit von Egloffstein und von Stachelhausen entsprangen, nicht sicher bestimmen; vielleicht sind sie verloren oder kehren überarbeitet in 206ff. wieder. Im Juli 1824 auf einem Spaziergang „entstand nach langer Zeit wieder eine Gasele" (T. II, 630). Einige brachte der Herbst in Venedig (T. II, 707). Ein Gasel (229) erschien im 4. Aufzug von „Treue um Treue", sechs Gaselen ließ der Frühling 1826 entstehen (208, 211—214, 216). Drei Jahre später wurde die Kasside (205) in ein Gasel verwandelt (215). Eine Nachblüte der Gaselendichtung sah der Mai von 1832 in Italien (217—223, 225—227). Ein letztes Gasel, 228, entstand am 6. Juni selbigen Jahres. Diese Gedichte verleugnen nicht den südlichen Himmel, der sie geschaffen; die Stimmung ist der jenes Sängers verwandt, den Platen in 226 anruft: Des Anakreon. So lieblich ist der letzte Ausklang der Gaselen, in denen der Dichter so oft seinen Schmerz, seltener seine Freude gesungen.

3. Die Aufnahme.

Die Gaselen waren Platen stets besonders lieb und jede bedeutende Stimme, die er über sie hört, vertraut er seinen Tagebüchern an. „Die gewöhnlichen Urteile über seine Produktionen wies er schneidend und stolz ab" (Engelhardt S. 845). Um so höher schätzte er die Meinungen Berufener, so, daß Schelling „die Gaselen sehr ansprechend fand, daß er sie wahre orientalische Perlen nannte, und seit lange nichts so schönes mehr gelesen zu haben behauptete (T. II, 453, 454; vgl. Brief an Fugger, 9. Mai 1821, Nachl. I, 123). Gotthilf Heinrich v. Schubert und Jean Paul urteilen sehr günstig (T. II, 453, 459). Bei den Orientalisten finden die „Gaselen" freundliche Aufnahme: Joseph v. Hammer beginnt sie sich abzuschreiben, als er nicht gleich ein eigenes Bändchen erhalten kann (T. II, 460), Umbreit lernt sie auswendig (T. II, 487), der berühmte Sylvestre de Sacy

und die deutschen Orientalisten in Paris äußern ihren Beifall (T. II, 582, 837; Carriere S. 289). An den Gaselen der „Lyr. Blätter" tadelt Rückert einiges als abgeschmackt, findet aber einen entschiedenen Fortschritt gegen die erste Sammlung (T. II, 460, 504/5. Ruhl in Kassel bezeugt leidenschaftlich seine Verehrung für den Dichter der „Lyr. Blätter (T. II, 595/6). Wilhelm Müller, der Griechensänger, ist voll Anerkennung für beide Sammlungen (W. Müllers Schriften, 1830, V, 277 ff.). Die „Vermischten Schriften" finden bei Umbreit und Creuzer großen Beifall (T. II, 545); Jean Paul ist voll Anerkennung für die dritte Sammlung (T. II, 590), noch mehr aber für die „Neuen Gaselen", zu denen er treffend bemerkt, man fühle „durch den äußerlichen Leichtsinn einen innerlichen Schmerz durchscheinen" (T. II, 603). Schelling nennt sie ein Büchlein, „das man von Zeit zu Zeit immer gern wieder lesen möchte" (T. II, 583), und Anselm Feuerbach [1]) spricht von dem Zauber „der Sonette und Gaselen". Valentin Schmidt rühmt an den „Neuen Gaselen" den Reichtum und die Kraft der Empfindungen (T. II, 596), und Jakob Grimm erklärt, „daß er in allen Liedern tiefes Gefühl und feinen Ausdruck dieses Gefühls gefunden habe; wenn er in der Form noch etwas undeutsches bemerke, so spreche er sich dabei keineswegs von Einseitigkeit und Vorurteil frei" (T. II, 606). Eben diese Fehler, die Jakob Grimm bescheiden, aber zu Unrecht, in seinem treffenden Urteil vermutet, entstellen den merkwürdigen Brief Knebels an Platen (Jena, 10. Dezember 1823; vgl. Unger S. 121 ff. u. T. II, 597): Die östliche Richtung des jungen Dichters sei eine traurige Verirrung; von den Persern, einem Volk, „das noch halb in der Barbarei lebt", könnten wir in der Kunst nichts lernen. Auch ständen sie unseren Sitten gar zu fern, und die Formen ihrer Poesie seien für uns unerträglich.

Goethe aber hat von den vermeintlichen „Abwegen" Platens weit freundlicher gesprochen. Ihm waren die „Gaselen" gewidmet (35) und von ihrem Dichter mit einem Briefe [2]) übersandt worden (T. II, 453). Darauf schrieb Goethe in „Kunst und Altertum" 1822, III. 3, 175 nach einer Besprechung von Rückerts

---

[1]) „An Graf Platen . . . Zuruf nach Italien". Cottas „Morgenblatt" 1827, Nr. 311 R 697.

[2]) Platens Briefe an Goethe und dessen Antwort in den „Schriften der Goethegesellschaft" 1899, XIV, 259 ff.

„Östlichen Rosen“: „Obgleich die Gaselen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte“ (vgl. T. II, 508). Schon am 16. Oktober 1821 hatte Knebel dem Verfasser der „Gaselen“ mitteilen können, daß Goethe sie gelobt habe. Bald darauf übergab ihm Platen die „Lyr. Blätter“, die so auch zur Kenntnis Goethes kamen und, wie ihr Dichter durch einen Brief Grubers vom 4. Dezember erfuhr, wieder dessen Beifall fanden (T. II, 493, 495, 507). Die „Verm. Schriften“ schlossen mit einem Spruch an den „großen Hatem“, den Schöpfer des „Westöstlichen Diwan“, der aber erst nach dem Erscheinen der „Neuen Gaselen“ wieder ein öffentliches Urteil abgab.[1]) Platen hatte sie ihm am 11. Oktober 1823 mit einem Begleitwort übersandt (T. II, 583, 593). Hierauf schrieb Eckermann, ganz unter dem Einfluß und mit der Billigung Goethes, für „Kunst und Altertum“ (1824, IV. 3, 159 ff.) eine wohlwollende, jedoch nicht auf die ganze Sammlung (d) zutreffende Besprechung. Goethe hatte ihm erklärt, daß die Gaselen wegen ihrer schwierigen Form nicht jedem gelingen: „diese aber werden Ihnen gefallen“. Er „freute sich über die Vollendung dieser Gedichte, und daß unsere neueste Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe“ („Gespräche mit Goethe“ 21. u. 24. Nov. 1823). Auch die Äußerung gegen Eckermann vom 25. Dezember 1825 ist wohl auf die Gaselen zu beziehen: Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen und sein reiches Talent nicht verkennen können“.[2]) Wie hoch er die „Neuen Gaselen“ bewertete, zeigt ein Gespräch, das uns Friedrich Soret vom 23. Okt. 1823 berichtet[3]): „Die Unterhaltung bezog sich hauptsächlich auf den Diwan, auf orientalische Poesie, auf die neuen Gedichte des Grafen Platen, der allerliebste Gaselen veröffentlicht hat, von denen Goethe unter Erläuterung dunkler Stellen einige zum Vortrag brachte. Sie sind so anziehend und geistvoll, daß man

[1]) Über die Stellung Goethes zu den „Neuen Gaselen“ vgl. Unger S. 119 ff.

[2]) s. ferner Goethes Brief an Platen vom 27. März 1824. „Goethejahrbuch“ 1880, I, 270 ff. Platens Brief an Fugger. 7. Mai 1824, Nachl. I, 196.

[3]) „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret.“ Hrsg. v. Burkhardt. Weimar, 1905., S. 25/6.

ihre ein wenig leichte Moral vergißt und in ihnen die Behandlungsweise im Diwan wiedererkennt".

Die breite Öffentlichkeit stand jedoch von Anfang an den Gaselen ohne Verständnis und Neigung gegenüber. Man hielt sie für Übersetzungen (Fugger an Platen, 5. Mai 1821. Nachl. I, 121), ein Verwandter[1]) des Dichters bekämpfte sie in Briefen (T. II, 591), ein Bekannter verspottete sie in einem Schreiben ohne Unterschrift (T. II, 475, 508, 582), bei andern erregten sie „beinahe eine Art von Perplexität" (T. II, 487). Am 9. Mai 1821 schreibt Platen an Fugger, daß er sich in Erlangen „mehr Feinde als Freunde damit machte" (Nachl. I, 123). Engelhardt (S. 843) berichtet: „Das Publikum wußte nicht recht, was es mit diesen Gaselen machen sollte, bei denen es immer an Gazellen dachte, und die barsche Rede des Dichters in seinem Motto (vgl. 1) ... verdroß viele. Sie glaubten am glimpflichsten sich zu äußern, wenn sie sagten, daß ein Sonderling in der Literatur aufgestanden sei." Platen selbst entwarf ein „Polemisches Promemoria an die Feinde der Gaselen", worin er das Orientalische und Mystische dieser Gedichte begründete. Eine „vorteilhafte Anzeige" und eine „abgeschmackte Rezension", beide 1821, verzeichnet er T. II, 460 u. 508.

Das nächste Jahr brachte eine eingehende und sachliche Besprechung durch Matthäus von Collin (Wiener Jahrb.). Dieser rechnet die drei Sammlungen a—c zur „persischen Dichtung", übertreibt die Abhängigkeit Platens von Hafis, hebt aber voll Anerkennung die Tiefe und Gedankenfülle der Gaselen hervor, die er bald in einer einzigen Sammlung vereinigt sehen möchte. Gustav Schwab findet manche dieser „orientalischen Anakreontika" gar zu sinnreich und bedauert, daß der tiefsinnige Gedanke „der Knecht eines launischen Reimes werden muß" („Stuttgarter Literaturblatt" 1828, Nr. 43 S. 169 ff.). Die Beherrschung der schwierigen Form rühmt Ludwig Robert in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (Berlin 1829, Spalte 595—604). An den Freundschaftssonetten nimmt er den ärgsten Anstoß, nicht so an den Freundschaftsgaselen, die er für wirkliche

---

[1]) Gegen diesen, einen Herrn v. Crousaz, richtete sich der Entwurf eines Briefes Platens: „Über einen Rezensenten". (Mitgeteilt von Heinrich Meisner, „Deutsche Dichtung" (1888) IV, 266/67.

Liebeslieder hält. Wo diese Auffassung unmöglich wird, wie im „Spiegel des Hafis“, betrachtet er die Gedichte, „welche den schönen Schenken besingen, als bloße Fiktionen, als Nachbildung des orientalischen Lebens“.

Auch Melchior Meyr[1]) nimmt an, daß der Dichter „bei Abfassung solcher Gaselen die Absicht hatte, eine Gattung orientalischer Poesie künstlerisch zu regenerieren“ (S. 66 a. a. O.), tadelt aber diese vermeintliche Absicht und warnt die Dichter eindringlich „vor einer ähnlichen Regeneration griechisch-orientalischer Verhältnisse, welche für die deutsche Nation ebenso unnützlich als unerquicklich bleiben wird“ (S. 68 a. a. O.). Weiter als der Dichter des „Westöstlichen Diwan“ dürfe man darin nicht gehen (S. 65 a. a. O.). Er teilt die Gaselen in anakreontische, sittliche, lehrhafte und Liebesgaselen. Ihre Schönheiten erkennt er an, will aber finden, „daß der Mangel an glühender Empfindung weniger wahrgenommen wird, weil eine bezaubernde Form wieder dafür entschädigt“ (S. 63 a. a. O.). Wegen seines Einspruchs gegen die Freundschaftsgaselen erfuhr Melchior Meyr trotz seiner ausgesprochenen Platenverehrung einen Angriff durch Johannes Minckwitz S. 169 ff. Dieser sieht in den fraglichen Gedichten keine Nachahmung orientalischen Wesens, sondern von Platen Selbsterlebtes. Die Glut der Empfindung könne keinen Anstoß erregen, denn: „die Jugendfreundschaft gleicht der Liebe“ (Minckwitz S. 94). Übrigens glaubt er, daß der Dichter erst „nach langen Qualen, die ihm Frauenliebe bereitet hatte, die volle Wärme seines Herzens auf die Freundschaft übertrug“, und unter den Gaselen findet er noch manchen Nachklang jener unglücklichen Liebe (Minckwitz S. 76 ff. u. 201/04).

Gerade aus den Freundschaftsgaselen nahm Heinrich Heine den Stoff zur Verleumdung Platens in seiner gehässigen Satire „Die Bäder von Lucca“, Kap. 10 u. 11 („Reisebilder“ II, 3). Er widmete diese Blätter einem anderen Gegner Platens, Immermann, der die Gaselen wiederholt verspottet hatte, so in den Epigrammen „Östliche Poeten“ (Werke, hrsg. v. Boxberger, Berlin [Hempel] Bd. 11 S. 332). Jedoch ist der vierte Spruch: „Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden“ nicht auf Platen zu beziehen, da dieser sich nie mit dem Indischen

[1]) „Über die poetischen Richtungen unserer Zeit“ Erlangen 1838.

näher beschäftigt hatte.[1]) Heine fügte die „Östlichen Poeten“ seinem „Norderney“ 1827 hinzu,[2]) und Immermann kam 1829 auf sie zurück, als von ihm „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier“ erschien (Werke 17, 471 ff.). Hier wendet er sich, nach einem kurzen Blick auf die östliche Richtung deutscher Dichter, besonders gegen Platen, obwohl er dessen Gaselen nicht einmal vollständig kennt; die „Lyr. Blätter“ sind ihm entgangen. Er fällt über die Gaselen jenes falsche Urteil, das bis in die neueste Zeit von Platen überhaupt gegolten hat: er vereine Glätte der Form mit innerer Kälte (Werke 17, 472). In „Sonetten und Trochäen“ verspottet er den „falschen Perser“, dessen Verskunst und Anlehnung an Hafis (Werke 17, 480 ff.), diese besonders in der „Rechtfertigung“: „Er würde seinen Stand in sich beleid'gen, Wollt'er Gedanken sich, Gefühle halten, Die nicht besäßen ihre sechzehn Ahnen“ (d. h. die nicht bis auf Hafis, ins 14. Jahrh., zurückgingen). In einer „Scherz-Gasele“ sucht er die Form lächerlich zu machen (Werke 11, 289).

Sein Spott fand die Billigung des Grafen Schack, der trotz aller Platenverehrung die Gaselen nicht sonderlich schätzte, obwohl er ihre großen Schönheiten zugestand (Pandora S. 348/49). Aber er sah diese Form in der deutschen Dichtung sehr ungern, kannte übrigens, wie Immermann, nur „drei kleine Sammlungen“ Platenscher Gaselen (a, c, d). Schack hält es für eine bloße „Maskerade“, wenn Platen die Schönheit junger Schenken besingt (Pandora S. 25). Er war noch nicht mit den unverkürzten Tagebüchern vertraut und wußte daher nicht, wie bittren Ernst die „Maskerade“ jenes Unglücklichen verbarg. Auch über Platens ungemeine sprachliche Begabung ist er im Irrtum, wenn er von dessen persischen Kenntnissen schreibt: „Schwerlich ist er jedoch viel über die Anfänge dieser Sprache hinausgekommen“ (Pandora S. 349). Es ist im Gegenteil sicher, daß Platen ganz vorzüglich Persisch konnte, besonders für jene Zeit, in der doch die Hilfsmittel noch sehr mangelhaft waren.[3]) Schon

---

[1]) Boxbergers Anm. 1, Immermanns Werke 11, 332: „Diese Epigramme beziehen sich auf den Grafen August v. Platen“ ist daher einzuschränken.

[2]) Deshalb schreibt Gustav Meyer „Essays und Studien“ (Berlin 1885, S. 233) das dritte dieser Epigramme „Alter Dichter, du gemahnst mich“ irrtümlich Heine zu.

[3]) Eine Rechtfertigung Platens nach dieser Hinsicht bringt Friedrich Veit in Kochs Studien z. vgl. Lit.-Gesch. VII, 268 ff.

Platens emsige Vorarbeiten zu einer Hafisausgabe, der ersten in Europa, zeigen, wie tief er in dieses Gebiet eingedrungen war. — Auf Heine und Immermann greift Franz Kern [1]) zurück. Ihm stört die Freude an den Gaselen vor allem der Gedanke, daß sie „dem Dichter doch unsäglich viel Mühe gekostet haben" (S. 178 a. a. O.). Um so leichter wird es ihm, sie zu verwerfen. Wie Immermann und Schack, so sind auch Besson [2]) die „Lyr. Blätter" entgangen. Tiefer einschneidend ist der Irrtum, daß er die Freundschaftsgaselen nur für Nachahmungen des Orients oder für wirkliche Liebeslieder hält. Dagegen hat es Besson trefflich verstanden, das Persönliche in den Gaselen hervorzuheben und aus den Gedichten das Bild ihres Dichters zu beleuchten (S. 36—41 a. a. O.). Das Wesen der Gaselendichtung Platens faßt er treffend in die Worte zusammen: „Ainsi ces gasels sont un mélange d'idées occidentales et orientales, d'inspirations empruntées à Hafis et de sentiments qui ont leur source dans l'âme même du poète. L'unité d'impression fait défaut."

Heine und Immermann haben, wie Lothar Böhme ausführt, das eine erreicht, „daß man Platen hauptsächlich ein formales Talent zuschreibt, seine dichterische Natur ableugnet oder wenigstens den Gehalt seiner Dichtungen in zweite Linie stellt"; wie sehr dem Dichter damit Unrecht geschieht, zeigt die Besprechung einiger Gaselen (Böhme S. 2 u. 9 ff.). Den oft verkannten Gefühlswert der kunstreichen Formen Platens hat Max Koch mehrfach hervorgehoben.[3]) Dagegen überwiegt bei Rudolf Unger, der die Gaselen besonders in ihrem Verhältnis zu Goethes Dichten betrachtet (Unger S. 136 ff. 149/50), die Betonung der Form. Der stark persönliche Zug dieser Gedichte, die doch in Platens Erlanger Zeit sein bedeutsamstes Mittel dichterischer Äußerung waren, kommt nicht zu seinem Recht. Vor allem wird man den Satz ablehnen müssen: „das Hauptbestreben ist

---

[1]) „Zu deutschen Dichtern". Berlin 1895. S. 164 ff. „Über Platens dichterische Bedeutung."

[2]) Paul Besson: „Platen. Étude biographique et littéraire." Paris 1894. S. 38.

[3]) „Platen", Allg. deutsche Biogr. 26, 249. — „Geschichte der deutschen Literatur" v. Friedrich Vogt u. Max Koch. Leipzig u. Wien, 1897. S. 677. (II², 388). Goedeke, Grundriß VIII², 675 u. 677.

auf das formale Gelingen gerichtet" (S. 141 a. a. O.). Dem Dichter hat die Form als solche keine so großen Schwierigkeiten bereitet, daß sie im Vordergrunde seines Schaffens hätte stehen müssen. Vielmehr hat er mit Leichtigkeit und oft in überraschend schneller Folge seine Empfindungen gerade in diesen Reimen ausklingen lassen, so stark und wahr, daß fast in jedem Gasel noch das Leben zu spüren ist, dem es einst entsprungen. Auch diese Lieder sind echte Laute seiner Seele und schwanken wie er zwischen Ruhe und Leidenschaft, zwischen Glück und Tränen. Darum sagt Erich Petzet bei der Besprechung von Ungers Arbeit,[1]) wir fänden in Platens Gaselendichtung „eine ganze Reihe von unmittelbaren Äußerungen seines tiefsten Innern." Noch in der allerneuesten Zeit hat Otto Harnack freundliche Worte für Platens östliche Formen gefunden.[2])

B. Der Stoffkreis.

1. Orientalisches.

Zwischen Platens Gaselen und Goethes Diwan besteht eine mittelbare Ähnlichkeit,[3]) bedingt durch „das gleiche Vorbild und das im allgemeinsten Sinne gleiche Stoff- und Motivgebiet" (Unger S. 141). Das Vorbild ist Hafis, das gleiche Stoffgebiet der Orient. Zwar finden sich schon vor den Gaselen orientalische Anklänge bei Platen, die aus seiner lebhaften Beschäftigung mit dem Schrifttum südlicher Völker stammen. Die Gaselen aber zeigen unmittelbar den Einfluß des Ostens.[4]) Ihre äußere

[1]) Kochs „Studien zur vergl. Lit.-Geschichte" IV, 123.

[2]) „Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes". Eine literarhistorische Skizze. Berlin-Schöneberg 1906. S. 75.

[3]) Nur in Fällen bedeutsamer Übereinstimmung habe ich Goethes „Westöstlichen Diwan" herangezogen, zugleich, um damit dessen Ausleger auch für Platen nutzbar zu machen. Um deren Angaben nicht wiederholen zu müssen, sei hier ein für allemal für Anführungen des „Diwan" auf sie verwiesen: Wurm, s. Abkürzungen. — G. v. Loeper, Goethes Werke, IV. Teil. Berlin [1872] Hempel. — Düntzer, Goethes Werke, IV. Teil Kürschners deutsche Nat. Lit. 85. Bd. — Düntzer, „Goethes Westöstlicher Diwan" Leipzig 1878. (Erläuterungen zu d. deutschen Klassikern, 81—83). — Konrad Burdach, Jubiläumsausgabe, V. Bd. Stuttgart u. Berlin 1905.

[4]) Eine kurze Betrachtung der Beziehungen Platens zum Orient bei Remy, S. 82 ff.

Form ist die des Hafis, auch darin, daß sie durchweg der Überschriften ermangeln. Die Sammlung c schließt sich dem persischen Dichter so eng an, daß sie, außer im ersten Gedicht (92), dessen Namen stets im letzten Beit nennt, nach dem Muster der Gaselen des Hafis. Dessen schöner Schenke wird auch von Platen besungen, da reine Freundschaft das fremde Gewand nicht zu scheuen brauchte, obwohl viele daran Anstoß genommen. Er wählte dieses Gewand, weil er darin die Freunde so leidenschaftlich verherrlichen konnte, wie es der Stärke seiner Empfindung entsprach. Er brauchte die Bilder des Hafis, weil sie seiner leidenschaftlichen Neigung am besten Worte liehen.[1])

Wenn der Perser singt: „Schau auf den Bettler her, O Schönheits Schah!" (Haf. I, 351; 19, 25, 60, 79; II, 102 u. ö.), so nennt sich Platen einen Bettler oder Sklaven (10, 19, 23, 102, 119, 158, 190, 193), und wie jener sich dem Staube vergleicht (Haf. I, 42; II, 183, 282, 515 u. ö.), so sagt dieser: „Sieh mich hier im Staub und setze deine Ferse mir aufs Haupt" (119; 114, 118, 201; vgl. jedoch 101). Der Staub wird bei beiden Dichtern häufig genannt; seine Verwendung bei Hafis besingt Goethes „Allleben" (W. A. 6, 26/7; Vergleichsstellen bei Wurm S. 52ff.). In Platens Hafisnachbildungen ist der Geliebte ein Abgott, ein Sultan oder Schah (Haf. Pl. 5, 12, 29; 9, 27, 28, 30, 31). Den schönen Wuchs vergleicht Platen der Zypresse (99, 126, 201). „Schlanker Wuchs bei beiden Geschlechtern wird in morgenländischen Gedichten immer mit Zypressen verglichen" (Buch des Kabus, S. 267, Anm.). Vgl. Haf. I, 6, 20; II, 23, 95 u. ö. Haf. Pl. 2, 23, 26, 36, 37. Auch in Platens „Alearda" heißt es: „Schlank wie eine Zyparisse" (Petzet V. 269). In 152 und 201 braucht er dafür die Zeder, wie Hafis I, 135; II, 203, 255, 285; Haf. Pl. 2, 4, 5, 46. Deutscher Anschauung konnte er das Bild der Pappel entnehmen (10, 125, 142, 154, 186).

Zum Lobe der Locken dienen die kühnsten Vergleiche: „Ein Netz sind meines Liebchens Locken" Haf. II, 213; 214, 285; I, 18, 58, 303, 308; Platen 33, 50, 101, 112, 126, 188. „Die Haare der Geliebten werden von orientalischen Dichtern mit den Veilchen oder mit den Hyazinthen verglichen" (Rosenzweig I, 768); vgl. Haf, I, 325, 432; II, 23, 66, 130, 168, 299, 319; Platen 15, 154, 226. Sie duften nach Moschus, Haf. I, 1; II, 162, 184, 196, 417, 429; Platen 99 u. 102. Der Wind entführt ihren Wohlgeruch: Haf. I, 1, 45, 101, 146; Pl. 46, 150, 188, 201, oder in Haf. Pl. 35: „Wenn der Duft aus jenen Locken Durch den Garten weht gelinde, Schlagen an den Rosenbusen Hyazinthenhaar die Winde." Ähnlich Haf. Pl. 15 (fälschlich „Ast" für „Ost" R 562), 17, 26, 32, 40, 49, 50. Der

[1]) Eine Zusammenstellung von Bildern und Gleichnissen der arabischen und persischen Dichtung überhaupt gibt J. v. Hammer, Redekünste S. 27ff.

Wind gilt überhaupt als Bote der Liebe: Haf. I, 6, 8, 16, 45, 59, 152: Pl. 13, 82, 158, 162, 175, 179, 209, 212; so auch (W. A. 6, 182 u. 187): „Was bedeutet die Bewegung?" und „Ach, um deine feuchten Schwingen," beide von Suleika. — Beiden Sängern gilt der Bart als besondere Zier: Haf. I, 254, 339; II, 204, 257, 320. Haf. Pl. 1, 5, 11, 23, 34, 40, 42, 44. Pl. 71, 100, 110, 113, 121, 129, 176.

Die Augen werden viel besungen; als höchste Zierde gilt im Osten das schwarze Auge: „Es werde hoch, das schwarze Auge, Gepriesen und gebenedeit!" (Haf. I, 178; 14, 16, 114, 224, 289, 309, 369; II, 190, 256. Haf. Pl. 26, 45, 49). Schwarzäugig sind die Huris der 52., 55. u. 56. Sure des Koran. So preist auch Platen die schwarzen Augen in 143, 153, 166, 187, 189, 208 und in einem ganz orientalischen Bilde sagt er (113): „Es fragten deine Brauen: Wie trat das Aug' uns nah', Da doch das Auge Sonne, da halbe Monde wir?"

Der altpersische Sonnenkult klingt in 12, 47, 56 und 105 nach, und noch 25, 71, 97 nennen den Halbmond. Die Schönheit dem Monde zu vergleichen und das „Mondgesicht" zu besingen, hat Platen glücklich vermieden, obwohl es die Perser und selbst Goethe tun: Haf. I, 12, 20, 164; II, 293; Haf. Pl. 29, 33, 36, 45, 49. W. A. 6, 154 u. 186. Wie Goethes Diwan (W. A. 6; 6, 37, 167, 250), so gedenkt auch Platen 111 der Huris des Islam, dem er noch manches andre entnahm: Das Bilder- und Weinverbot und das Paradies mit der Ingwerquelle, 103, 110, 111; den Koran und den Propheten; Moscheen, Sofi und Pilgerfahrt: 64, 92, 95, 96, 102, 103, 110, 112, 118, 119. Jussuf und Suleicha: 26, 113; sonst sind orientalische Eigennamen selten, Fremdworte aus dem Persischen und Arabischen sind häufig: Schah und Wesir 12, 19, 27, 58, 65, 113, 124; Gasel und Kasside 32, 94; Karawane und Diwan 64, 124; Moschus 8, 84, 99, 102; Azur 196; Turban 34, 94; Tulpe und Jasmin werden sehr oft genannt (vgl. Teil II B 3); Bülbül 105, 106, 129 und Paradies: 3, 50, 109, 111, 124, 129, 196, 217. Selbst „Baldachin" (17, 33, 84, 114, 205, 215) weist nach dem Osten, denn mhd. baldekîn kommt von Baldac, d. h. Baghdâd.[1])

Die lieblichste Erfindung persischer Lyrik, die Liebe der Nachtigall zur Rose,[2]) hat auch den deutschen Dichter angezogen: 5, 49, 80, 82, 105, 106, 129. Hafis hat diesen Stoff mit all der Süßigkeit seiner Verse besungen (Haf. I, 11, 16, 116, 133, 171, 374; II, 19, 59, 81, 405 u. ö.). Um 1450 entstand die erste besondere Dichtung über Gul u Bulbul, „Rose und Nachtigall", in dem „Dilsusnameh", dem „Buch des herzentflammenden Liebchens" (Grdr. d. iran. Phil. II, 250). Derselbe Stoff begegnet bei Haf. Pl. 13, 18, 48, 49. Orientalisch ist die Pflanzen- und Tierwelt der Gaselen, auch die fast botanische Anführung von Einzelheiten der Blumen, ein Zug der östlichen Dichtung, den Herder schon 1767 anmerkt, wenn er schreibt, „daß unser Stadtleben es notwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht

[1]) S. Fraenkel „Orientalische Einflüsse auf die deutsche Sprache" (Mitteilungen d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde, Bd. I, Heft 2, S. 9. Breslau 1896).

[2]) Vgl. Redekünste, S. 25; Schleiden S. 258 ff.

botanisch sein kann, wie Michaelis die morgenländische nennet" (Herder I, 272). Orientalisch ist die reiche Fülle der bunten Steine, mit denen Platen seine Gaselen geschmückt, ja überladen hat, auch darin östlichem Geschmack folgend.

Hierher gehören auch die Übertreibungen und widerstrebenden Bilder, so in 48 und 50, der verschwenderische Gebrauch hoher Zahlen (vgl. Teil II C 3) und vor allem die starken Äußerungen des Selbstbewußtseins, die man dem Dichter so oft als Selbstlob vorgeworfen (7, 32, 123, 200, 216). Wir haben es hier mit einer Einwirkung des Orients zu tun, der Platen sich willig überließ, weil sie einem Zuge seines eigenen Wesens entsprach, und weil er dadurch die östliche Färbung dieser Gedichte verstärkte; als er aber später so oft böswillige Verkennung erfuhr, mochte er um so weniger darauf verzichten, eingedenk des Goetheschen Diwanwortes: „Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's. Wohlgeruch Freunden Und eignem Schmack!" (W. A. 6, 159). In den Noten zum Diwan (W. A. 7, 140) spricht Goethe von der „Anmaßung der orientalischen Dichter". In der Tat pflegen die Sänger des Ostens das Eigenlob in überraschender Weise (Ahlwardt S. 78). Schon Friedrich von Diez bemerkt, daß sie in den letzten Versen immer sich selbst anreden, „um ihren Namen ins Gedicht zu bringen" (Buch des Kabus S. 268). Und die Gedichte selbst sind voll des höchsten Eigenlobes. So vergleicht Hafis seine Lieder mit Gold, die der andern mit Binsenflechten (I, 91); welcher Dichter mit ihm wetteifert: „Ist wohl der Schwalbe gleich, Die sich mit Adlern misset" (I, 93). „Deine Lieder, o Hafis, Sind einst in dem Paradiese, Auf den Blättern des Jasmins Und des Rosenstrauchs gewesen" (I, 301). „Die Engel lernen dich, Hafis, Was könnten sie wohl bessres tun?" (I, 235). Vgl. ferner Haf. I, 6, 34, 43, 62, 230, 232, 327; II, 84, 363, 428, 471, 558. Der westliche Dichter ist bei aller wahren Bescheidenheit (206) auch hierin seinem „Meister im Ost" (112) gefolgt:

„Weil Prahlen oft den Dichter kleidet.
Doch wißt, daß, wer in Liedern trotzet,
Im Leben sich gar wohl bescheidet" (200).

Den Vorwurf des Selbstlobes verachtet er, wie er überhaupt in den Gaselen üble Nachrede mit Gleichmut erträgt, auch darin dem Hafis gleich, der II, 71 mahnt: „Daß die Welt dich nicht kümmre! Wohl ein köstliches Wort, wenn du's zu fassen vermagst"; ähnlich I, 8, 10, 54, 159, 247; Haf. Pl. 2, 17, 20. Platen 97, 102, 168, 170, 172, 180. Östlicher Betrachtung gemäß sind die häufigen Klagen über das rasch vergängliche Schöne; Hafis I, 61, 81; II, 138, 197, 328, 499; Platen 22, 23, 52, 64, 67, 68, 100, 109, 121, 154, 174, 206. Beide wählen die Rose zum Sinnbild der Vergänglichkeit aller Schönheit:[1]) Haf. I, 62; II, 427; Pl. 14, 49, 52, 61, 63, 106, 120, 162, 166. Diese Neigung der Perser, besonders des Saadi, über die Hinfälligkeit des Irdischen zu reden, entschuldigt Herder (Herder 16, 21). Bei so vielen Beziehungen zur persischen Lyrik kann es nicht wunder nehmen, daß Platen selbst sich gern ihrem größten Sänger vergleicht:

---

[1]) Die kurze Dauer der Rose wird auch in der Dichtung der Alten oft beklagt; vgl. Schleiden S. 47/8.

„O denk, ich wäre Hafis" (108; 99, 104, 109, 119, 121). Noch ein Gedicht von 1823 (R 373) beginnt: „Wohl mit Hafis darf ich sagen: Ewig trunken ist mein Mut!"

Orientalischem Leben und Dichten gehören ferner noch an: Die Perlen, gern mit den Versen des Gasels verglichen, Haf. I, 15, 34, 395, 418; II, 14, 212, 339. Pl. 8, 21, 28, 40, 57, 59, 66, 92, 108, 142, 168, 193. Die Tonwerkzeuge der persischen Musik, Pauke und Flöte: Haf. II, 20, 115, 216, 217, 427, 485 (Buch des Kabus, S. 726). Haf. Pl. 16, 36. Pl. 23, 50, 65, 70, 94, 155, 182, 187, 188, 217. Der Pfeil, dem Hafis gern den Blick der Liebe vergleicht; I, 154, 158, 199, 227, 273; II, 193, 200, 209, 213, 250, 325, 453, 463. Pl. 5, 54, 55, 80, 117, 171, 172, 184, 205. Der Spiegel, in vielen Gleichnissen bei Hafis beliebt: I, 9, 44, 50, 111, 391, 400; II, 34, 62, 105, 314. Pl. 4, 92, 112, 189, 196. Die Schminke, so bedeutsam im Leben des Orients, fehlt auch nicht in der Dichtung: Haf. I, 15, 57, 59, 73; II, 187, 322; Haf. Pl. 1, 9. Pl. 155, 180. Das Ballspiel, aus dem die Dichter Irans gern ihre Bilder, besonders für das Verhältnis der Liebenden, nehmen: Haf. I, 5, 11, 12, 48, 430; II, 211, 223, 277, 356, 573; Pl. 18, 114, 116, 122, 123. Endlich das Schach: Hafis I, 54 und Platen 178.

2. Bibel, Antike und Romantik.

Schon Herder weist auf Verwandschaft der Sprache des Hafis mit der des Hohen Liedes hin: „Ich weiß nicht, wer den Perser Hafiz läse, ohne daß ihm Salomo einfiele?" (Herder 8, 529 und 591). Daher läßt sich eine Anzahl Begriffe in Platens Gaselen sowohl dem Kreise biblischer Anschauung wie der persischen Lyrik zuweisen. Deren Schöpfer waren Kenner des Korans; der Koran aber hat viele Vorstellungen der Bibel entnommmen.

Aus Platens Gaselen gehören hierher: Eden (30, 180) und Paradies (s. o.), Schöpfung (3, 21, 156), Sündenfall (180), Sintflut (197) und Jüngstes Gericht (48). Nur christlich aber ist die Dreiheit des göttlichen Wesens (4, 56). Die in den Gaselen beliebte Siebenzahl hat gemeinorientalisch eine Ausnahmestellung; schon Ormuzd und Ahriman bilden mit ihren Erzengeln und Erzdämonen Gruppen von je sieben (Grdr. d. iran. Phil. II, 634, 655). Sie ist eine der hebräischen heiligen Zahlen (Platen 3, 59, 118, 169). Nach Christi Wort soll siebenzigmal siebenmal verziehen werden (Matth. 18, 21 u. 22; Lukas 17, 4). Eine dichterische Erweiterung dieses Wortes ist 118, 119: „Wen ich tausendmal verletzte, wer mir tausendmal verzieh."

Den Einfluß von Bibelstellen zeigen ferner die Gaselen:

3 Die Schöpfungwoche (I. Mose 2, 2).
4 Gott und Welt (Apostelgesch. 17, 24 ff.)
47 Maria, getroffen von des „Schmerzes Lanze", (nach Lukas 2, 35).
48 Die Bundeslade (II. Mose 25).

60 Selbstentäußerung (Lukas 17, 33).
72 Christi Dornenkrone (Matth. 27, 29).
84 Weheruf Christi über Jerusalem (Luk. 19,42 ff.).
Der Stern der Weisen (Matth. 2, 2.)
94 „O kehrt den Staub von euren Sohlen weg“, nach dem Wort des Herrn zu den Zwölfen (Luk. 9, 5).
99 Die Stillung des Sturms (Matth. 8, 26).
113 Joseph über Ägypten gesetzt (I. Mose 41).
119 Von anvertrauten Pfunden (Luk. 19, 11 ff.; Matth. 25, 14 ff.).
154 Das Rohr, das der Wind hin und her weht (Matth. 11, 7).
161 Vom unnötigen Sorgen (Matth. 6, 34).
163 Die Jakobsleiter (I. Mose 28, 12).
174 Die Kraft des Glaubens (Matth. 17, 20).
175 Stein für Brot (Matth. 7, 9).
181 Des Gesetzes Ende, (nach dem Römerbriefe 7, 6 u. 10, 4).
182 (u. 140) Die „Tafeln Mose“ (II. Mose 24, 12).
189 Eins ist not (Luk. 10, 42).
194 Sauls Königswahl (I. Sam. 10, 22).

Hierher gehören auch die Verse über das Kreuz (40, 58), den Erlöser (66, 171) und die Hingabe des Irdischen (60, 61). „In Gott allein ist Ruh“ sagt 196.

Manche Bilder sind dem kirchlichen Leben entnommen; dabei überwiegt das Katholische, schon darum, weil es dem Dichter eine buntere Welt bot. Sie war ihm in seiner Jugend am Münchener Hofe vertraut geworden: „Bei den Kirchenzermonien hatten wir viel zu tun“ (T. I, 44). Platen besucht überall, seiner „alten Passion zufolge“, die Kirchen (T. I, 556). Daher solche Bilder: „Als Priester schwingen Nelken das Rauchfaß in der Hand“ (192); „Das Leben ist ein Rosenkranz und eine Kirche diese Welt“ (167). Daher endlich der Zehnte, 192; der Klausner mit dem Gottesbild, 26; die Heiligenverehrung, 181; Altar und Hochaltar, 112 u. 171; der Tempel in 29.

Dagegen wird der Dichter bei dem „Tempelbau“ von 102 an das klassische Altertum gedacht haben, dem er auch in orientalischen Formen manches entnahm, so wie Goethe im „Westöstlichen Diwan“ unbedenklich, ja, absichtlich Orient und Antike vereinigt. Aus Platens Gaselen sind hier zu nennen:

Das Labyrinth, 9, 135, 194; das Orakel, 177; Apoll und Daphne, 55; der Sonnenwagen, 159; Arion und der Delphin, 6; Prometheus, 62 u. 185; die Tantalusqual, 214; die Argonauten und das goldne Vlies, 109, 187; „Pans Syringe“, 188; die Eklogen, 178; Philomele 6; Venus mit den Tauben und der Pfau der Juno, 213; die Parzen, 165; Herkules, 183; der Koloß von Rhodos, 205; der gordische Knoten, 158. Von diesen Gedichten gehören nur 6, 9, 55 und 135 den drei ersten Sammlungen an. Die anderen 16 fallen in die spätere Zeit, als der Dichter den Orient „abgetan“ hatte (147); daher die plötzliche Zunahme antiker Stoffe. Nun vergleicht er sich nicht mehr dem Hafis, sondern den Dichtern des Altertums und auf

italischem Boden singt er (223): „In der menschenleeren Wildnis, Auf antiken Architraben, Wird Anakreon zum Pindar, Und die Seele tönt erhaben.“ Die Kraft des Sängers von Teos erfleht er in 226, damit ein Zeuge für das horazische: Nec siquid olim lusit Anacreon Delevit aetas (carm. IV. 9, 9). Anklänge an Horaz zeigen 20, 85, 109 u. 219. Dessen Carpe diem singen 109, 162, 164, das letzte mit dem Hinweis auf Titus und sein „Diem perdidi.“ Zwar hat Hafis oft dieselbe Lehre gepredigt, und Joseph v. Hammer konnte in seiner Hafisübersetzung immer wieder auf Horaz verweisen. Die Verwandtschaft der beiden Sänger berührt auch Goethe in den Noten zum Diwan, W. A. 7, 109. Platen hat gerade bei Horaz jene Lebensweisheit besonders geschätzt. Schon 1810 übersetzt er Carm. I, 9: „Frage nicht, was morgen sein wird, Zieh Gewinn von jedem Tage!“ (R 548).

Mit einem Wort aus der römischen Geschichte schließt Platens zeitlich erstes Gasel (33), die Verbannung Napoleons. Mit diesem zeitgemäßen Stoff begann er 1821 seine Gaselendichtung; er hat sich auch in deren weiterem Verlauf nie dem Einfluß der Gegenwart entzogen. Es war die Zeit der Romantik. Schon der Gebrauch der Gaselform entsprach ihrem Streben nach Aneignung fremder Strophen; wollte doch Friedrich Schlegel selbst sich darin versuchen (vgl. Teil IV A). Die Anlehnung an Hafis war einem Ziel der Romantiker gemäß, als deren Vorkämpfer auch Goethe erscheint, wenn er am 31. Januar 1827 zu Eckermann spricht: „Die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ Die Romantiker zeigten vielfach einen starken Hang zum Orient, so die Brüder Schlegel, Görres, Creuzer, Daumer, Kanne; der Graf von Löben nannte sich Isidorus Orientalis (Huch S. 34, 35, 336 u. ö.). Platens Gaselendichtung wurzelt also durchaus im Grunde der Zeitbewegung, der schon Goethes Diwan entsprang.

Sie entbehrt auch nicht der Einflüsse eines Gegners der Romantik, der Platen überhaupt sehr nahe stand (Unger S. 13, 30, 38, 56): Schiller.

So erinnert 26 „Der sich und seine Freuden schlachtet“ an den Vers der „Resignation“ (Goed. 4, 30): „All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet.“ „An die Freude“ mit der Aufforderung: „Schließt den heil'gen Zirkel dichter“ (Goed. 4, 352) scheint das Vorbild für 165: „Schließt den Kreis und leert die Flaschen“. Eben daher stammt wohl auch der Gebrauch von „Zirkel“ in 91, 186, 214 (Platen benützt das Wort gern, so R 262, 265, 433, 568, 578; R II, 149), während das seltene „freudetrunken“, 191, sich in „Kabale und Liebe“ findet (Goed. 3, 480).[1] An die 25. Stanze von

[1]) Nicht Goed. 3, 479, wie Goedekes Wort- und Namenverzeichnis 4, S. XL angibt.

Schillers „Dido“ (Goed. 6, 391): „Die Königin, die noch am Putztisch säumet“, (Vergil „Aeneis“ IV, 133 Reginam thalamo cunctantem) erinnert 66: „Es säumt die Aloe am Putztische“. Schillers Einfluß zeigen 50, 116, 163.

Mit einem Schillerschen Gedanken schließt das Lob Schuberts in 20. Der Verherrlichung desselben Romantikers sind 8 und 71—74 gewidmet. Gotthilf Heinrich von Schubert, mystischer Naturphilosoph, war Professor der Naturgeschichte in Erlangen, Platen sein Schüler, der ihn leidenschaftlich verehrte; erst des Dichters Tod löste das herzliche Verhältnis. Der hier in orientalischen Formen besungene Schubert hat nachmals selbst den Orient besucht.

Ein anderer Lehrer Platens in Erlangen war Schelling, in dessen Hause Platen schon als Kadett in München verkehrte (T. I, 10). Er hörte bei diesem, seinem väterlichen Freunde, und war anfangs, wie so viele, von seinen Vorträgen hingerissen, ist aber nie tiefer in die Schellingsche Philosophie eingedrungen (R 157; T. II, 440 ff.). Er bestätigt so das Urteil seines Bekannten Dorfmüller, daß Schellings Erlanger Vorträge „mehr bewundert als verstanden wurden und anfangs zwar die Gemüter ergriffen und aufregten, aber nicht tief und nachhaltig genug fortwirkten“ (Kuno Fischer S. 258; s. auch T. II, 446). Es ist wahr, daß sie „hier und da blitzartig auf ihn wirkten, aber im Ganzen ihm dunkel blieben“ (Kuno Fischer S. 251/53). Überhaupt war die Philosophie Platens schwächste Seite; er sagt selbst, daß er „nicht die mindeste Anlage zum Philosophen oder Theoretiker besitze“ (R III, 216). Er hat nur dem Menschen Schelling nahe gestanden, nicht so dem Philosophen, obwohl er als Dichter auch diesem manches verdankte. Darum sagt er von dem Volke der Gegner Schellings (R 158): „Und einen Dichter wird es nie begeistern“. Das enge Verhältnis Schellings zur Kunst mochte Platen vielfach anregen, ebenso die Neigung zum Orient, die Schelling mit anderen Romantikern teilte. In den, Platen bekannten, „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (T. II, 400) heißt der Osten das „Mutterland der Ideen“ (14. Vorlesung; Schelling 5, 346), in der Abhandlung „Die vier edlen Metalle“ sind Süd und Ost „die beiden erfreulichsten Weltgegenden“ (§ 17; Schelling 4, 519). Die Gaselen lassen manche Einwirkung Schellings erkennen. Dessen

Lieblingswort „Mysterium“ [1]) braucht Platen in 40 und 57. Wie die Schriften, so werden auch Schellings Gespräche reich an Bildern und Beispielen aus der Natur gewesen sein; manches davon mag auf den Dichter gewirkt haben.

Beide brauchen das Bild vom Phönix: Schelling in der 4. Vorlesung über „die Natur der Philosophie als Wissenschaft“ (9, 221; ebenso 6, 352) und Platen in deren kurzer Wiedergabe, T. II, 444, aber auch in den Gaselen 9 und 40. „Selig seid ihr, liebende Planeten“ (101) erinnert an die Auffassung vom All im „Bruno“ (Schelling 4, 262 ff.). Das Vorwort zu den „Lyr. Blättern“ (R III, 206/7): „Drei ungeheure Prüfungen waren dem Christentume zu seiner Läuterung auf Erden vorbehalten“ usw. erscheint als eine weitere Ausführung der Äußerung Schellings: „Darum ist das Christentum seinem innersten Geist nach und im höchsten Sinne historisch“ und gleich darauf nimmt er drei Perioden der Geschichte an („Methode“, 8. Vorlesung, Schelling 5, 288 u. 290). Den Rationalismus, die letzte jener drei Prüfungen, bekämpfen beide, der Philosoph in der „Methode“, 9. Vorl. (Schelling 5, 300 ff.), der Dichter z. B. in 56. Hier wie in 4 vertritt Platen die Idee der Dreieinigkeit, die Schelling für „schlechthin notwendig“ erklärt (5, 294, 297). Wenn Platen in 30 als Dichter sich dem Priester vergleicht und in dem Vorwort zu b (R III, 206) die Verbindung der Poesie mit dem Glauben betont, so entspricht das ganz dem Empfinden Schellings, 5, 279. Ebenda, 5, 247, erinnert „die Erde ist ein Buch“ an 169 „Die Welt ist eine Tafel“. Schelling (2, 78; 579 ff.) spricht vom Rosten der Metalle als dem „Verkalken“; so bezeichnet Platen die Zersetzung der Gesteine in 58. An Schellings Ansicht über Willensfreiheit mahnt 184. Unter seinem Einfluß stehen 47, 61, 79 und 84, vermutlich aber noch manches andere Gedicht, besonders mittelbar, da ja Schubert und Johann Jakob Wagner seine Schüler waren. Dieser Identitätsphilosoph hatte Platens Denken in der Würzburger Zeit ungünstig beeinflußt (Unger S. 74 ff.). Erst in Erlangen konnte sich der Dichter allmählich der Wirkung Wagners entziehen; sie ist noch in 39 und 40 zu erkennen.

Der Romantik stehen Platens Gaselen auch dadurch nahe, daß sie so oft den Dichter und das Dichten selbst behandeln.[2]) Nach romantischer Weltanschauung wohnt den Sternen etwas Persönliches, etwas wie Eigenleben, inne: „Nicht als tote Körper nach mechanischen Gesetzen drehen sich die Gestirne“ (Huch S. 52). Daran erinnern 26, 48, 53, 63, 101, 104, 152, 156. Dem steht der Unglaube von 67 gegenüber: „Flehst du zu den Sternen? Sterne sind nur Flocken, Die nicht schmelzen können in den kalten Lüften“. Die Neigung der Romantik zur Astro-

[1]) z. B. „Methode“, Schelling 5, 289, 293; ferner 4, 232 ff.; 6, 16/7 u. ö.

[2]) Beispiele bieten die Gaselen 19, 63, 94, 115, 119, 171, 180, 199, 206 und 210.

logie klingt in 225 wieder (Huch S. 52 ff.). Die Physiognomik, die in Platens Leben eine so bedeutende Rolle spielt, und die im Grunde für 21 vorausgesetzt wird, ist eine romantische Wissenschaft (Huch S. 67 ff.), ebenso die Betrachtung der Zahlenverhältnisse, die den Dichter besonders anzog, daher die Bedeutung der 3, der 4, der 7 in 4, 56; 40; 3, 59, 113, 169 (Huch S. 82 ff.). Zahlenaberglauben schreibt sich Platen selbst zu, T. II, 252.[1]) Das zweite Beit von 178 erinnert an die Stellung des Somnambulismus in der Romantik (Huch S. 88 ff.). Auch Platens Vorliebe für die Formen des katholischen Gottesdienstes ist romantisch, vor allem aber die Symbolik in der Naturbetrachtung.

3. Natur und Kunst.

Überreich ist in den Gaselen die Fülle der Stoffe und Bilder aus allen Reichen der Natur. Sie schaffen zwar eine vielseitige und schnell wechselnde Gedankenwelt, aber erhöhen nicht in gleichem Maße den poetischen Wert dieser Lyrik. Der Dichter hat nicht immer vermocht, die harten lehrhaften Stoffe der Tatsachen, die er den verschiedensten Gebieten, besonders der Naturwissenschaft, entlehnte, zum Schmelzen zu bringen und mit dem rein Lyrischen innig zu verbinden. So ragen sie manchmal wie dunkle Blöcke aus der poetischen Glut ihrer Umgebung hervor.[2])

Die bunte Reihe der Bilder gibt den Gaselen einen eigenen Reiz. Am stärksten ist das Pflanzenreich vertreten, entsprechend dem persischen Zug dieser Lieder. Rose, Narzisse und Jasmin, Tulpe, Hyazinthe und Lilie, Zypresse, Pfirsich, Pappel und Platane sind recht eigentlich iranische Pflanzen. Der Name der Rose und verwandte Begriffe, wie Rosenbusch (40), Rosenhain (96) und Rosenozean (124) finden sich weit über 100 mal. Nirgendwo in der deutschen Dichtung blüht die Rose so reichlich.[3]) Auch

---

[1]) vgl. Sadger: „August von Platen". Eine pathologische Studie. Nord u. Süd 1905, Bd. 115 S. 236/37.

[2]) Belege dafür sind 31 und 68, zum Teil auch 21, 28, 50, 58, 71. Keines dieser Gedichte hat Platen in die Ausgaben g und G aufgenommen; 83 und 127 sind aus demselben Grunde ungedruckt geblieben.

[3]) Über die Rose im Altertum schreibt Ernst Konrad Fr. Schulze „De rosis lusus". Hrsg. v. Wilh. Müldener, Göttingen, 1867. Weit ausführlicher als diese Arbeit des Dichters der „Bezauberten Rose" ist das Werk

das ist der Einfluß des Hafis, denn allein in den 50 Nachbildungen Platens wird die Rose 25 mal genannt, abgesehen von den zahlreichen Bildungen wie „Rosenwangen", „Rosenleiber" u. a. Sie wird gern mit der Lilie zusammengestellt, so in 29, 55, 73, 140, 182. Dabei gilt die Lilie als Blume der Entsagung, die Rose als die des Genusses. Derselbe Gegensatz wird in 110 durch die weiße und die den Genuß bedeutende rote Rose bezeichnet: „Wenn erblüht die roten Rosen, Singt die Nachtigall im Rausche" (Haf. Pl. 48). Nur die weiße Rose meint Platen in 55, 81 u. 207, denn sie allein kann er „keusch" nennen.

Tulpe und Rose sind verbunden in 33, 102, 106 und 116: „Erwähle die Tulpe, wie Hafis, die Rose der Liebe verlaß", also ein ähnlicher Gegensatz wie in den obigen Blumenbildern. Die Tulpe ist Platens Lieblingsblume. Er hat sie schon früh besungen (R 353). Sie ist ihm das Sinnbild der Freundschaft und deshalb weit höheren Ruhmes würdig als die Rose, die Blume der Liebe. Darum die Inschrift an seinem Geburtshaus in Ansbach: „Hier entsproß August Graf von Platen-Hallermünde, die Tulpe des deutschen Dichtergartens, am 24. Weinmond 1796.[1]) Die Tulpe kommt nächst der Rose in den Gaselen am häufigsten vor, insgesamt gegen 50 mal.

Die Namen der andern Planzen werden weit seltener erwähnt oder zu Wortbildungen verwertet: Die Lilie 12 mal; dabei ist jedoch mehrfach die Wasserlilie gemeint, so in 136 und 202, die Schwertlilie in 29. Das Gasel 80 braucht das Bild vom „Liliengarten keuscher Liebe". Der Hyazinthe ist 15 gewidmet; sie wird auch in 18, 29 und 192 genannt. Der Jasmin in 11, 17, 84, 92, 158; die Nelke in 16, 28, 82, 83, 103, 192; der Lotos in 53, 70, 71, 145, 224; die Mimose in 120, 182, 224. Noch werden etwa 40 andere Pflanzen genannt, die meisten nur einmal.

Ziemlich ebenso groß ist die Zahl der verschiedenen Tiere, bei deren Wahl der Dichter wieder den Orient bevorzugt: Löwe und Tiger 14, 40, 75; 55; Kamel 32; Pfau und Paradiesvogel 12, 213; 19, 114; der sagenhafte Greif und Phönix 12; 9, 40; am häufigsten, 18 mal, ist die Nachtigall besungen, der Liebling der persischen Lyrik. Nach ihr begegnet man am meisten dem „Sommervogel", dem Schmetterling: 18, 51, 64, 68, 71, 206, 224.

All diese Stoffe hat Platen nicht ohne genaue Kenntnis

Schleidens: „Die Rose" (Leipzig 1873). Hier handeln über Hafis und die Rosen S. 247—250.

[1]) „Aus Platens Jugendzeit" von Gottfried Böhm. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1887, Nr. 268.

davon gewählt; er hat sich emsig mit Naturwissenschaft beschäftigt und deren verschiedene Gebiete kennen gelernt (T. I, 699, 775; II. 55, 387, 459, 627 u. ö.). Die wissenschaftliche Betrachtung läßt sich selbst aus der poetischen Behandlung zuweilen herausfühlen. Er nennt die Pflanzen nicht nur allgemein, sondern läßt auch die einzelnen Teile zur Geltung kommen:

Die Tulpenzwiebel, 62; Stengel oder Stiel, 73, 114; Dolde, 192; Kelch, 113, 162, 192; Blütenstaub, 98, 173; Samen 66, 161. Den Zoologen hört man aus dem Anfang von 14 und aus dem Wort über die Larve der Eintagsfliege, 64. Der Mineraloge spricht von der Verkalkung in 58, Verwitterung in 67, Undurchlässigkeit des Lehmes in 71; hierher gehört auch der Irrtum von 68 über den Diamant. Der bunte Schmuck edler Steine und Metalle durfte dem orientalischen Kleid der Gaselen nicht fehlen. „Golden" ist ein Lieblingswort des Dichters (s. Teil II C 3). Der Wein wird mit Rubin und Karfunkel verglichen, 113, 127. Die Farbe der Tulpe übertrifft den Saphir und Rubin, 12. Den Saphir nennen noch 52, 113, 221. Es fehlen nicht Smaragd, Jaspis und Achat, 70, 73; 108, 197; Topase, 162, 221; Diamanten, 12, 40, 58, 68, 70, 131; in diesem letzten Gedicht fragt der Liebende: „O, was trägst du meine Tränen als Demanten an der Hand?" Ähnlich heißt es von den Perlen: „Die feinsten Perlen, deine Tränen sind's, Kein Taucher fischt sie dir so fein empor" (28).

Solche Bilder vom Seewesen liebt Platen sehr. Er vergleicht das Leben der Seefahrt, 62, 87, 95, 198, 205. In 218 klagt er: „Meine Lippe muß verstummen, Meine Barke muß versanden." Vom Scheitern des Schiffes reden 64, 83, 150, 163. Bilder aus demselben Bereich finden sich in 5, 6, 10, 14, 25, 33, 55, 187, 205, 222, 224. Das Meer lernte Platen erst durch die Reise nach Venedig 1824 kennen, das Gebirge aber besonders durch die Schweizerreise von 1816 und den Aufenthalt in Schliersee 1817. Daran erinnern „die blaue Firne", der Gletscher und Gießbach, 21; 73; 66, 111, 194; die Alpenrosen und das Alpenglühen, 66, 70; 76. In kühnem Bilde malt 162 den Sonnenaufgang im Gebirge, 12 führt dazu an die See. Abendstimmung herrscht in 76, 77; Sonnenuntergang am Meer, 64. In 183 wird der Frühling, in 55 Sturm und Regen, in 59 das Gewitter ganz kurz behandelt. Die Naturerscheinungen werden mehr angedeutet als geschildert.

Platens Gaselendichtung ist viel zu persönlich, um der Natur mehr als den Hintergrund einzuräumen. Sie entnimmt ihr nur die Fülle der Bilder, die jedoch nie Selbstzweck werden. Der Dichter verleugnet sich nirgends, er trägt in alles sein Selbst hinein: „Wann sinkt der Regenbogen, daß den Pinsel Wir mögen tauchen in die sieben Schichten?" (59). Gemälde und Bildwerke haben die Gaselen 6, 47, 50, 181, 197 beeinflußt und werden in 47, 103, 180 kurz erwähnt. Weit mehr werden

die der Lyrik verwandten Künste, Gesang und Musik, gewürdigt: 16, 50, 167, 223; 37, 94, 113, 114, 165. Einige Gaselen hat Graf Friedrich Fugger in Musik gesetzt: 13 nach T. II, 506, und 187, 229, wie zwei briefliche Äußerungen zeigen (Nachl. I, 172, 223). Platen selbst wünschte, seine „lyrischen Sachen allmählich alle komponiert zu sehen" (T. II, 748). Die Gaselen nennt er gern „Lieder" oder „Gesänge", z. B. in 96, 109, 171, 174, 206; 30, 70, 100, 178, 199. Da der Reim ihr Hauptmerkmal ist, nennt er sie nach diesem in 7, 92, 210, 218. Nur einmal, in 57, heißen sie „Verse".

C. Die Form.

1. Versmaße.

In den Gaselen steht das Versmaß an Bedeutung dem Reim weit nach. Anders als Platens südliche Strophen, die Oden und Festgesänge, pflegen diese östlichen Formen vor allem den Reim und gebrauchen meist schlichte Versmaße. Jambus und Trochäus sind in gleicher Stärke vertreten; jedem gehören etwa $^2/_5$ der Gesamtzahl.[1]) Das letzte Fünftel besteht in der Hauptsache aus trochäisch-daktylischen Versen. Gleich die erste Sammlung bestätigt dieses Verhältnis: von den 30 Gaselen sind 12 jambisch, 12 trochäisch, 5 trochäisch-daktylisch und eines, 6, ist daktylisch. Dieses ist zugleich das einzige rein daktylische Gasel Platens überhaupt, und es ist bezeichnend, daß er es für die Ausgabe von 1828 (g) ebenfalls in ein trochäisch-daktylisches verwandelte; erst G (1834) stellte das erste Versmaß wieder her.

Die Länge der Gaselverse schwankt zwischen 6 und 17 Silben. Von den durch Platen selbst veröffentlichten Gaselen erreicht nur je eines diese äußerste Grenze: 60 hat die kürzesten Verse, je 3 Trochäen; 116 die längsten, stets mit einem Einschnitt hinter der 9. Silbe; jeder Halbvers beginnt mit Auftakt, dem 2 Daktylen folgen. Dabei schließt die erste Hälfte mit einem Spondäus, die

1) Es handelt sich in dem Teil II C nur um die wirklichen Gaselen und Vierzeilen Platens, d. h. um 203 Gedichte. Die angegebenen Zahlenwerte gestatten zuweilen kleine Veränderungen, je nach dem Maße, in welchem die Umgestaltungen als Neudichtungen betrachtet und zur Zählung hinzugezogen werden.

zweite nur mit einer Hebung. Auch 84, zu Platens Lebzeiten nicht gedruckt, hat 17 Silben: 9 Jamben, der fünfte unvollständig, dahinter der Einschnitt.

Vierfüßige jambische Verse verwenden 48, 68, 122, 123, 168, 176, 211; dazu noch 169, dieses aber katalektisch, wie die beliebten Verse der Anakreontiker. 20 Gedichte haben den fünffüßigen Jambus ohne feste Zäsur, außer jener, die durch die Pause zwischen Reim und Überreim gebildet wird. Nur in den beiden spätesten Gaselen dieses Maßes fehlt der Überreim, in 197 u. 200; das letzte, zugleich das einzige katalektische unter ihnen, blieb ungedruckt. Die meisten, 16 von 20, sind 1821 entstanden und in den drei ersten Sammlungen erschienen,[1]) in d folgten nur 154, 185, 197.

Den 11silbigen jambischen Vers gebrauchen 13 Gedichte mit wechselnden Zäsuren; 49, 59, 62, 64, 100 haben klingenden Reim, nähern sich also der eigentlich lyrischen Form des fünffüßigen Jambus, dem Endekasillabo. Sie gehören, mit Ausnahme des letzten, den „Lyr. Blättern" an. 70 und 173 zeigen klingenden Reim und Überreim, während die 6 anderen klingenden Überreim dem stumpfen Reim anfügen (7, 12, 30, 56, 117, 151). Sechs Jamben zählen die Verse von 52, 82 u. 107, zum Teil schon mit Annäherung an die Zäsur des Alexandriners, die in folgenden 15 Gaselen durchgeführt ist: 54, 71, 85, 98, 150, 155, 157, 159, 161, 172, 181, 184, 190, 196, 209.

Der jambische Septenar herrscht in 96, 152, 202. Den 7füßigen jambischen Vers mit Einschnitt nach dem 4. Fuß und Verkürzung desselben zeigen 50, 61, 73, 113, 156, 166, 188, 198; 192 nur in der handschriftlichen Fassung, denn für den Druck in d wurde auch der 7. Jambus verkürzt. Verkürzung nur dieses letzten Fußes haben 40, 97, 180. Den jambischen Oktonar, das feierlich-ernste Versmaß seines „Harmosan", hat Platen in dem Gasel gebraucht, das den tiefsten Weltschmerz ausspricht, 195; ebenso in 144, 160, 164, 167, 177, 179. Verkürzung des 8. Fußes zeigt 106, des 4. und 8. Jambus 194. Das Gasel 84 mit der höchsten Silbenzahl ist oben erwähnt.

An den griechischen Choljambus erinnern durch den Antispast am Versschluß 66 und 125. Der Dichter hat hier sehr wirksam

---

[1]) Es sind 4, 9, 14, 19, 21, 24, 27, 28; 53, 58, 63, 65, 69, 74; 94, 115.

den jambischen Dimeter mit dem Trochäus verbunden. 3 Trochäen bilden die Verse von 60. In 18 Gedichten herrscht der 4 füßige trochäische Vers, stets mit klingendem Ausgang. Die drei ersten Sammlungen kennen ihn gar nicht; 79 ist zwar im April 1821 entstanden, aber vom Dichter nicht veröffentlicht worden. Erst in d erschienen 2 Gedichte in diesem Maße, 158 und 187; im Jahre 1826 entstand 208; der Frühling 1832 brachte die 14 letzten Gaselen, sämtlich in 4 füßigen Trochäen: 206, 207, 210, 217 — 223, 225—228. Der Dichter ist hier ganz Anakreontiker und bildet daher den anakreontischen Vers nach, allerdings mit Reimen (vgl. Minor, S. 221).

Den 5 füßigen Trochäus der „Abbassiden“ zeigen 17, 18, 101, 121, 174; mit Verkürzung des letzten Fußes: 20, 78 und 153. .6 Trochäen bilden den Vers in 15 und 67; in dem ersten liegt ein Einschnitt hinter dem vierten Versfuß, besonders merkbar in den Reimversen, weil hier der Überreim darauf folgt; 67 hat die Zäsur nach dem 3. Trochäus. 15 Gedichte haben Verse von 6 Trochäen, deren letzter unvollständig: 3, 5, 10, 13, 23, 25, 33, 57, 75, 77, 81, 83, 128, 183, 224. Der Dichter hat dieses Maß im Anfang also sehr bevorzugt.

Später wandte er sich dem trochäischen Oktonar zu. Keine Versform hat er so häufig gebraucht; sie findet sich in 40 Gaselen und Vierzeilen. Nur $^1/_5$ davon ist akatalektisch: 114, 162, 165, 175, 182, 186, 191, 213. Die Zäsur liegt stets hinter dem 4. Trochäus. Alle Vierzeilen, mit Ausnahme von 144, 145 u. 202, haben dieses Versmaß (130—143). Verse von 7 Trochäen, katalektisch, mit dem Einschnitt nach dem 4. Fuß, zeigen 55 u. 72. 16 u. 51 verbinden Trochäen mit einem Daktylus, ebenso 22, 26, 32, diese drei zugleich mit Auftakt.

145, mit der Vereinigung von Trochäen, Daktylus und Jamben, nähert sich den schwierigen Formen im „Spiegel des Hafis“, die Platen unter dem Einfluß persischer Versmaße erfand, und die eine Mischung der verschiedensten Versfüße darstellen (92, 102, 103, 108, 112, 116; auch 163, dessen Versmaß dem von 92 gleich ist). Wirkliche Nachbildung persischer oder arabischer Versmaße findet sich in den Gaselen nicht: „Sogar das einfachste Metrum der persischen Sprache ist in der unsrigen kaum in einzelnen Versen nachzubilden“ (R III, 210). Platen meint hier das Mutakarib, das er in den 4 Versen von 86 gebraucht hat (s. oben,

Teil II A 1). Daktylen in Verbindung mit Trochäen begegnen in 11, 104 u. 178; 6 hat in g an der Stelle des 3. Daktylus einen Trochäus, ist aber in a und G rein daktylisch (zu 6, V. 1 u. 9, vgl. Hellmuth, S. 13/14).

Die Forderung, in allen Versen Silbenzahl und Versmaß unverändert festzuhalten, hat Platen streng beachtet. In 11 ist er bewußt davon abgewichen, indem er die Reimverse um eine Senkung am Schluß verkürzte, damit die Klage „du liebst mich nicht" stärker betont sei. In 51 ist die Silbenzahl aller Verse gleich, aber der Rhythmus wechselt. Die Vierzeile 145 weicht in V. 4 von dem Bau der drei ersten Verse ab. In 125 hat V. 5 eine Silbe mehr als die andern, in 40, V. 6 wird derselbe Verstoß nur durch die Synkope des e von „Feuer" vermieden. Platen hat beide Gedichte nicht veröffentlicht.

Dem Versmaß zuliebe scheut er mitunter auch eine eigenartige Betonung nicht.[1])

Wie die Gaselen in der Verslänge große Unterschiede zeigen, so auch in der Anzahl der Verse. Nur 6 Verse, ein Beit mehr als die Vierzeile, zählt 22, während manche, wie 109, 114, bis 16 Verse enthalten, 172 in der Handschrift sogar 18. Die Kasside darf das Gasel an Länge weit übertreffen und erreicht in der Fassung von d 32 Verse.

2. Reim.

Eine natürliche Grenze für die Ausdehnung des Gasels ist der Reim. Platen kennt Reim- und Überreimgaselen; jene bilden $^1/_3$, diese $^2/_3$ der Gesamtzahl, die auf rund 200 angesetzt sei

---

[1]) Er sagt: „Samárkand" in 92 u. 108, „Ararát" in 197; „Stumpf sínnige" in 180. In c heißt es „Purpúrnen, reinen" (104), das aber in g verbessert ist: „Den süßen, reinen". 6 betont „Délphin"; so heißt es auch in den „Fischern auf Capri": „Hat als Kind mutwillig gestreichelt den rollenden Delphin" (R 261). 6 hat „Ózean", während dasselbe Wort in 53, 124 und 145 auch auf der letzten Silbe betont ist; dagegen „Hoben sich des Ózeans Wogen" („Die Tochter Kadmus", Petzet V. 609). Je nach der Forderung des Versmaßes gebraucht Platen „Lilie" dreisilbig (51, 73, 136, 202) oder „Lilje" zweisilbig (28, 29, 31, 55, 140, 182, 192). In 29 änderte er: „Auch der Lilie geweihtem" in „Auch der Lilje gottgeweihtem". Derselbe Wechsel zeigt sich bei Platen auch sonst, so im „Konradin" (Petzet V. 18 u. 27).

mit etwa 2500 Versen, abgesehen von den zahlreichen Änderungen, die der Dichter immer wieder vornahm. Die erste Sammlung enthält nur Gaselen mit Überreim, die 14 letzten Gaselen haben nur den Reim (s. o. Seite 52), außer 219, das noch einen schwachen Rest des Überreims bewahrt. Die Hälfte der Reimgaselen hat klingenden Reim, gleichsam ein Nachhall des fehlenden Überreims; unter den 135 Überreimgaselen aber finden sich nur 8 mit klingendem Reim und klingendem Überreim: 15, 70, 103, 114, 173, 182, 186, 191. Davon entfallen auf a und b je eines, auf c 2, auf d 4 Gedichte.

Platen war den klingenden Reimen abgeneigt, „die in unserer deutschen Sprache so einförmig und kraftlos sind, da sie fast alle auf e oder en ausgehen“ (T. I, 501). $^1/_8$ der Überreimgaselen hat stumpfen Reim, 108 haben stumpfen Überreim; nur bei 25 Gedichten trifft beides zusammen. Gleitenden Reim hat 211, Schlagreim 16; dieser findet sich einmal auch in 29: „geweihtem, breitem“ und in 80: „verlange lange schon“. An das Stichwortgasel (siehe oben) erinnert 37. Nur selten hat der Dichter zu der Aushilfe des reichen Reimes gegriffen, so in 3: erwiesen : Wiesen; 12: Greif : begreif; 156: Behuf : Huf. Platen hielt den reichen Reim für unschön und fand es merkwürdig, daß jemand ihn fragen konnte, ob Besitz : Sitz ein guter Reim wäre (T. II, 342). Deshalb beseitigte er z. B. das zweite Beit von 28 in g. Der rührende Reim, bei dem nicht nur lautlich, sondern auch in der Bedeutung Gleichheit bestände, findet sich nirgends.

Eine Betrachtung der Reimvokale zeigt: Am seltensten, nur dreimal, erscheinen Reime auf ä (14, 110, 207); ü haben 8, u 10, e 14, o 21 Gaselen, während ö-Reime gänzlich fehlen. 46 Reimreihen haben i, 62 haben a, das damit zum häufigsten aller Reimvokale wird. Den 164 Vokalreimen (einige Umarbeitungen, welche dieselben Reime behielten, sind nicht gezählt) stehen nur 33 Gaselen mit Diphthongreimen gegenüber: 3 haben eu (19, 75, 186), 8 au und 22 ei, also klanglich auch hier die Vorherrschaft des a.

Viele Reimreihen stimmen untereinander nicht nur im Reimvokal oder -diphthong, sondern auch in den nachfolgenden Lauten überein. In 3 Gaselen, 6, 51, 102, findet sich der Reim auf -and (Hand : verband : Gewand usw.), in 3 anderen der Reim auf -anden: 83, 150, 218. (209 ist nicht als neue Reimreihe, sondern nur als Auszug aus 150 zu betrachten). Es herrscht ferner: -ade in 10, 48; -ane in 25, 33, 145; -ang in 216, -ank in 125; -ange in 70, 99, 121; (100 ist nur eine Verkürzung der Reihe von 99).

-ahrt haben 71, 129; -ale 76, 128; -eben 61, 101; -icht 151, 166; -ichter 31, 77, 81; -iesen 3, 217; -inge 97, 188, 206; -ohne 65, 138; -ose 120, 132, 182, 224; -unde 103, 195; -ur 196, 229; fünfmal, und damit am häufigsten, findet sich die Reihe auf -ein: 28, 82, 92, 134, 175; -einen 104, 143; -eit 157, 170. Die aus Gaselen entstandenen Vierzeilen haben dieselben Reime wie diese. Es gleichen sich also: 139 u. 189 (-aus); 140 u. 182 (-ose); 141 u. 114 (-iele).

Die Zahl der Silben des Überreims schwankt zwischen 1 und 7; eine Silbe als Überreim ist sehr häufig, 7 Silben finden sich nur in 47 und 171. Einige Gaselen zeigen Übereinstimmung im Überreim: „mir“ in 8, 25, 179; „ist“ in 123, 198; „zu sein“ in 63, 95, 196. Teilweise Übereinstimmung kommt mehrfach vor: 150 und 290 haben „her“, 202 hat „hin und her“. 192 ist durch bloße Weglassung des Überreims „nun“ und dadurch gebotene Verkürzung der reimlosen Zeilen um je eine Silbe zu einem Reimgasel geworden. Hier war der Überreim ein entbehrlicher Anhang, während er sonst meist so eng mit dem Verse verbunden ist, daß dieser ohne ihn nicht bestehen könnte. Er ist auch dadurch in den Bau des Gasels fest eingefügt, daß alle Zeilen nur durch seine Hinzurechnung gleiche Silbenzahl und gleiches Versmaß erhalten. Sein Fehlen wäre also auch in der Form eine Zerstörung des Gedichts, dessen einzelne Verse einander entfremdet wären. Zwar brächte der Reim noch einigen Halt in das Schwanken, könnte aber bei dem nun herrschenden Wechsel der Verslängen die Versschlüsse nicht mehr so deutlich bezeichnen. Wo der Dichter den Überreim gewählt hat, bleibt dieser fast stets unerläßlich. Zugleich zeigt sich hier die Berechtigung der Forderung völliger Gleichheit in Silbenzahl und Versmaß.

Eine andere Bedingung, die Dissonanz zwischen den Reimen und den entsprechenden Stellen der reimlosen Verse, hat Platen nicht so streng erfüllt, vielleicht in dem Gefühl, daß eine Assonanz im Deutschen nicht so leicht auffällt (Minor, S. 377, 506).[1])

Für die Sorgfalt, mit der Platen den Reim behandelt, nur ein Beispiel: In 119 wird die Reimreihe durch „verlieh“ er-

[1]) Hier seien als Assonanzen erwähnt: a in 68, 151, 152, 165, 197; e in 175; i in 16, 19, 79, 117, 160, 162; o in 192; ei in 4 und 163. Ähnlichkeit der reimlosen Versschlüsse zeigt 206, wo Zeile 3, 11 und 13 auf die Silbe -ich endigen.

öffnet; sie bringt keine einzige Endung auf -ie, sondern nur -ieh, also nicht bloß für das Ohr, auch für das Auge völlige Gleichheit. Die Reimreinheit ist, gegenüber den Freiheiten der klassischen Zeit, außerordentlich, doch auch sie hat Ausnahmen, obwohl man solche Äußerlichkeiten wie die Reinheit der Reime bei Platen immer weit mehr gerühmt hat, als den gedankenreichen Inhalt seiner Gedichte. Graf Schack erinnert daran (Pandora S. 377), daß Platen völlige Reimreinheit nicht erreicht hat, „indem die von ihm angewandten Reime nur nach der in seiner Heimat üblichen Aussprache, aber keineswegs überall für rein gelten können".[1])

In der Tat faßt Platen nach süddeutscher Art „hin" und „dahin" als Längen und reimt damit „Ruin" (84) und „erschien" (17); „an" und „dran" reimen auf „Wahn" (124); denselben Reim zeigt die ältere Fassung der „Christnacht" R 726, und in „Treue um Treue" sagt Nureddin: „Die Hochzeitfackel trag' ich dir voran, Um sie zu tauchen in den Ozean!" (R II, 274). In der sonst reinen Reimreihe von 64, „Büste": „müßte" usw. steht auch ‚Wüste". Fehlerhaft, obwohl durch die Schreibung „Schwerde" in a entschuldigt, ist der Reim von 29: Gebärde: Schwerte: Erde. In dem, 5 Jahre früher entstandenen, Gedicht „An Joseph von Xylander" (R 457) reimt „Schwerte" auf „Vatererde". Von den genannten Gaselen ist jedoch nur eines, 29, vom Dichter der Aufnahme in eine spätere Sammlung (G) gewürdigt worden; 84 blieb überhaupt ungedruckt.

Der Reimzwang ist mitunter nicht zu verkennen, die Mimose verdankt wohl nur der Rose ihr Dasein. Der Reim schuf die wenig lyrischen Worte „zahm" und „bieder" in 116 und 158, „lahmen" in 161, „im Staat" (= im Flor), 197; die „Flaute", 187; und gar die „Ranunkel" 127. Die ältere Form „Tulipane" ist besonders im Reim beliebt (25, 33, 145). Ein Sonett aus Venedig beginnt: „Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane" (R 162). Dieselbe Form findet sich aber in 72 und im 8. Gesang der „Abbassiden" (R II, 475), ohne Reimwort zu sein. Der Reim hat auch die Wahl der Verkleinerungssilben bestimmt (-chen oder -lein), vgl. 44. (Noch einiges zum Reimzwang s. u.)

Jedes Beit schließt mit dem Reim oder Überreim. Enjambement findet sich nur ein einziges Mal, und zwar zwischen dem ersten und zweiten Beit von 221, also in einem der spätesten Gaselen, die den Dichter ja überhaupt frei vom Orient zeigen. Die Gaselen von 1832 scheiden häufig die Zweizeilen

---

[1]) Vgl. noch Schack, „Ein halbes Jahrhundert", Stuttgart u. Leipzig 1888, I, 25. — Schack, „Perspektiven", 1894 S. 101 ff. Auf einige ungenaue Reime Platens verweist Symons: „Zu Rückerts Verskunst". Jahresbericht der Friedrichs-Realschule. Berlin 1876. S. 16, Anm. 1.

nur durch das Komma (223), während die erste Sammlung durchaus stärkere Zeichen gebrauchte (das Komma hat a nur auf S. 11 u. 35).

Da nun jedes Beit immer gleichsam aufs neue ausholt, kommt der Dichter oft in die Lage, dieselben oder doch verwandte Anfänge der Verse und Beits zu brauchen. Der durch die Form bedingte Parallelismus begünstigt die Ähnlichkeit der Anfänge noch mehr. Überhaupt handelt es sich hier mehr um eine stilistische als um eine metrische Erscheinung. Die buchstäblich gleichen oder auf einander reimenden Versanfänge stehen häufig in der Senkung und werden schon darum nicht empfunden. Auch fehlt das beim Reim oft bedeutsame Zusammentreffen des Sinnes, und meist kann von einem Sinn dieser Anfangsworte gar nicht die Rede sein. Ferner stehen die reimenden Anfänge oft weit auseinander, werden dadurch aber für die stilistische Tatsache, die hier festgestellt werden soll, nicht unbrauchbar. Man kann sie nicht „Anfangsreime" nennen, aber ich möchte hier die schwächere Bezeichnung „Anreime" für sie brauchen. Zum Anreim zähle ich neben den wirklich gleichen Anfängen (Du : Du; Wenn : Wenn) auch solche, wo eine deutliche Übereinstimmung im Klange der Anfangsworte vorhanden ist: Die : Wie; Wahr : Zwar; O : So. Stilistisch sind die Anfänge der Beits, also die ungeraden Verse, wichtiger als die Anfänge der geraden. Aber auch diese wurden für den Anreim berücksichtigt, da häufig genug die Zweizeilen, das erste Beit immer, sich in zwei ziemlich selbständige Hälften, die Verse, gliedern. Werden die nicht reimenden Anfänge mit x bezeichnet, dann ergibt sich für den Anreim folgendes Bild:

In 19: aa xb xb xc xc. Hier haben die Anreime dieselbe Stellung wie der Gaselreim am Schluß; allerdings wechseln sie, während der Gaselreim sich gleich bleibt. — In 104: aa xx ax bb aa xx. — In 166: xa xb bx xb ac cx dx da. Besonders günstige Beispiele sind ferner 18, 50, 59, 61, 62, 72, 176, 197. Dagegen fehlt in einigen Gaselen diese Erscheinung gänzlich, so in 58 und 178; am häufigsten, unter 14 Gedichten viermal, fehlt sie in den italienischen Gaselen von 1882 (207, 217, 219, 223), denn diese zeigen die freieste Behandlung der östlichen Form. Hier herrscht nicht mehr der Parallelismus; damit aber ist auch der Anreim seltener geworden. Dagegen hat ein Gasel wie 49, das jene beiden Erscheinungen der strengen Form aufs stärkste ausprägt, buchstäblich gleiche Wiederholung der Anfänge: aa ax ax ax ax.

Die folgende Aufstellung zeigt das durchschnittliche Ver-

hältnis des Anreimes in Platens Gaselen[1]) zu deren Endreim und Verszahl. Die Verhältniszahlen für

Anreim : Endreim : Verszahl

sind:

In a; 1 : 1,75 : 2,8.
„ b; 1 : 1,25 : 2,12.
„ c; 1 : 1,4 : 2,4.
„ d; 1 : 1,36 : 2,38.
„ G; 1 : 1,6 : 2,8.

Die in G nicht aufgenommen Gaselen (R 597—638) zeigen in ihren letzten Fassungen das Verhältnis:

1 : 1,5 : 2,5.

Dagegen herrscht in den italienischen Gaselen[2]) das Verhältnis:

1 : 2 : 3,5.

Also: In Platens Gaselen bewegen sich die Verhältniszahlen der Anreime zu den Endreimen sämtlich in der Nähe von 1 : 1,5. Die stärkste Abweichung findet sich dort, wo die Form weniger streng durchgeführt ist, in den letzten Gaselen. Hier gehen sofort die Zahlen der Anreime herunter. So liefert die Betrachtung des Anreimes den zahlenmäßigen Beweis für den Einfluß der Gaselform auf Platens Stil.

3. Stil.

Dieser Einfluß läßt sich mit einem Wort bezeichnen: Wiederholung. Sie herrscht in der Gaselendichtung in den verschiedensten Formen. Sie erscheint als End- und Überreim, als Anreim und als Sinnwiederholung oder Parallelismus. Alle Beits sollen wie aufgereihte Perlen einander gleichen, verbunden durch die Schnur desselben Gedankens, den sie entweder durch Wiederholung oder durch den Gegensatz aufnehmen. Jedoch findet sich bei Platen, dem deutschen Geiste angemessener, auch wirkliche Weiterbildung des Gedankens, besonders

---

[1]) Hier sind stets die von Platen selbst veröffentlichten Formen gemeint, nicht die handschriftlichen Gaselen; ausgeschlossen blieben die Kasside und die Vierzeilen.

[2]) Hier sind alle Gaselen von 1832 gemeint, d. h. 206, 207, 210, 217—223, 225—228.

in d und den späteren Gaselen, während die früheren weit strenger den Parallelismus der Beits beobachten, darum auch die Umstellung und Auslassung von Beits recht gut ertragen. Platen hat bei den Umarbeitungen häufig davon Gebrauch gemacht. Wiederholung herrscht ferner in der Anwendung der Redeformen: Für Einleitung und Schluß sind Frage und Aufforderung sehr beliebt, kehren aber oft ganze Gedichte hindurch immer wieder, selbst in demselben Verse sich wiederholend.[1] Ein Gasel ohne Frage- oder Ausrufungszeichen ist kaum zu finden; 30 Gedichte beginnen mit einer Frage.

Noch gebräuchlicher ist die Wortwiederholung:

29; „wohl bewaffnet, wohl gerüstet, wohl bewehrt." 55; „Weine, weine." 222; „Diese Bäume, diese Blüten". 223; „Leichter Lieder leichte Gaben". 227; „Gib noch einen Kuß, noch einen, Nur noch einen, bis ich gehe". Vgl. 8, 53, 121, 133, 150, 165, 175, 209 u. a. Wortwiederholung und Reihenbildung zeigt 201: „Welch ein Gang, o welch ein Wandel, welch ein Schweben, welch ein Schritt". Platen hat eine Vorliebe für derartige Reihen; s. 82, 104, 116, 127. Eine Häufung von Fragen zeigt 126: „Was fragt ihr wie? und warum? und wann? was wollt ihr?"

Gern verbindet der Dichter gleiche oder ähnliche Worte: 67; „Die am vollsten wuchert, wuchert auf den Grüften" u. „Flehst du zu den Sternen? Sterne sind nur Flocken". 175: „Lenzeshauch aus goldnen Locken lockte mich in eh'rne Bande". Ähnlich in 173: „Fahrt Gefährte"; 19: „Dichter dichtete". Hierher gehören auch die reimenden Worte innerhalb derselben Verse oder Beits: 116: „verlangt und erbangt das Gemüt"; 124: „Die Karawan' auf ihrer Bahn zu schaun"; 160: „die seufzend nun im Wind zerrinnt". (Andere Beispiele in 17, 52, 85, 98, 110, 121).

Der Stabreim ist so häufig, daß sich wenige Gaselen ohne ihn finden. Auch im Überreim macht er sich geltend, so in 76, 77 „rosenrot"; in 202 „hin und her". Vielleicht hat seine Häufigkeit im Schahnameh des Firdusi und in Hammers Hafisübersetzung sein Auftreten in Platens Gaselen begünstigt. (Zum Schahnameh vgl. Nöldeke im Grdr. d. iran. Phil. II, 185).

Besonders dankbar ist die Betrachtung der Wortstellung. Der Hiatus im engeren Sinne, Zusammenstoß von abgeschwächtem kurzen -e mit vokalischem Anlaut, ist vermieden; jedoch heißt es in der handschriftlichen Fassung von 178: „Liebende, ohne". Nur d hat diesen Hiatus übernommen, g hat

---

[1]) Z. B. in 98: „O suche nie die Qual und lieber liebe nie!" 153: „Gib mir Wein, o gib mir Wein, o gib!" Ähnlich in 3, 11, 67, 68, 138, 199, 225 u. ö.

ihn nicht mehr. Überhaupt ist das Zusammentreffen zweier Vokale sehr selten, der Apostroph dafür um so häufiger. Auslassung des e und i innerhalb der Worte (Synkope) findet sich oft; die zuweilen dadurch entstehende Konsonantenhäufung empfand Platen später als Mißklang.

In einem Brief an Minckwitz vom 10. Oktober 1835 (Nachl. II, 424) tadelt er „mächt'gen, heil'gen usw." In den Gaselen ist er noch nicht so streng und gebraucht: „Fitt'ge" 23; „Gewalt'ger" 33; „Traur'gen" 108; „üpp'gen" 159; „flücht'ger" 166; „sonst'ge" 196; „eil'gen" 211. Jedoch hat er auch hier schon mehrfach gebessert. In der Handschrift von 160 ändert er „Wir Deutsche sind von trotz'ger Art" in: „Als Deutscher hab' ich Trotz genug". Ebenso: „wie auf Fitt'gen" 165, in „wie beflügelt"; „luft'gen" 179, in „leeren"; die „Kön'ge" der Kasside (205) in „Fürsten" 215; ebenda „mut'gen" in „stolzen"; „kräft'ger" blieb bei der Umgestaltung von 205 zu 215 ganz weg.

Mehrfach findet sich Einfassung eines Beits durch gleiche oder verwandte Ausdrücke (Kyklos),[1]) so in 3, 118, 119, 185 oder 33:

„Ruhig schlummerst du, Gewalt'ger, doch vielleicht
Träumend ungeheure Plane schlummerst du."

Der Dichter gebraucht hier das Partizip des Präsens, eine Form, die in den Gaselen nicht weniger als 72 mal vorkommt, am häufigsten ,8 mal, „liebend". Einen eigenartigen, dem Griechischen nachgebildeten Gebrauch des flektierten Partizip des Präsens zeigt 109: „Doch ist jedes Aug' ein Wächter, hütender ein Paradies"; desgleichen in dem Sonett R 661: „Sah ich unzähl'ge Funken sich entfalten, Umsprühende die schönste der Gestalten". So sagt Goethe im „Diwan", W. A. 6, 57: „dem ihr sonst Schlafendem vorüberzogt." Vgl. dagegen Platen 201, V. 1.

Die Stellung übers Kreuz, der Chiasmus, ist in den Gaselen recht beliebt. „Erfahren hab' ich dies und das, und das und dies erstrebt' ich auch," 177; ähnlich 109. In 81 heißt es: „Schlaft ihr Bäume, Hirten schlaft"; ferner 8, 17, 31, 54, 162, 192, 206 u. ö. Es ist erklärlich, daß der Reim mitunter die Wortstellung stark bestimmt hat; ebenso mußte er die Wahl der Worte beeinflussen. Fremdwörter, die aber auch sonst nicht fehlen, sind oft eine Folge des Reimzwanges, so: „Revier" 52, 113; „Rotunde" 108; „Juwelier" 113; „im wüsten Sarkophage" 179; „Virtuose" 182; „pur" 196; „Auf antiken Architraben" 223. Auch „Franze" statt „Franse" 47.

Bemerkenswert ist Platens Vorliebe für umlautlose Formen: „entblumt" 28; die „Plane" 33; den „Schalken" 58, „aus Gewanden" 150. Sehr stark

---

[1]) Die Übersetzungen spanischer Romanzen in Herders „Volksliedern", die Platen kannte (s. o. S. 15), enthalten einige Beispiele solcher Verskreise, z. B. (Herder 25, 153): „wie die Sonne
Aufgeht in dem Ungewitter
Wie der Mond im Dunkel aufgeht."

ist seine Neigung für ältere Sprachformen, mitunter freilich unter dem sichtlichen Einfluß des Reimes: „beut" 17, 19, 116, 152; „dräuen" 72, 75; „fleucht" 18, 109; „Gefährde" 29, 79; „geuß" 83. Einige Diphthonge sind hier auch darum gewählt, weil eine Dissonanz gegen ie gebraucht wurde.

Selten findet sich die ältere Form als Verkürzung der gegenwärtigen: „den Gaum" 176; „Regentropfe" 75; „mein Schatte" 216. Altertümlich ist der Gebrauch verlängerter Wortformen: „duftberauschet" 201; „Genicke" 24; „Gelüste", „Gerüste" 64; „geringe" 97; „Heldenahne" 33; „Herze" 51; „Hirte" 79, 221; „pranget" 81; „Sterngezelte" 47; „Stirne" 21, 192; „Trinkgeschirre" 109; „verherrlichet" 85; „zurücke" 70, 92. Den Ausgang auf -e verwendet Platen überhaupt recht häufig; die kurzen Formen aber finden sich daneben: „ferne" 188, 188, 198; „fern" 19, 124, 184. „gerne" 72, 109, 191, 195; „gern" 154. „helle" 110; „hell" 108. „heute" 161, 220; „heut" 162. „sachte" 49; „sacht" 66.

Sprachlich bemerkenswert sind noch einige Ausdrücke, die meist einer älteren Sprachstufe angehören: „fodre" 225; „Getal" 184, hier wirklich als Sammelwort für „Täler" gebraucht, während dieses seltene Wort im 7. Gesang der „Abbassiden" (R II, 519) nur eine Talschlucht bedeutet. „Gewild" 117; „izt" 122, auch 132, aber nur in c, später geändert in „jetzt"; „jach" 178; „Lauberhütte" 205; „der Meuter" 65; „die Rehe" (Einzahl) 227; „des Feldes Rosen auszureuten" 186; „die Scheitel" (Einzahl) 52, 213; Platen gebraucht dieses Wort auch sonst als Femininum, so R 63, 352, 517; R II, 90, 517. Nur im „Klagelied Kaiser Otto des Dritten", R 23, heißt es: „Wiewohl ich auf dem Scheitel Schon Kronen trug als Kind". — „spat" 108, 196; „die Stachel" (Mehrzahl) 116; „traun!" 29, 114.

Für einige Worte zeigen die Gaselen besondere Vorliebe: „es frommt", 19, 85, 124, 188, 212, 229. Dieselbe Wendung findet sich in Platens Werken etwa noch 20 mal. „fromm" ist als Beiwort häufig: „das fromme Schwert" 27; „die fromme Nachtigall der Liebe" 49; „fromme Waffe" 72; zwei Beispiele in 29, ferner 18 u. 161; als Hauptwort ist es in 60 und 160 gebraucht. „keusch", ein beliebtes Beiwort zu Lilie, Rose, Veilchen: 55, 77, 140, 155, 176, 182, 191, 207. Das schon altdeutsche „Lenz" wird vor dem jüngeren „Frühling" außerordentlich bevorzugt und mehr als 20 mal allein oder in Zusammensetzungen gebraucht. Diesem Wort zuliebe ändert Platen bei der Umarbeitung von 150 zu 209: „der Frühling schickt den Duft" in „doch schickt der Lenz den Duft";[1]) der „Frühlingshauch" des „Westöstl. Diwan" (W. A. 6, 168 V. 12) ist hier ein „Lenzeshauch", 175. „Wahn" und „wähnen" werden 9 mal genannt; „schnöde" in 66, 73, 118, 216. „süß" dient etwa 20 Begriffen als Beiwort. In 170 weiht sich der Dichter „der äußersten Weichlichkeit." „Weich" ist der Grundton der hafisischen Lyrik, der auch in Platens Gaselen zuweilen herrscht. Er nennt sie selbst: „Diese weichlichen Gesänge", 199, und „weiche Lieder", 201; vgl. noch

---

[1]) Diese Änderung kann in 209 nicht durch das Streben nach Wechsel des Ausdrucks veranlaßt sein, denn es folgt nun „Lenz", „Lenzes", „Frühlingshauch". Der „Frühlingsatem" von 150 wurde zum „Maienatem".

ihn nicht mehr. Überhaupt ist das Zusammentreffen zweier Vokale sehr selten, der Apostroph dafür um so häufiger. Auslassung des e und i innerhalb der Worte (Synkope) findet sich oft; die zuweilen dadurch entstehende Konsonantenhäufung empfand Platen später als Mißklang.

In einem Brief an Minckwitz vom 10. Oktober 1835 (Nachl. II, 424) tadelt er „mächt'gen, heil'gen usw." In den Gaselen ist er noch nicht so streng und gebraucht: „Fitt'ge" 23; „Gewalt'ger" 33; „Traur'gen" 108; „üpp'gen" 159; „flücht'ger" 166; „sonst'ge" 196; „eil'gen" 211. Jedoch hat er auch hier schon mehrfach gebessert. In der Handschrift von 160 ändert er „Wir Deutsche sind von trotz'ger Art" in: „Als Deutscher hab' ich Trotz genug". Ebenso: „wie auf Fitt'gen" 165, in „wie beflügelt"; „luft'gen" 179, in „leeren"; die „Kön'ge" der Kasside (205) in „Fürsten" 215; ebenda „mut'gen" in „stolzen"; „kräft'ger" blieb bei der Umgestaltung von 205 zu 215 ganz weg.

Mehrfach findet sich Einfassung eines Beits durch gleiche oder verwandte Ausdrücke (Kyklos),[1]) so in 3, 118, 119, 185 oder 33:

„Ruhig schlummerst du, Gewalt'ger, doch vielleicht
Träumend ungeheure Plane schlummerst du."

Der Dichter gebraucht hier das Partizip des Präsens, eine Form, die in den Gaselen nicht weniger als 72 mal vorkommt, am häufigsten ,8 mal, „liebend".. Einen eigenartigen,dem Griechischen nachgebildeten Gebrauch des flektierten Partizip des Präsens zeigt 109: „Doch ist jedes Aug' ein Wächter, hütender ein Paradies"; desgleichen in dem Sonett R 661: „Sah ich unzähl'ge Funken sich entfalten, Umsprühende die schönste der Gestalten". So sagt Goethe im „Diwan", W. A. 6, 57: „dem ihr sonst Schlafendem vorüberzogt." Vgl. dagegen Platen 201, V. 1.

Die Stellung übers Kreuz, der Chiasmus, ist in den Gaselen recht beliebt. „Erfahren hab' ich dies und das, und das und dies erstrebt' ich auch," 177; ähnlich 109. In 81 heißt es: „Schlaft ihr Bäume, Hirten schlaft"; ferner 3, 17, 31, 54, 162, 192, 206 u. ö. Es ist erklärlich, daß der Reim mitunter die Wortstellung stark bestimmt hat; ebenso mußte er die Wahl der Worte beeinflussen. Fremdwörter, die aber auch sonst nicht fehlen, sind oft eine Folge des Reimzwanges, so: „Revier" 52, 113; „Rotunde" 103; „Juwelier" 113; „im wüsten Sarkophage" 179; „Virtuose" 182; „pur" 196; „Auf antiken Architraben" 223. Auch „Franze" statt „Franse" 47.

Bemerkenswert ist Platens Vorliebe für umlautlose Formen: „entblumt" 23; die „Plane" 33; den „Schalken" 58, „aus Gewanden" 150. Sehr stark

---

[1]) Die Übersetzungen spanischer Romanzen in Herders „Volksliedern", die Platen kannte (s. o. S. 15), enthalten einige Beispiele solcher Verskreise, z. B. (Herder 25, 153): „wie die Sonne

Aufgeht in dem Ungewitter
Wie der Mond im Dunkel aufgeht."

ist seine Neigung für ältere Sprachformen, mitunter freilich unter dem sichtlichen Einfluß des Reimes: „beut“ 17, 19, 116, 152; „dräuen“ 72, 75; „fleucht“ 18, 109; „Gefährde“ 29, 79; „geuß“ 83. Einige Diphthonge sind hier auch darum gewählt, weil eine Dissonanz gegen ie gebraucht wurde.

Selten findet sich die ältere Form als Verkürzung der gegenwärtigen: „den Gaum“ 176; „Regentropfe“ 75; „mein Schatte“ 216. Altertümlich ist der Gebrauch verlängerter Wortformen: „duftberauschet“ 201; „Genicke“ 24; „Gelüste“, „Gerüste“ 64; „geringe“ 97; „Heldenahne“ 33; „Herze“ 51; „Hirte“ 79, 221; „pranget“ 81; „Sterngezelte“ 47; „Stirne“ 21, 192; „Trinkgeschirre“ 109; „verherrlichet“ 85; „zurücke“ 70, 92. Den Ausgang auf -e verwendet Platen überhaupt recht häufig; die kurzen Formen aber finden sich daneben: „ferne“ 188, 188, 198; „fern“ 19, 124, 184. „gerne“ 72, 109, 191, 195; „gern“ 154. „helle“ 110; „hell“ 108. „heute“ 161, 220; „heut“ 162. „sachte“ 49; „sacht“ 66.

Sprachlich bemerkenswert sind noch einige Ausdrücke, die meist einer älteren Sprachstufe angehören: „fodre“ 225; „Getal“ 184, hier wirklich als Sammelwort für „Täler“ gebraucht, während dieses seltene Wort im 7. Gesang der „Abbassiden“ (R II, 519) nur eine Talschlucht bedeutet. „Gewild“ 117; „izt“ 122, auch 132, aber nur in c, später geändert in „jetzt“; „jach“ 178; „Lauberhütte“ 205; „der Meuter“ 65; „die Rehe“ (Einzahl) 227; „des Feldes Rosen auszureuten“ 186; „die Scheitel“ (Einzahl) 52, 213; Platen gebraucht dieses Wort auch sonst als Femininum, so R 63, 352, 517; R II, 90, 517. Nur im „Klagelied Kaiser Otto des Dritten“, R 28, heißt es: „Wiewohl ich auf dem Scheitel Schon Kronen trug als Kind“. — „spat“ 108, 196; „die Stachel“ (Mehrzahl) 116; „traun!“ 29, 114.

Für einige Worte zeigen die Gaselen besondere Vorliebe: „es frommt“, 19, 85, 124, 188, 212, 229. Dieselbe Wendung findet sich in Platens Werken etwa noch 20 mal. „fromm“ ist als Beiwort häufig: „das fromme Schwert“ 27; „die fromme Nachtigall der Liebe“ 49; „fromme Waffe“ 72; zwei Beispiele in 29, ferner 18 u. 161; als Hauptwort ist es in 60 und 160 gebraucht. „ke[illegible] ein beliebtes Beiwort zu Lilie, Rose, Veilchen: 55, 77, 140, 155, 17[illegible] 207. Das schon altdeutsche „Lenz“ wird vor dem [illegible]geren „F[illegible]ußerordentlich bevorzugt und mehr als 20 mal allein [illegible] in Zu[illegible]ungen gebraucht. Diesem Wort zuliebe ändert Platen [illegible] der U[illegible] vo[illegible] zu 209: „der Frühling schickt den Duft“ in [illegible]h sch[illegible]uft“;[1]) der „Frühlingshauch“ des „Westöstl. [illegible]an“ ([illegible]t hier ein „Lenzeshauch“, 175. „Wahn“ [illegible] „wä[illegible]nannt; „schnöde“ in 66, 73, 118, 216. „süß“ [illegible]t et[illegible]wort. In 170 weiht sich der Dichter „der [illegible]erst[illegible]ich“ ist der Grundton der hafisischen Lyrik, [illegible] ni[illegible] zuweilen herrscht. Er nennt sie selbst: [illegible]199, und „weiche Lieder“, 201; vgl. noch [illegible]

[illegible] 209 nicht durch das Streben nach Wechsel [illegible] denn es folgt nun „Lenz“, „Lenzes“, [illegible]gsatem“ von 150 wurde zum „Maienatem“.

30, 37, 109, 167, 179, 182. „golden" findet sich gegen 25 mal, „kraus" 6 mal, „Duft" und „duftig" 20 mal.

Die Häufung solcher Begriffe beruht auf dem stofflichen Einfluß der östlichen Dichtung. Dagegen hat deren Form in anderer Weise den Wortschatz bestimmt. Zur Verknüpfung der Beits dient oft der Gegensatz. Selbst in den Vierzeilen ist die zweite Hälfte meist das Gegenstück zur ersten, und nicht weniger als 10 „doch" und „aber" unter den 16 Vierzeilen 130—145 heben dieses Verhältnis des zweiten zum ersten Beit hervor. In den Gaselen überhaupt wird „aber" 27 mal, „doch" 170 mal gebraucht. Dazu kommen noch über 20 „dennoch", „wiewohl", „allein" u. ä. Worte. Ausrufe sind häufig eingestreut: „Wehe!" in 23, 26, 57; „ja" 12 mal; „nein" in 121, 212, 227 und in 82 gar in dreifacher Wiederholung; „ach!" 29 mal; „o!" 92 mal.

Zugleich zeigt sich hier eine Fülle von einsilbigen Worten, noch vermehrt durch 16 „ja" und 76 „so". Das einsilbige Wort tritt in den Gaselen sehr stark auf; die Sprache macht in den engen Schranken dieser Form unwillkürlich recht kleine Schritte. Der geschlossene Eindruck des Verses aber wird trotz des häufigen Zusammenfalles von Wort- und Versfußende (Diärese; vgl. Hellmuth S. 18/9) nur selten gestört, da die Gleichheit der Verse unter einander aufs strengste gewahrt ist.

In vielen Zeilen findet sich nur ein einziges mehrsilbiges Wort; manche sind ganz aus einsilbigen gebildet, z. B. 8, V. 9; 14, V. 9; 185, V. 9. Der Anfang von 7 zeigt unter 14 Worten nur ein zweisilbiges, der Anfang von 209 unter 24 Worten 22 einsilbige, 2 zweisilbige. Das erste Beit von 54 hat unter 22 Worten 20 einsilbige. Und doch hat Platen selbst sie unpoetisch gefunden und „stets einsilbige Wörtlein" des Englischen getadelt: „Da lob' ich mir doch vielgliedrige, ja, weltkugelumsegelnde Worte" (Verh. Gabel, R II, 329). Auch sie finden sich reichlich in den Gaselen, vielleicht durch das Persische begünstigt, das Zusammensetzungen und vielgliedrige Worte außerordentlich liebt. Zwar finden sich schon in Platens vorpersischem Stil ähnliche Bildungen, und später schuf er dem Aristophanes folgend ganze Wortketten; aber die Gaselen sind an Zusammensetzungen ungewöhnlich reich, daher eine ergiebige Fundgrube seltener Worte.[1])

Platens Gaselenstil zeigt infolge des orientalischen Einflusses nicht selten eine gewisse Verstiegenheit der Bilder und Über-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Wortfunde aus Platens Gaselen". Zeitschrift f. deutsche Wortforschung, hrsg. v. Friedrich Kluge, Bd. IX, Heft 2 (Straßburg 1907).

schwänglichkeit der Sprache. Daher der häufige Gebrauch hoher Zahlen, den zwar der Dichter schon früher pflegte (T. I, 62, 262, 362, 374, 417 u. ö.), aber hier besonders bevorzugt:

„Hundert Lieder" 119; „tausend Locken" 114; „tausend Sonnen, tausend Tulpen" 50; 1000 ferner in 27, 75, 119, 160, 183, 188, 194, 195. „Hunderttausend Lichter" 160; dieselbe Zahl in 46, 124, 207. Aus Goethes Diwan lassen sich 16 ähnliche Fälle anführen, wo aber stets die Zahl 1000 gebraucht wird; nur W. A. 6, 139 heißt es, und hier nicht bildlich: „Hat nicht Myriaden Seelen Timurs Herrschaft aufgezehrt?" In Platens Hafisnachbildungen schwanken die Zahlen, wie in den Gaselen, von 100 bis 100000. „Hundert" Haf. Pl. 35 (zweimal), 45, 47; „tausend" Haf. Pl. 21, 31, 35 (zweimal); „hunderttausend" Haf. Pl. 14, 35.

Wortstellung und Satzbau der Gaselen zeigen einige Mängel, die der Formzwang veranlaßt hat:

78. „Das Blut ist deines Herzens der Liebe heißer Quell."
152. „Doch müssen allem, wenn er uns verläßt, entsagen wir."
205. „Bis dein Mut ein Haupt zu setzen auf den Rumpf beschloß der Zeit."

Ähnliches in 25, 31, 54, 74, 100, 113, 117, 198. (Vgl. auch Hellmuth S. 26/7; Böhme S. 10).

Mißklänge finden sich mehrfach:

22. „Wo ist die Freundin, die die Rose am Busen trug?"
29. „Auch der Lilje gottgeweihtem, breitem, blankem Schwerte nie!"
34. „Verzeiht ihm, daß die Stirn ihm heut."
74. „O nimm nur deine Liebe nicht, daß nicht
Bei dir, o Reicher, ganz wir darben, weg!"
79. „Wenn den Stall der Hirte schließt stets."
95. „O scheue dich nicht, daß nicht du bist."
217. „Knaben, die die Flöte bliesen."

Einschachtelung von Sätzen:

130. „Sprich, warum, wenn auf den Straßen ich begegne dir, warum,
Statt ins Auge mir zu blicken, blickst du auf die Steine nur?"
173. „Ich staune, daß ich, da mein Lenz entwichen,
Vom Blütenstaub noch überflogen werde."

Fehlerhaft ist:

14. „Was willst du mehr, als was du bist, zu sein?" Diese Lesart von a ist in g verbessert: „Was suchst du mehr . . ."
24. „Du gehst, o Schönheit, mich so stolz vorbei"; der Akkusativ steht vielleicht entsprechend dem lateinischen praeterire. Ebenso heißt es R 334: „Noch geh' ich dich vorüber"; dagegen R 415: „Doch alles geht an mir vorbei."
26. „Es schuf der unerschöpfte Schöpfer Geschöpfe rings." Vermutlich sollte es heißen: „Der unerschaffne Schöpfer."
67. „Staune nicht dem Felsen!" Ähnlich R 324: „Es schweigt dem Geschirre das Waffengeklirre" und R 651: „Der selbst Pygmalions Begierden schweiget."

144. „Doch ihn, der gegen mich ein Schuft" läßt unklar, ob es heißen soll: in seinem Verhalten gegen mich, oder: im Vergleich zu mir. Hier ist das letzte gemeint: so auch R II, 163: „Die Sonne selbst ist gegen dich ein Rabe." [1])

Der Dichter schwankt im Gebrauch von „wenn" und „wann" im zeitlichen Sinne; 20 hat „wenn", 48 „wann". In 68 heißt es, allerdings im Reim, „frug", in 162 „fragte". „Ich fragte", hat auch T II, 512. „Langeweile" 210 ist als Hauptwort noch nicht fest geworden, daher „aus Langerweile", 172. In 205 war die zweite Hälfte von V. 21 nicht klar ausgedrückt: „Über alles laut gepriesen sei das Glück und was es gibt." „Daher änderte Platen in 215: „Sei das Glück denn laut gepriesen, samt den Gaben, die's verschenkt" (s. Hellmuth S. 24, 26/8). In 92 und 102 steht „den Koran", in 110 aber „des Alkorans", obwohl der Dichter al als arabischen Artikel kannte.

Jedoch all diese kleinen Mängel verschwinden gegenüber der Schönheit, die gerade in der Sprache der Gaselen allenthalben hervortritt. Den Wohlklang und die Weichheit der Worte hat Platen selbst als besonderen Reiz dieser Lieder empfunden (s. 199, 201 u. ö.). Es ist nicht ohne Bedeutung, daß kein Gasel mit r beginnt, [2]) dagegen fast die Hälfte mit d oder w. Am Schluß von 118 klagt der Dichter, daß „rauhes Deutsch" so weit hinter der wohllautenden Sprache des Hafis zurückstehe. Aber er freut sich des Erreichten (178):

„Meine Gesänge, das macht mir Mut,
Fließen melodischer als ein Bach." —

Die Gaselen meint Platen, wenn er in der „Verhängnisvollen Gabel" (R II, 332) von seiner Sehnsucht nach Italien spricht, wo er leben möchte:

„Bis zuletzt die deutsche Sprache seinem Ohre fremder tönt,
Eine Sprache, die sich ehmals unter seiner Hand verschönt."

Er knüpft daran den Hinweis auf jenes Gasel (30), in welchem er sich selbst als den Winkelried der Dichtkunst betrachtet.

---

[1]) Dagegen scheint mir Hellmuth S. 21 im Irrtum, wenn er, als Beispiel für eine falsche Zeitfolge, Platens Gasel 6 anführt: „Als mich in Flammen umdroht die Verzweiflung, Deckte des Glaubens asbesten Gewand mich." Hier ist der Nebensatz gar nicht präsentisch, sondern „umdroht" ist Partizipium und verlangt die Ergänzung „hatte". Nur der Zusammenstoß der Konsonanten in „umdroht die" (a) und „umdroht Verzweiflung" (g) ist störend. Daher, und nicht wegen der Zeitfolge, änderte Platen in G: „Als mich in Flammen umdrohte Verzweiflung."

[2]) Eine Abneigung Platens gegen das r stellt Hellmuth S. 8 aus anderen Dichtungen fest.

D. Der Dichter in seinen Gaselen.

Noch nach Jahren konnte so Platen ein Gasel als den treuen Ausdruck seines Wesens bezeichnen, ein Zeugnis dafür, daß in diesen Gedichten wirklich der Geist des Dichters lebt. Das tritt schon äußerlich hervor: 5 Gaselen beginnen mit „Ich“, 70 aber sind deutliche Ich-Gaselen. Dazu kommen noch 6, in denen Platen sich selbst in der 2. Person anredet: 26, 27, 60, diese drei in G nebeneinander gestellt; ferner 32, 67, 68. Gern spricht er von sich in der 1. Person der Mehrzahl, so in 9, 59, 84, 102, 152. Wirkliche Wir-Gaselen sind nicht gerade häufig: 96, 150, 151, 209, 221, 222. Dagegen finden sich etwa 60 Du-Gaselen, die sich vorwiegend an andere richten, obwohl der Dichter auch hier fast nie sich selbst vergißt. Die Gaselen sind das Tagebuch seines Herzens; hier spricht er seine Gedanken über Leben und Dichten aus, hier hat er vor allem die Wandlungen seiner Liebe besungen.

Eine einheitliche Weltanschauung fehlt, aber man wird sie hier nicht suchen, denn diese Lieder entstanden fast sämtlich im dritten Jahrzehnt seines Lebens. Der Dichter, ein Christ in den beiden ersten Sammlungen, erscheint als Moslem in c und nähert sich der Antike in d und den späteren Gaselen. Als Deutscher aber hat er sich stets gefühlt: „Wir Deutsche sind von trotz'ger Art,“ ruft er in 160 (vgl. 2, 28, 32, 61, 119, 216, 218). Neben der Weltfreude von 194 steht 184, wo der Dichter das Leid des Lebens ausspricht. Dem äußersten Pessimismus (195) stehen so viele anakreontische Lieder gegenüber. Man muß jedoch sagen, daß diese am wenigsten echt sind. Die Grundstimmung des Dichters, eine unauslöschliche Wehmut, klingt auch aus ihnen hervor. Der Scherz ist nur die Maske tiefer Schmerzen (216, V. 8). Platen war mit der Neigung zur mann-männlichen Liebe belastet. Er hat dieser unglückseligen Naturanlage siegreich widerstanden, „liebender Entsagung ehrenvolle Kämpfe“ (199). „So erhebt er das pathologische Verhängnis seines Lebens in das Gebiet der Sittlichkeit, büßt aber damit freilich nicht nur jedes unbefangene Lebensglück, sondern

auch die gesellige Liebenswürdigkeit ein, die vor anderen Menschen wohlgefällig macht." [1])

Das bezeugen 26, 27, 137, 173, 184, 212 u. a. In den Tagebüchern hat der Dichter mit rückhaltsloser Offenheit jeden Schleier von seiner Leidenschaft gezogen; in den Gaselen sind seine Klagen gedämpfter, verhaltener, wie durch die strengen Schranken der Form gemäßigt. Er weiß, daß die Tagebücher ihn einst rechtfertigen werden (T. II, S. III ff.). Auf sie weist der Schluß von 180: „Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe."

Das leidenschaftliche Freundschaftsbedürfnis konnte sich am freiesten im „Spiegel des Hafis" äußern, denn hier blieb stets die Möglichkeit, in der Liebe zum Schenken nur eine Nachahmung orientalischer Lyrik zu sehen. In Wahrheit wird auch hier das Verhältnis zu einem Freunde besungen, und das muß überhaupt betont werden: Die Gaselen, soweit sie Liebeslyrik sind, behandeln die Liebe zu Freunden. Nur 16 und einige Gedichte von 1832 (219, 220, 221, 227, 228) sind wohl wirkliche Liebeslieder. . Denen aber, welche alle Gaselen in diesem Sinne auffassen wollen, hat es der Dichter leicht gemacht. Seine Freundschaft ist so leidenschaftlich, daß sie der Liebe nicht nachsteht; auch hat er das Weibliche nicht ganz vermieden, sondern spricht zuweilen von der Freundin und dem Liebchen (5, 22, 52, 92, 129; vgl. auch 13, 53, 77, 96, 111, 170). Jedoch ist dieses Zugeständnis an die Liebeslyrik meist nur die Maske, unter der er den Freund feiert. So richtet er in den „Lyr. Blättern" zwei Sonette „An Rosalie", die er in Wirklichkeit nie gekannt hat; auch hier wird ein Freund besungen (R 157, 643). In 176 scheint er eifersüchtig auf die Frauen, in 213 warnt er vor ihnen. Die Liebe ist ihm ein verzehrendes Feuer, die Freundschaft ein milder Hauch (116):

„Erwähle die Tulpe, wie Hafis, die Rose der Liebe verlaß!
Betäubend erfüllt ihr Geruch dich, es machen die Stachel dich lahm."

Platen hat sich noch oft hierüber geäußert, am bedeutsamsten in T. II, 505 (auch R 693 abgedruckt); hier gibt er die Erklärung für den „Spiegel des Hafis" und für die Freundes-

[1]) Erich Petzet im Auszug der Tagebücher Platens; „Die Fruchtschale". II. Bd. München u. Leipzig [1905]. Einleitung S. XV.

gaselen überhaupt: Die Liebe zu einem Weibe wechselt wie die Jahreszeiten.

„Die Liebe zu einem schönen Freunde, nie gestört durch Begierde, nie gestört durch Befriedigung, erscheint mehr als ein beständiger Frühling. Es ist eine Begeisterung für die schöne Form, und nur durch diese letztere kann die Freundschaft einen reichen poetischen Gehalt gewinnen. Indem nun der Dichter diese Verehrung der Gestalt bis zur Vergötterung anwachsen läßt, setzt er sich scheinbar über das sonst als göttlich Erachtete hinaus, und indem er sich auf das demütigste beugt vor dem Gegenstande seiner Neigung, sieht er stolz und verwegen über die Häupter der Menschen und ihre Satzungen weg."

Allerdings ist diese Darstellung der Freundschaft insofern eine schöne Selbsttäuschung Platens, als er jenen beständigen Frühling nie kennen lernte, sondern nur kurze Zeiten des Glücks, denen Schmerz und Verzweiflung überreichlich folgten. Die Geschichte seiner Freundschaften ist die Geschichte seiner Leiden, aber auch des lebensvollsten Teils seiner Lieder. „Die Poesie hat keine Existenz ohne Liebe" (T. II, 504).[1]) Jedesmal beginnt seine Neigung mit neuen Hoffnungen und endet mit Enttäuschung. Selbst Bülow wird ihm nach der Trennung fremd; am 5. November 1822 nennt das Tagebuch, am 18. November ein Brief an Fugger zum letztenmal seinen Namen (Nachl. I, 155). Platens Freundschaften sind ebenso kurz wie stürmisch. Zwar hat sein Verhältnis zu Jugendfreunden wie Friedrich Fugger, Gruber, Schlichtegroll, Lüders u. a., die Jahre überdauert, aber das waren Freundschaften ohne Leidenschaft. Sein Dichten wurde vor allem durch jene heftigen Neigungen befeuert. Diese gehen stets von dem Wohlgefallen an der äußeren Schönheit aus. Der Dichter hofft immer wieder, in dem schönen Körper eine schöne Seele zu finden, sieht sich aber meist enttäuscht, da er durchaus völlige Ebenbürtigkeit des Geistes fordert. Das Verhältnis zu Bülow wurde durch die endgültige räumliche Trennung vorzeitig gelöst.

Platen hat von der Freundschaft die höchste Vorstellung. Der Freund soll, wie er selbst, allem Sinnlichen entsagen; er wünscht ja keine Gemeinschaft des Genusses, nur eine der Entsagung (T. II, 546). „Einen Freund zu finden war immer ein idealer Wunsch seit meiner Jugend in mir; welche Klötze ich

[1]) vgl. hierzu die schöne Darstellung L. von Schefflers im Vorwort zum II. Bd. der Tagebücher, S. IV ff.

jedoch dafür gehalten habe, weiß der Himmel" (T. II, 636). Daß seine Freundschaft stets die edelste und reinste gewesen, ist jedem Kenner der Tagebücher unzweifelhaft.[1]) Daß er trotzdem der Verdächtigung nicht entgangen, zeigen außer Heines berüchtigten Verleumdungen auch manche Stellen der Gaselen 102, 118, 156, 161, 170, 172.

Platens ästhetische Freude an der schönen Form steigert sich zur Verehrung, zur Anbetung, ja, sie erhebt sich wirklich ins Religiöse. „Die Schönheit, wie ich sie fühle, ist ein Übersinnliches" (T. II, 551). Ihre Betrachtung bringt den Menschen der Gottheit nahe, denn sie ist die unmittelbarste Erscheinung des Göttlichen auf Erden: „Den Koran malte Muhammeds Hand, doch Gottes Hand die Schönheit" (102). Daher ist ihm die Freundschaft, die ihm ja nur mit schönen Menschen möglich war, eine Art Gottesdienst. Die Gaselen, diese Hymnen der Schönheit, haben dasselbe Ziel wie die Gemälde der venetianischen Meister: „Des Schönen Evangelium verbreiten" (R 163).

Er läßt in 171 selbst das Gute „vor dem Hochaltar des Schönen" sich neigen, er betet in 156 die Schönheit an. Den religiösen Zug in seinem Freundschaftsleben zeigen auch T. I, 445; II, 208, 213/4, 234, 367, 380, 478, 502, 505, 568. Der Verherrlichung des Schönen hat er sein Leben geweiht (177). In diesem Sinne heißt es in 115:

„Selbst Hafis wich dem unabwendbarn Los:
Es opfern Dichter ihre Herzen auf."

vgl. auch 30). Die besten seiner Gedichte sind dem Schmerz entsprungen; daher wendet ihm der Freund in 158 ein:

„Beglück ich jenen, So verstummen seine Lieder."

Und er selbst tröstet sich in 55:

„Laß den Schmerz in deiner Seele wogen auf und ab,
Da so oft dem Quell des Leidens Dein Gesang entquoll!"

Zum eigenen Dichten spricht Platen in 32, 68, 119, 180, 193, 206, 210 u. ö.

Daß er selbst einigemal die Gaselen lobt, wird man ihm nicht verübeln. Er liebte diese Lieder und fand sie mit Recht schön. Seine rückhaltslose Offenheit verbot ihm, dies nur sich selbst zu gestehen.[2]) Auch mochte der Brauch der orientalischen Dichter

---

[1]) vgl. L. v. Scheffler in der Vorrede zum I. Bande der Tagebücher, S. X ff.

[2]) Platen war ein Freund würdigen Selbstbewußtseins:

„Ein großer Mensch spricht edel von der Welt und sich,
Ein kleiner klein und niedrig; aber das gefällt.
Das nennen dann die Niedrigsten Bescheidenheit"

(Verh. Gabel, IV. Akt. R II, 324).

hier auf ihn wirken (s. o. II B 1). Wenn er zuzeiten geringer von seinem poetischen Nachruhm dachte, hat er dieser Stimmung mit derselben Treue in seiner Dichtung Worte geliehen (206):

„Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Los der Dinge:
Meine Töne sind zerbrechlich
Wie das Glas, an das ich klinge!"

Dazu kommt noch, daß er nicht nur des rein dichterischen Schaffens, sondern auch der unverdrossenen künstlerischen Arbeit an diesen Gedichten sich bewußt war. Unablässig brauchte er die Feile, um ihre Form äußerlich zu vollenden. „Die schönsten und dem Anscheine nach leichtesten Verse sind gewiß von jenen Dichtern gemacht worden, die sich's nicht verdrießen ließen, zu bessern und auszumerzen. Sine labore nihil!" (T. I, 765). An dieser Stelle zeigt sich auch, daß er gegen eine philologische Betrachtung seiner Dichtungen nichts einwendet; hat er selbst doch an Fuggers Gedichten solche geübt. Gegen den Vorwurf eitlen Selbstlobes sollte der Dichter von 195 gesichert sein, der einst so tief die Nichtigkeit des Irdischen empfand. Das Selbstbewußtsein aber, daß er freimütig äußert, tat ihm not, da er Unverständnis und Mißgunst nur zu oft sich gegenüber sah. Er streitet wider diese in 29, 79, 118, 160, 172, 180. In 218 scheint die Hoffnung des Dichters, Anerkennung bei seiner Zeit zu finden, gebrochen. Er erwartet nichts mehr von der Gegenwart, alles von einer späten Zukunft. Im letzten Gasel (216) der „Gedichte" von 1834 spricht er die Erkenntnis aus:

„Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang."

Aber er schließt mit der Hoffnung:

„Doch getrost! vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatte glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang."

III.

Erläuterungen zu Platens Gaselen.

Vorbemerkung.

Schon Goethe hat Erläuterungen zu Platens Gaselen für nötig erachtet und im Gespräch mit Friedrich Soret vom 23. Oktober 1823 selbst solche gegeben, als er einige dieser Gedichte vortrug (s. o. S. 33). Besonders der Einfluß des Orients bereitet dem Verständnis der Gaselen manche Schwierigkeit, denn es gilt auch heut der Satz des Matthäus von Collin (Wien. Jahrb. S. 161): „Wir sind in Hinsicht orientaler Dichtung noch lange nicht so weit, wie in der hellenischen, und es ist hier noch manches manchen Lesern ein Geheimnis.“ Will man Platens Gaselendichtung, wie sie es verdient, kennen lernen, dann muß es erwünscht sein, ihre Verbindung mit dem Orient einerseits, mit dem Leben und Schaffen des Dichters andrerseits, zu erkennen. Dazu sollen die folgenden Erläuterungen der einzelnen Gaselen dienen,[1]) nachdem Teil II dieser Arbeit sie in ihrer Gesamtheit behandelt hat.

Die Änderungen, die Platen so reichlich an den Gaselen vornahm, sind nur gelegentlich berührt. Ihre Untersuchung könnte zeigen, mit welchem Ernst er seine Dichtungen prüfte und deren Mängel beseitigte. Beiträge zur lyrischen Technik

---

[1]) Die Anordnung der Gaselen ist im wesentlichen dieselbe wie in „Platens sämtlichen Werken“, hrsg. von Max Koch und Erich Petzet (in Vorbereitung für Max Hesse's Neue Klassikerausgaben. Leipzig). Der fortlaufenden Nummer jedes Gasels folgt stets die Angabe des ersten Druckes und die Nummer in G oder R A. Die 27 Gedichte, 1, 2, 34—39, 41—46, 86—91, 146—149, 203, 204 und 230 sind keine Gaselen, mußten aber wegen ihrer engen Beziehung zu diesen mit aufgeführt werden; ihre Zahlen sind eingeklammert. Verszahlen sind nur selten angegeben, da die Zugehörigkeit der Bemerkungen beim Lesen des Gedichts leicht offenbar wird.

Platens, gewonnen aus solchen Verbesserungen, finden sich bei Hellmuth. Den zahlenmäßigen Grundriß der Textgeschichte der Gaselen gibt Unger in Kochs „Studien zur vergl. Lit.-Geschichte" IV, 296 ff.

A. Gaselen von August Graf v. Platen Hallermünde.

Erlangen. Carl Heyder. 1821.

(a. 1—45.)

Das persische Motto heißt in lautlicher Übertragung:

si schir-am châmâ-râ schakkar-sabân kun,
si hits-am nâma-râ hanbar-fischân kun. Dschâmî.

Die wörtliche Übersetzung:

Durch meine Poesie das Schreibrohr zuckerzungig mache!
Durch mein Parfüm das Buch ambraverstreuend mache!

Diese mit dem Überreim versehene Zweizeile des persischen Dichters Dschami (1414—1492) stammt aus dessen i. J. 1483 verfaßten Epos „Jussuf und Suleicha"[1]) und findet sich gleich im Eingang des Gedichts. Vinzenz Edler von Rosenzweig gab (Wien 1824) dieses romantische Epos mit einer deutschen Übersetzung heraus.

Hier heißt die Stelle:

„Leih meinem Rohre einen Zuckermund,
Und laß mein Buch nur süßen Ambra streun!"

Das Versmaß heißt Hasadsch und hat die Form:

◡ — — — | ◡ — — — | ◡ — —

Der persische Dichter ruft in diesen Versen der Einleitung Gottes Hülfe an. Platen mochte zur Wahl eines solchen Mottos durch Goethes Spruch veranlaßt sein, in welchem ebenfalls die Feder dem Zuckerrohr verglichen wird (W. A. 6, 29): „Tut ein Schilf sich doch hervor, Welten zu versüßen! Möge meinem Schreiberohr Liebliches entfließen!" (vgl. auch Hafis I, 69; II, 305.)

Der Druck des persischen Mottos machte besondere Schwierigkeiten, da Heyder in Erlangen keine persischen Lettern hatte, und die Form eigens geschnitten werden mußte. Das Original läßt noch jetzt die Handarbeit erkennen, da die einzelnen Buchstaben keine völlige Gleichheit zeigen Platen fand mehrere Probedrucke ungenügend, „bis man sich endlich bei

[1]) s. Grdr. d. iran. Phil. II, 231 ff. Horn S. 189 ff.

der Eleganz beruhigte, wie sie gegenwärtig noch auf diesem Erstlinge Platenscher Werke, der sich aber selten gemacht hat, zu schauen ist" (Engelhardt, S. 843).

Im Vorwort nennt Platen selbst die „Gaselen" seine „ersten Mitteilungen", zählt also die 1817 in München gedruckte „Hymne der Genien" nicht mit, da sie nur für einen kleinen Kreis bestimmt war.

(1.) a. S. 5; R 425. „Du, der nie gewagt zu fliegen." — Zu diesem Vorspruch bemerkt Engelhardt S. 842: „Die barsche Rede des Dichters in seinem Motto, daß, wer nicht wie er in den Orient zu fliegen gewagt habe, sein Büchlein liegen lassen solle, weil es ihm ein Geheimnis sei, verdroß viele."

(2.) KP. „Wenn einst Perser deutsche Verse." — Bis ins 19. Jahrh. glaubte man, daß Deutsche und Perser ein besonders enges Band der Verwandtschaft verknüpfe. Noch Lassen tritt 1842 dagegen auf [1]) und führt ein Wort von Leibniz an, das zugleich an Platen erinnert: „Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat." Auch Olearius S. 322/3 sagt von der persischen Sprache, man finde darin „gar viel Wörter, welche teils ganz teutsch, teils der teutschen Sprache so ähnlich, als wenn sie daraus genommen wären."

3. a 1; RA 1. „Der sich schaffend hat erwiesen siebenmal." — Gott, „ein Schaffender," auch in den „Morgen- und Abendbetrachtungen" R 495. Platen rechnet auch den Sonntag als Schöpfungstag, der Siebenzahl zuliebe, die besonders G. H. v. Schubert für bedeutsam hielt (T. II, 407) Den „sieben Paradiesen" entsprechen die sieben Himmel des Korans, 2., 17. u. 78. Sure; vgl. Hafis I, 68 Anm. Dagegen Gasel 171. Die Herrlichkeit der Himmel, vor allem des siebenten Paradieses, nach der Schilderung des weisen Ardai Wiraf bei Justi S. 231/2. Goethe, W. A. 6, 248 spricht von den geöffneten Toren der sieben Planeten als den Eingängen der Paradiese. — Zu V. 3 s. R 348: „Schon siebenmal kreiste das langsame Jahr." — Das Becherbeit erinnert an Haf. II. 22: „Schenke, den Becher voll Wein bring her! Einen, zwei Becher des reinsten Weins bring her!" Auch bei Platen ist der eine Becher für den Schenken, d. h. für den Freund, bestimmt. —

Der Aufbau des Gasels ist sehr kunstvoll: Es verjüngt sich gleichsam von Beit zu Beit, indem die Bilder immer engeren Kreisen entnommen werden. Erst der Schöpfer und seine unendliche Wohnung, dann die weiten Kreise, die der Adler um den Felsen zieht, dann die Krümmungen des Baches durch die Wiesen. Immer enger werdend die Wirbel des Rauches um den Zederstamm, noch kleiner die Rundung des Bechers und schließlich die geringelte Locke. So steigt der Dichter vom Unendlichen zum Kleinsten herab, vom Göttlichen (V. 1 u. 2) durch die Natur (V. 3—6) zum Menschlichen (V. 7 ff.). Und dieser Abstieg vom Himmel zur Erde ge-

[1]) Ersch u. Gruber, allgem. Enzyklopädie, unter „Perser. Sprache" S. 486/87.

chieht in sieben Bildern: Paradiese, Adler, Bach, Feuer am Baum, Wirbel des Rauchs, Schenke mit Bechern und die Locke.

Collin hat dieses und das folgende Gasel in die Wien. Jahrb. S. 166 aufgenommen, bemerkt aber zu 3: „Wem diese Symbolik zu dunkel ist oder ihrer Ungewohntheit wegen zu unerfreulich, wie das bei vielen Lesern der Fall sein dürfte, wird dennoch in der zweiten Gasele (4), wenn ihm überhaupt Sinn für das Höchste geworden, ohne Zweifel volle Befriedigung finden."

4. a 2; RA 2. „Entspringen ließest du dem Ei die Welt." — Das Gedicht ist die weitere Ausführung des ersten Beits von 3 und schildert Gott in den drei Tätigkeiten der Weltschöpfung (V. 1, 2), Welterhaltung (V. 3—8) und Weltregierung (V. 9 u. 10). Schelling schätzte es hoch (Nachl. I, 123) wegen des theosophischen Inhalts. Das Weltei, das einst alles Leben beschloß, ist eine Vorstellung der orphischen Theogonie; in Goethes „Vögeln" heißt es vom Anfang der Anfänge: „Und in der Urwelt Schoß, voll ruhender innrer Geburten, Lag das Ei des Anfangs, erwartend Leben und Regung" (W. A. 17, 103; vgl. Strehlkes Anm. in der Hempelschen Goetheausgabe 8, 389). Auch die zoroastrische Schöpfungslehre kennt die Idee des Welteies (Grdr. d. iran. Phil. II, 671). — „Das ist der Schmerz des Alls, ein Spiegel nur zu sein" 196. „Vielfältig erregt Gottes brausender Atemzug Menschliche Tatkraft", R 248. Das Bild vom Atmen, nur hier auf den Schöpfer, sonst zunächst auf das Geschöpf bezogen, geht zurück auf den Anfang von Saadis „Gulistan". Platen kannte diese Stelle schon aus der Überarbeitung Herders im 1. Buch der „Blumen aus morgenländ. Dichtern" (Herder 26, 370), dann auch aus Goethes Diwan, W. A. 6, 11. Burdach findet die Urquelle dieses Gleichnisses in den pseudoclementinischen Homilien (Goethe-Jubiläumsausg. 5, 326/7). Platen sucht in jenem Bilde vom Atmen die Immanenz Gottes auszudrücken, eine Anschauung, die schon der Physik der Stoiker vertraut war und sich in der Rede des Apostels Paulus zu Athen äußert. Daher mochte sie Platen kennen: „Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde ... so er selbst jedermann Leben und Odem allenthalben gibt ... denn in ihm leben, weben und sind wir" (Apostelgesch. 17, V. 24 ff.). Wie in der Rede des Paulus erst von der Transzendenz, dann der Immanenz Gottes gesprochen wird, so auch in diesem Gasel; wie dort Christus den Schluß bildet, so hier die Dreieinigkeit.

5. a 3; RA 3; Febr. 1821. „Düfte sprüht die junge Sprosse fernehin." — Erinnert etwas an eine Schilderung Platens vom Züricher See, T. I, 623. Das letzte Beit spricht die Sehnsucht des Dichters nach der Ferne aus; vgl. 80, die älteste Fassung dieses Gasels. Die beiden ersten Beits gehören inhaltlich der Natur, die beiden letzten dem Menschenleben an. Das mittlere bildet den Übergang, indem es die Natur vermenschlicht: die Liebe der Nachtigall zur Rose.

6. a 4; G 3; 10. Febr. 1821, T. II, 447. „Wohl mir, sie heilte die liebende Hand mich." — Aus allen Gefahren Leibes und der

Seele geht der fromme Dichter unversehrt hervor, non sine dis animosus infans (vgl. 20). Er steht unter dem besonderen Schutze der Gottheit, wie Arion (Ibykus; „Des Sängers Fluch"). — Zur äußeren Form s. Hellmuth S. 13 u. 20; hier werden die drei Fassungen des Gedichts nebeneinander gestellt. — „Und wie Dejanira schick' ich dir ein Kleid, doch von Asbest" (Rom. Ödip. R II, 360). „Philomele" sagt auch Joseph v. Hammer, um die beiden Arten der persischen Nachtigall, bulbul und hasar, zu unterscheiden (Haf. II, 286). Platen aber braucht das Wort der Antike wegen, deren Kreise auch das folgende Bild angehört. Der Delphin erinnert an den segelnden Fisch in 5. Er gilt als Freund des Sanges und der Dichter. Von dem Spiel des Delphins mit einem badenden Knaben erzählt Plinius der Jüngere, Briefe 9, 33. In Herders „Nachdichtungen aus der griech. Literatur" hält Amors Linke den Delphin (Herder 26, 30); in einem anderen Gedicht nennt er diese Tiere „musenliebende Führer" (Herder 29, 160). Bei Stefan George („Hymnen. Pilgerfahrten. Algabal." Berlin 1899, S. 20) wirkt eines Vogels Lied „daß Delfine, die Freunde des Gesanges, näher schwammen". In Platens „Abbassiden" wird Assur vom Delphin gerettet (R II, 512). In den „Fischern auf Capri" streichelt das Kind den schwimmenden Fisch, „Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte" (R I, 261). Die Sage, die dem 4. Beit zugrunde liegt, fand Platen in den Wasserkünsten der Schwetzinger Anlagen dargestellt; hier saß „Arion mit der Leier auf einem Delphine; der schönste Gedanke für einen Springbrunnen" (T. I, 221). Bald darauf erwähnt er zwei Verse aus A. W. Schlegels „Arion" (T. I, 222).

7. a 5; RA 4. „Die Knospe sprach: Du siehst, ich bin im Keim erst!" — Der „Kranz im Haupthaar", vom Dichter erhofft, erinnert an den poeta laureatus und die Dichterkrönung. In Würzburg erschien Platen öffentlich mit einem Efeukranz am Hut: „Ich trag' ihn nicht etwa als Vorbild poetischen Ruhmes" T. II, 200. Jedoch hat er wohl auch daran gedacht, wie die Bemerkung vom folgenden Tage zeigt; s. auch T. II, 202 u. 204.

8. a 6; G 9. „Du bist der wahre Weise mir." — An Gotthilf Heinrich v. Schubert, wie Nachl. I, 123 zeigt: „So wird es dich auch sehr erfreuen, den unvergleichlichen Schubert kennen zu lernen, an welchen ich die sechste Gasele gerichtet habe" schreibt Platen am 9. Mai 1821 an Fugger; dieser erwidert am 31. Mai: „Dein Lied an ihn spricht ihn als eine edle liebende Seele aus" (Nachl. I, 125). Vgl. 20.

9. a 7; RA 5. „Dem morgenländ'schen Dichter brennt das Herz." — In Ost und West herrscht die Dichtkunst; ihr Quell ist das Herz, das sich ihr zuliebe verzehrt: „Es opfern Dichter ihre Herzen auf" (115). Daher in V. 4 die Erinnerung an Winkelried, wie in 30. — Die Gegenüberstellung von Morgen- und Abendland findet sich ähnlich in 15; s. Goethes Noten z. Diwan, W. A. 7, 133. — „des Zweifels Ungetüm" 60. — Die gefüllte Rose, R 375, spricht von ihrer „Blätter duftigem Gewimmel." Zu dem Bild vom Phönix vgl. 40, T. II, 444; R II, 89, 360. Im

„Hochzeitgast" sagt Philibert: „Und aus der Asche jagte Sie mir den Phönix meiner Neigung auf" (Petzet V. 256/57). Zum letzten Beit vgl. Haf. II, 449: „Hab' ich entschlossen mein Herz hin auf die Gluten gelegt." Haf. II, 308: „Der Phönix meines Herzens"; II, 571: „Der Phönix deines Geistes."

10. a 8; RA 6. „Dürft' ich doch auf alle Pfade folgen dir". (hdschr. „Könnt' ich doch . . .) — An Hermann v. Rotenhan, den Freund vom Winter 1819/20. Er war von Erlangen nach Berlin gegangen und Platen gedachte lebhaft seiner: „Überhaupt feiert Rotenhans Andenken bei mir stehende Feste, und die Entfernung hat meine Freundschaft für ihn keineswegs geschwächt" (T. II, 408). Er hatte damals keinen eigentlichen Freund unter den Studenten: „Ich bin im Grunde fremd unter ihnen allen. Dann tritt Rotenhans Bild wieder in voller Kraft vor mich, woran mich alles mahnt" (T. II, 435). Die Bilder von V. 5—10 erinnern daran, daß Rotenhans Heimat das Schloß von Rentweinsdorf war; daher „die schönen Rosse"; in der Nähe sah man „mit seiner Buschinsel den schönen Teich" T. II, 410, nicht weit davon die Baunach. An Pappeln fehlte es nicht, da dieser Baum, besonders in der napoleonischen Zeit, häufig an Landstraßen gepflanzt wurde (vgl. Schillers „Spaziergang", Goed. 11, 85). Verwandtschaft mit 10 zeigt das ebenfalls an Rotenhan gerichtete Sonett: „Von weiter Ferne werd' ich angezogen" (R 643; T. II, 436); s. ferner Gasel 19 u. 25.

11. a 9; RA 7. „Mein Herz ist zerrissen, du liebst mich nicht!" Die Welt ohne Freundschaft ist für den Dichter ohne Reiz. Zu „liebebeflissen" s. R 178: „Wenn meiner Freundschaft nie du dich beflissen".

12. a 10; RA 8. „Es tagt, es wirft aufs Meer den Streif die Sonne". — Der Anbruch des Morgens begeistert den Dichter zum Preise der Sonne, deren Bild ihm die drei Naturreiche wiederspiegeln; sehr schön fügt ein letztes Beit, das aber erst bei KP. erscheint, die Menschheit hinzu: Das Auge des Freundes spiegelt nicht bloß die Sonne wieder, sondern strahlt im eigenen Lichte: „Wie duldete den Unterschleif die Sonne?" — Die Gedanken des Gasels gehören dem Parsismus an, ebenso wie das „Parsenlied" (R 328), Goethes „Buch des Parsen" und „Ältere Perser" (W. A. 6, 239; 7, 19). Wie im „Westöstlichen Diwan", so stehen auch in Platens Gaselen Zoroaster und Muhammed nebeneinander; nicht anders bei Hafis, denn in Persien hat der Islam nie den iranischen Sonnenkult völlig beseitigt; vgl. Hafis II, 476. Das Ringen der Feueranbeter gegen den Halbmond, wobei des Dichters Teilnahme ganz dem letzten gehört, ist der Hintergrund der „Abbassiden". — Einen Sonnenaufgang schildert „Saul und David" R 746. Zu V. 5 vgl. R 363: „Doch Sonne blüht im Ost wie eine Rose". Von der Pfaufeder heißt es W. A. 6, 231: „An dir, wie an des Himmels Sternen, Ist Gottes Größe im kleinen zu lernen." Zur letzten Zweizeile s. R II, 163: „Die Sonne selbst ist gegen dich ein Rabe, Und muß ihr Licht aus deinen Blicken stehlen".

13. a 11; RA 9; Jan. 1821. „Ihr betrübt mich, jene haßt mich, o wie sehr!" — Der Dichter versetzt sich in eine Lage, die der Wirklichkeit nicht entsprach, als das Gasel entstand: „Durch den Laubhain, durch die Kornflur schweif' ich nun" sagt er im Januar. Von einem andren Liede der Art (R 368) heißt es T. II, 169: „Auch bezieht es sich auf eine schönere Jahreszeit, als wir haben, aber die Phantasie ist von keiner besonderen Jahreszeit".

14. a 12; G 11; Jan. 1821. „Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht" („Die Löwin ziert . . .") — Der Dichter erkennt die Vermessenheit faustischen Strebens; jeder Entwickelung sind ihre Schranken gesetzt. Diese Bedingtheit und Beschränkung aller Gaben wird an Erscheinungen der Natur gezeigt. — Die Phaläne, eine Lichtmotte, war durch das Persische nahe gebracht, wo der Nachtfalter, perwane, und seine Liebe zum Licht ein beliebtes Bild der Dichter ist, s. 224. Feuchtersleben (Sämtl. Werke, I, 291) läßt die Phaläne um die Sphinxe flattern, Schack nennt sie im „Tagebuch aus dem Odenwald" (Pandora S. 54). Die „Nachtphaläne" nennt Lingg im „Abendstern" S. 206. — Den Gegensatz zwischen Strom und Bach führt Platen bei einem Vergleich Schillers mit Goethe aus, T. I, 661. — Der Schluß des Gasels spricht die unerbittliche Notwendigkeit aus, die Mephisto im Studierzimmer Fausten entgegenhält: „Du bleibst doch immer, was du bist!"

15. a 13; RA 10; 10. Febr. 1821. „Komm und brich des jungen Jahres Hyazinthen". — Ost und West werden, wie in 9, gegenübergestellt. In beiden herrscht die Liebe, deren Sinnbild die Hyazinthe. Die Blumensprache, der Selam, hat im Orient hohe Ausbildung erfahren; so wird in Goethes „Blumen- und Zeichenwechsel" ein kleiner Roman im Selam durchgeführt (W. A. 7, 124 ff.; Schleiden S. 271). — Des „Haares Hyazinthen" schon Odyssee 6, 231 u. 23, 158; jedoch ist das griechische ὑάκινθος nicht unsere Hyazinthe, sondern die Schwertlilie, Iris germanica, oder der Gartenrittersporn, Delphinium Aiacis. Rückert-Pertsch S. 135 wendet sich gegen die Anschauung, als ob der Perser den Bart mit der Hyazinthe vergleiche, und setzt dafür „krauses Basilikum". Für das Haupthaar aber ist der Vergleich mit der Hyazinthe, sunbul, sehr beliebt, vgl. Haf. I, 440; II, 23, 66, 130, 286, 521. „Hyazinthen seine Locken", Platens „Alearda" (Petzet V. 271). „Hyazinthenes Haar fällt über das Haupt" (Verh. Gabel, R II, 307). Über ähnliches bei Heine vgl. Remy S. 57 ff. — Für den Troubadour war die „metallne Hyazinthe" der Sangespreis (R 401). — Die letzte Zweizeile erinnert an die Herrschaft der Araber in Spanien. Manzanares heißen zwei Flüsse Kastiliens. Der Xenil, richtiger Genil oder Jenil, ist ein linker Nebenfluß des Quadalquivir und fließt nicht weit von Granada vorüber; daher nennt ihn Platen, denn Granada war das letzte Bollwerk der Mauren in Spanien; auch dieses fiel 1492. Über den Jenil s. Schack, Araber I, 107, 180, 216 ff.; II, 281 ff. — Die Gegenüberstellung der Hyazinthen des Orients und Spaniens ist bestimmt durch die, Platen aus der Botanik bekannte, Unterscheidung von Hyacinthus orientalis

und hispanicus. Hyazinthen deuten „auf ein süß Geheimnis", denn Platen denkt an den Mythos der Alten: Helios und Zephyr liebten den schönen Hyakinthos; als einst Helios mit diesem sich im Diskuswerfen übte, wehte Zephyr eifersüchtig die vom Sonnengott geschleuderte Scheibe seitwärts, daß sie den Jüngling tötlich traf. Helios verwandelte den toten Freund in die Hyazinthe. Daran erinnert auch Platens Gedicht „An einen Freund" R 334.

16. a 14; RA 11. „Ganz in Unschuld, Lieb' und Güte glühte die Wange dir." — Die Schlagreime vereinen sich sinnvoll im letzten Beit zum gleichen Reim: Der Dichter hat ein Zeichen der Huld seiner Geliebten erlangt, sie singt seine Lieder. — Das Gasel gibt sich als Nachklang früherer Liebe. Vielleicht schwebt dem Dichter das Verhältnis zu Euphrasie de Boisséson vor, das er aber mit poetischer Freiheit behandelt. Daß er sie in einem Sonett besungen, zeigt T. I, 93/4. Auch sonst scheint er Verse an sie gerichtet zu haben, T. I, 291; vgl. R III, 281. Jedoch mag auch von diesem Gedicht, wie von so manchem seiner Gaselen, das gelten, was er einmal von einem ähnlichen Liede sagt: „Es scheint mir glücklich auf eine Situation angewandt, die in Wahrheit nie existierte" (T. II, 145).

17. a 15; RA 12. „Mir vor allen schön erschien die Tulpe". — Vgl. Platens Gedicht „An die Tulpe" R 353. Seine Neigung zu dieser orientalischen Blume wird von Carl Busse in der „Gesch. d. deutschen Dichtung" (in G. Stockhausens „Das deutsche Jahrhundert", Berlin 1901, Bd. I, S. 76/7) dahin gedeutet: „Tulpen sind stolz und duftlos, und dieses duftlose, das Manko an Liebe, hat nicht nur das Volk, sondern sogar die literarischen Fachmänner von Platen zurückgehalten". Schon Goethe tat dem Dichter damit Unrecht, daß er ihm Mangel an Liebe vorwarf (Eckermanns „Gespr. mit Goethe", 25. Dez. 1825). — Haf. I. 327 sind die Tulpen „Diener mit Bechern" und I, 329 heißt es von der Tulpe: „Sie gab das Glas niemals bisher aus der Hand". Haf. II, 426: „Komm, o Schenke, mit Wein sind der Tulpen Kelche gefüllet"; ferner Haf. II, 198, 250, 262, 299, 439. Ein kelchförmiges Glasgefäß heißt auch bei uns „Tulpe".

18. a 16; RA 13; Januar 1821. „Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt." — Die Bilder von V. 3—8 sind eng miteinander verbunden: der Fels schafft das Echo, am Felsen bricht sich der Strom, diesen entlang flattert der Schmetterling. Das kühne Bild, daß der Himmel mit dem Monde Ball spielt, ist gut persisch und von dem in Iran üblichen, dem Lawn-Tennis ähnlichen, Ballspiel hergenommen; der Mond ist der Ball, das Himmelsgewölbe der Schlegel; vgl. Haf. I, 12 Anm. 4. Der persische Dichter betrachtet auch die Erde als den Ball des Himmels, Haf. II, 211. Ja, Haf. II, 50 heißt es: „Himmel dienen mir statt Ballen"; s. Wurm S. 202—03.

19. a 17; RA 14; 12. Febr. 21. „Dir, edler Jüngling, bring ich heut ein Lied." — Ist der Erinnerung an Hermann v. Rotenhan gewidmet: „Je mehr der Winter heranrückt, desto lebendiger erneut sich mir des teuren Rotenhans Andenken ... sein Bild steht in einer Glorie" schreibt Platen am 14. Nov. 1820, T. II, 432. Der Freund war im März nach Berlin

gegangen, daher V. 7/8; vgl. T. II, 450 Anm. 1. Fugger fragt in einem Briefe vom 31. Mai 1821 nach diesem Jüngling, „den Du mit so viel Sehnsucht zurückrufest" (Nachl. I, 125). — Olearius S. 331: „Sie nennen den König Schach, Padschach, Padischa, heißt alles «ein König», und pronunzieren es als Schach." Platen meint hier einen der glänzendsten Sassanidenfürsten; mit diesem vergleicht er den Freund: „Unter dem Sassaniden Chosrô Parwês (590—628) soll der berühmte Sänger und Dichter Bârbed gelebt haben, den sich die Sage ganz wie einen der späteren neupersischen Improvisatoren vorstellt, welchen ihre Kunst hohen Lohn einträgt" (Horn, S. 47). Er gilt im Orient als Erfinder des nach ihm benannten Barbitons (Rosenzweig III, 581). Nach Ersch und Gruber, Allgem. Enzyklopädie, ist „Barbud" die Urform des griechischen Barbiton; das Gegenteil meint Hammer, Haf. II, 290, 487. Er trifft damit das Richtige; Paul Horn gibt im Grdr. d. iran. Phil. I, 2 S. 7 an, daß barbut „Laute" zu den dem Persischen durch die Araber vermittelten alten Fremdwörtern aus dem Griechischen gehört. Der Sänger Barbud wird auch in 31 genannt, das Barbiton Haf. II, 427, 486. — Der Paradiesvogel auch Haf. I, 152, 394; II, 268, 310, 314, 503. Sein Federschmuck mag von Neu-Guinea über Indien nach Iran gelangt sein. Die ältesten Nachrichten über ihn in Europa sind von 1522.[1]) — R 248 „Dehne mein Festlied die Fittiche". Zur letzten Zweizeile s. 59 V. 13/4.

20. a 18; G 10; 10. Febr. 1821. „Wenn Du sammelst goldne Trauben ein." — Platen zählt dieses Gasel. in welchem er seinen Lehrer G. H. v. Schubert feiert, mit zu den allerschönsten, T. II, 447. Jenem Gelehrten mit dem kindlichen Herzen — Ricarda Huch (S. 126) nennt ihn und Justinus Kerner „der Natur angeschmiegte Kinderseelen" — steht der göttliche Schutz stets zur Seite, so wie dem Dichter in 6. Platen schwebt die Erinnerung an Horaz, Carm. III, 4 vor, wenn er auch die Bilder anders verwendet; daher die „Lauben" (fronde nova), der Schlaf am Hügel (Me ... Volture in Apulo ... Ludo fatigatumque somno), die Tauben (palumbes), die Engel (Non sine dis) und der Lorbeer der Weisheit (ut premerer sacra Lauroque conlataque myrto). In einem Brief an seine Eltern vom 21. Juni 1821 nennt Platen seinen Lehrer „un caractère angélique" (R III, 340). T. II, 366 schreibt er: „Je mehr man ihn kennen lernt, je tiefer wird man von Liebe durchdrungen für sein wahrhaft englisches Gemüt." Mit einer Erinnerung an die erwähnte Horazode schließt Platen den Prolog zu den „Abbassiden", R II, 452. Das letzte Beit ist ein Anklang an Schillers Gedicht „Licht und Wärme" (Goed. 11, 260): „Wohl denen, die des Wissens Gut Nicht mit dem Herzen zahlen." Diese Verse führt er T. I, 53 an. An Schubert sind auch Gasel 71—74 gerichtet.

21. a 19; RA 15. „Wer zog den Nerv im Weltgehirne? Du." — Das erste und letzte Beit betrachten Gott als den Weltschöpfer und schließen das Gedicht wie in einen Rahmen ein, während V. 3—8 Gottes Allmacht

---

[1]) vgl. „Gottorffische Kunst-Kammer" v. Adam Olearius. Schleswig 1674 S. 23.

auf Erden schildern. Die wiederholte Anrede Gottes mit „Du" herrscht auch im „Eingang von Iskander-Nameh" R 550. — Vgl. Fuggers Briefe vom 5. und 31. Mai 1821, Nachl. I, 121. 125. — Den Plato und sein Gegenbild, den Neger, nennt Hafis I, 159; II, 40, 503. Im „Buch des Kabus", S. 338, heißt es, daß Sokrates, Plato und Aristoteles von den Orientalen zu den „Göttlichen" gezählt werden. Jedoch ist für den Orient der Neuplatonismus bedeutsamer geworden: „Für Araber, die keine Vokale schreiben, konnte der Name Platons mit dem Plotins leicht zusammenfallen und verwechselt werden; jenen nannten sie Iflatûn, diesen hätten sie Iflutûn nennen müssen, er kommt aber bei ihnen gar nicht vor, der Neuplatonismus galt als Platonismus schlechthin, Plotin als der griechische Meister" (Merx S. 34/5); vgl. Horn S. 165. Plato wird von dem persischen Gesandten genannt in den Noten z. Diwan, W. A. 7. 80. Chosro Anoschirwan, 531—578, befahl Aristoteles und Platon zu übersetzen (Justi S. 213). — „des blauen Gletschers Schluchten", R 398 im „Schweizergemälde"; vgl. T. I, 594, 600. Zur Perlenschnur s. 57. — „Es drehen sich auf dein Geheiß die Sonnen", R 490 („Morgen- u. Abendbetrachtungen").

22. a 20; RA 16; Jan. 1821. „Der Strom, der neben mir verrauschte, wo ist er nun?" — Beginnt, wie so viele Gaselen, mit dem Natureingang und wendet sich dann dem Menschlichen zu, wobei der Dichter in sein eigenes Herz greift: Alle Erscheinungen der Natur wandeln sich; auch ich bin ein anderer geworden. Es ist das *πάντα ῥεῖ*, das ihn so tief ergreift: „Wär ich selbst doch Noch derselbe! Es ist heute Nicht wie damals" (R 353). Vgl. Herder „Das Ich": „Mit jedem Alter tauschtest du dich um; Kein Teil des Körpers war derselbe mehr" (Herder 29, 132/33). In Lessings „Minna v. Barnhelm" II, 9 spricht Tellheim es aus, daß sein Schicksal aus ihm einen ganz andern gemacht habe: „Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie Sich; wollen Sie diesem Wort halten?" Geibel (III, 76 ff.) schaut in dem Gedicht „Ich fuhr von St. Goar" aufs lebhafteste den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt. Im „Schwur der Treue" (I, 8) von Oskar Blumenthal[1]) sagt Veit van Emden: „Ein ewiges Erneuern ist das Leben, Das uns verwandelnd aus uns selbst entführt . . . Der Mensch von jetzt ist nicht der Mensch von morgen." — Das Gasel ist in die „Deutsche Lyrik d. 19. Jhrhts" hrsg. v. Consbruch u. Klincksieck aufgenommen (Leipzig 1903, S. 70).

23. a 21; RA 17. „Dir gehorcht' ich will'gen Ohres ehedem." — Ist der Erinnerung an den Freund der Würzburger Zeit, Eduard Schmidtlein (Adrast), gewidmet. Die Liebe zu Rotenhan war lyrisch nicht so fruchtbar wie diese Freundschaft. Schon Adrast zu sehen, brachte Platen „einen wahrhaften lyrischen Mai, wie das nicht anders sein konnte, da meine Liebe ihren Scheitelpunkt erreichte" (T. II, 169). Daher: „Alles, was dem Dichterbusen Fitt'ge leiht, Deine Liebe rief hervor es ehedem." „Kores" = Kyros, altpers. Kurusch, (d. h. im Susischen „Hirte"), 558—530. (Grdr. d. iran. Phil. II, 415).

---

[1]) Berlin 1905. Theaterverlag Eduard Bloch.

24. a 22; RA 18; 10. Febr. 21. „Nach lieblicherm Geschicke sehn' ich mich." — Zu „vorbeigehen" m. d. Acc. vgl. J. v. Hammers Hafis II, 240: „Gehst du deine doppelten Locken vorüber" (mit dem Kamme).

25. a 23; RA 19; 8. März 1821. „Schatten wirft die laubige Platane mir." — Nicht die Ruhe, sondern der Kampf lockt den Dichter, der sich des künftigen Sieges sicher fühlt. Gerade das Außergewöhnliche reizt ihn. Die Anschauung, daß erkämpftes Glück höher stehe als leicht erlangtes (V. 1—6), ist durchaus nicht orientalisch. Hafis I, 149:

„Glück ist nur das, was blutigen Schweiß nicht braucht,
Denn mit Bemüh'n sind himmlische Fluren nichts."

— „den süßen Schatten" R 154. „Indes wir andre Pfade bahnen durch Rosenhecken und Jasmin" 84. So bahnen Diodat und Assad mit dem Schwerte sich Pfade durch das Dickicht (R II, 121, 460). — Wie im 3. Beit, so vergleicht Platen auch sonst gern den Halbmond mit dem Kahne: „Der Mond . . . eine Silberfähre" und gleich darauf: „Freut euch der Sternchen und des Mondenkahnes" im „Grundlosen Brunnen" R 683/84. „Des Mondes goldner Nachen" („Tochter Kadmus" Petzet V. 268/69). „Wie des Mondes Silbernachen Durch des Äthers Meere schwamm" („Alearda" Petzet V. 211/12). Hafis I, 6: „Du, ätherische Flut, und du, o Mondschiff." Ibn Hamdîs: „Dann schifft' ich auf des Halbmonds Kahn" (Schack, Araber II, 24). — Das letzte Beit bringt gleichsam die Widmung: Die „Tulipane" bedeutet den Freund; es ist Rotenhan (s. 10). Er hatte Platen eine Zeichnung seines väterlichen Schlosses Rentweinsdorf geschenkt und zeigte ihm auf dieser „den fichtenumhüllten Ort in der Baunach, wo er sich badete und schwimmen lernte", T. II, 375, 379. Im August 1820 besuchte der Dichter diese Gegend, T. II, 410. Beim Anblick der Zeichnung mag später mit dichterischer Freiheit das Bild der letzten Zweizeile entstanden sein (vgl. 108). Die Tulpe steht als Sinnbild der höchsten Schönheit.

26. a 24; G 4; 15. Jan. 1821. „O weh dir, der die Welt verachtet, allein zu sein." — Die verschiedenen Fassungen von a, g u. G vergleicht Hellmuth S. 37/38. Schelling schien dieses Gasel besonders auszuzeichnen (Nachl. I, 123). — Der Einsame ist Platen selbst. Alles zeigt ihm das Unnatürliche dieser Vereinsamung; doch er kann sich ihr nicht entreißen. Ein halbes Jahr später mußte Bülow ihn mahnen, „mehr die Gesellschaft der Menschen zu suchen", T. II, 479; s. auch T. I, 780/81; II, 56, 115. Nicht immer hat der Dichter die Einsamkeit so schmerzlich empfunden. Im „Schweizergemälde", R 400, heißt es: „Die Einsamkeit ist der Genuß des Lebens"; im „Rousseau", R 511: „Nur Einsamkeit ist Vollgenuß des Lebens." Des Klausners gedenkt er schon T. I, 166: „Wie der Klausner allein in der waldumgrünten Kapelle Hauset, sich selber genug, also verschmäht' ich die Welt." In späteren Jahren hat er die Vereinsamung schwerer ertragen. Der „Klausner" auch bei Hafis I, 54, 55, 83 u. ö. Über Jussuf s. 113. Zum Ganzen s. Böhme S. 10 f.

27. a 25; G 6. „Du grollst dem Schah, weil du gebunden bist." („Du grollst der Welt, weil . . . ") — Ist dem vorigen nahe

verwandt und fand ebenso Schellings Beifall (Nachl. I, 123, 125). Das kranke Gemüt sucht in seiner Umgebung die Gründe für sein Leiden, doch mit Unrecht. Es trägt den Stachel in sich selbst. Der Dichter bekennt seine selbstquälerische Neigung. — Die erste Fassung (a u. g) mit „dem Schah" war mehr orientalisch, aber sinngemäßer, denn der Schah führt eben „das fromme Schwert der Zeit", d. h. der Zeitlichkeit oder irdischen Gewalt. Die Änderung in V. 1 hat diesen Zusammenhang verdunkelt. — So, wie der Dichter hier sich selbst erscheint, erschien er später seinem Freunde Bülow, der ihn bat, sich des Guten zu freuen und des Toren zu lachen: „Ich sei zu weich für diese rauhe Welt" (T. II, 479). Schon das Welken einer Rose stimmt den Dichter zu trüben Gedanken; er empfindet ganz anders als Edwin, der Vertreter der heiteren Lebensansicht in Schillers „Spaziergang unter den Linden" (Goed. 2, 353): „Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht."

28. a 26; RA 20; 12. Febr. 1821. „Es sprudelt Wasser aus dem Stein empor." — Das Gasel ist der Einwand gegen die Selbstanklagen oder Vorwürfe des Freundes in 27. Der Dichter findet seine Beruhigung darin: Jedes Wesen hat seine Eigenart, äußert sich ganz verschieden von anderen und will darnach behandelt sein. Der Wein ist anders zu trinken als das Wasser. Der Dichter ist anders als der gewöhnliche Mensch. Man tadle ihn darum nicht (s. 14). — Das äußere Gewand des Gasels ist fast zu bunt, die Bilder gehören zu verschiedenen Gebieten an, erst dem Meere, dann dem Land. Walfische an der persischen Küste begegneten dem Admiral Alexanders, dem Nearch, der, nach Arrians „Ἰνδική", seine Flotte gegen die unbekannten Tiere in Schlachtordnung fahren ließ. Auf dem Wege nach Indien stößt Assad auf den Walfisch, R II, 484. Der Taucher holt die Perlen, R 434; II, 356. „So möcht' ich Perlen aus der Tiefe fischen" heißt es R 646. Den Eppich nennt Goethes Diwan, W. A. 6, 197. Platen „Am Rheine": „Längs der Eiche dehnt sich Eppich" R 361. Vgl. Goethe über Enweri, W. A. 7, 54. — Das ursprünglich zweite Beit, „Die Lilje Persiens . . . " ließ Platen in g weg, weil ihm der Reim „rein": „Rhein" mißfiel. Jedoch war der „Rhein" nicht etwa aus Reimzwang eingeführt, denn es mochte Platen bekannt sein, daß damals die Lilie die Lieblingsblume in den Gärten des Niederrheins war; daher Heines Vorliebe für Vergleiche mit Lilien.[1]) Die Lilie Irans darf „ein stolzer Baum" genannt werden. Sie ist unter den Blumen, wie die Zypresse unter den Bäumen, dem Orientalen das Sinnbild der Freiheit (Rosenzweig I, 765).

29. a 27; G 2. „Nah dich, ungeweihte Wespe, diesem frommen Herde nie." — Schließt sich eng an die drei vorhergehenden an. Der Dichter, der sich anfangs seine Eigenart zum Vorwurf machte, sie dann zu entschuldigen suchte, ist hier entschlossen sie entschieden zu ver-

[1]) Zillgenz, „Rheinische Eigentümlichkeiten in Heines Schriften". 24. Jahresber. über d. städt. Gymn. zu Waren, 1893 S. 2.

teidigen und Eingriffe in sein heiliges Reich, die Dichtkunst, zurückzuweisen. Die Gedichte, hier als Blumen dargestellt, schützen ihren Dichter. Das „Odi profanum vulgus“ klingt stark hindurch. — Der Lilie wird das Schwert verliehen, eine Erinnerung an die Schwertlilie; auch Haf. II, 110: „Die Lilien verlängerten Der Zunge Schwert.“ Eine ähnliche Belebung der Blumen in Freiligraths „Der Blumen Rache“, wo es heißt: „Aus der blauen Iris folgen Schwertbewaffnet seine Jäger.“ Hermann Lingg: „Schlußrhythmen und Neueste Gedichte“ (Stuttgart 1901, S. 44) „Iris“: „Diese blauen Lilien sollten Dolche werden, tötlich Erz, Treffen sollten sie ins Herz, Alle, die mir Übles wollten.“

30. a 28; G 12; Febr. 1821. „Ja, deine Liebe flammt in meinem Busen.“ — Die Dichtung ist nur durch die Liebe möglich; diese aber verzehrt den Dichter. So opfert er sich seiner Kunst, wie Winkelried der Freiheit. Des sagenhaften Helden von Sempach, 1386, gedenkt Platen begeistert in dem „Schweizergemälde“, R 396. Auch 9 ist davon beeinflußt: „Und in der Liebe Speere rennt das Herz“. Er vergleicht sich mit Winkelried am Schluß der 4. Parabase der „Verh. Gabel“ und erinnert hier an 30; ebenso in dem Briefe an seine Eltern am 9. Febr. 1828: „L'allusion vers la conclusion du quatrième acte de la V. G. s' attache à deux vers dans mes premières Gasèles.“ (Vgl. R II, 332. III, 287/88.) Zwar ist das Bild in der „Verh. Gabel“ anders gebraucht als im Gasel, aber der Dichter verwies doch auf dieses, „pour n'être pas accusé de voler mes propres pensées.“ — Dem Gedicht liegt das Verhältnis zu Eduard Schmidtlein (Adrast) zugrunde; nach der bösen Trennung vom Herbst 1819 bahnte sich durch Vermittelung des treuen Gruber eine Versöhnung an. Am 26. Nov. 1819 hört Platen, daß der Freund ihm verziehen habe; T. II, 338. Daher das frohe Wort des Dichters über seine Würzburger Liebe: „Du hast sie nicht verdammt in meinem Busen.“ Im Mai 1820 folgt Wiedersehen und Aussöhnung in Würzburg (T. II, 395). Die Rose, „Die noch aus Eden stammt“, bedeutet die Erinnerung an diese Freundschaft. Am letzten Tage von 1819 mahnen den Dichter zwei Rosen an den Freund (T. II, 350).

31. a 29; RA 21; 10. Febr. 1821. „An der Lilje schönen Kelchen, und am Aglei, pranget er.“ — Ist 14 u. 28 verwandt. Jedes Wesen sucht, was seiner Eigenart entspricht. So strebt der Dichter nach Unsterblichkeit und nicht nach dem schnell verklingenden Lob. Hier ist eines jener Gedichte, die Platen in den Stanzen „An Schelling“ (R 68) meint:

„Die frühsten Klänge meiner jungen Tage,
Da noch ich sang des Stolzes mut'ge Triebe
Und jenen brennenden nach Ruhm und Liebe“.

Lob ist dem Ruhme nicht zu vergleichen; Minckwitz S. 42 spielt auf diese Stelle an. Platen braucht „Lob“ nie im hohen Sinne, so in der „Antwort an einen Ungenannten“, R 74: „Lob erpreßt von Silbenklaubern“, und nur Nimmermann kann sagen: „Mit Dank empfang' ich wohlverdienten Lobtribut“ (R II, 402). — Den „Agley“ erwähnt Platen schon 1820 im „Seelenwanderer“, R 44. Grimms Wörterbuch gibt „die“ Aglei an. Akelei, Aglei, auch Adlersblume (Aquilegia), heißt nach dem mhd. agen „Stachel“

wegen der spitzen, krummen Honigbehälter. Dichter haben sie mehrfach erwähnt: Friedrich v. Spee „Trutznachtigall“ [1]: „Agleien auch und Bärenklau“. In Shakespeares „Hamlet“ IV, 5 verteilt Ophelia Blumen und Kräuter, eine Stelle, die auch Herder als „Opheliens verwirrter Gesang um ihren erschlagnen Vater“ in den „Volksliedern“ (Herder 25, 294) übersetzt hat: „Da ist Fenchel für euch und Agley“. In Schillers „Musenalmanach für das Jahr 1797“ findet sich auf S. 188 ein Distichon Goethes an H. W. (Henriette v. Wolfskeel, weimarische Hofdame, spätere Gemahlin des Ministers v. Fritsch): „Schön erhebt sich der Agley und senket das Köpfchen herunter, Ist es Gefühl? Oder ist's Mutwill? Wir wissen es nicht.“ Ihren Herold hat diese Blume in Hermann Lingg (S. 47/8) gefunden, der sie in einem schönen Gedicht „Akelei“ besang. In den „Blättern für die Kunst“ (Berlin 1899, S. 158) in einem Gedicht von Oskar Schmitz „Brennt scharlachrot die Blume Akeley“. — „Barbud“ s. 19. Er und Serkesch dienten um 600 n. Chr. dem Sassaniden Chosrô Parwês: „Die berühmten Musiker Barbud und Sergius lebten an seinem Hofe“ (Justi S. 238). Hafis heißt eigentlich Schems-eddîn Muhammed; den Beinamen „Hafis“, d. h. „der Koranfeste“, [2] erhielt er, weil er den Koran auswendig wußte. Goethe spricht davon in dem Gedicht „Beiname“ und erinnert in den Diwannoten an unser „bibelfest“ (W. A. 6, 33/4; 7, 62/3). Hafis, geboren zu Schiras in Farsistan am Anfang des 14. Jhhts., lebte und starb daselbst hochbetagt 1389 (Grdr. d. iran. Phil. II, 303 ff., Horn S. 114 ff.). Seine Gesänge von Liebe und Wein werden im Orient vielfach mystisch verstanden (s. 84, 92); doch seine Wirkung im Abendlande beruht durchaus darauf, daß man in ihm den persischen Anakreon sah. So faßt ihn Platen in diesem Gasel: Der Liebende findet im Diwan des Hafis Trost, nicht bei Firdusi. Dem größten Lyriker Persiens wird hier der bedeutendste persische Epiker gegenübergestellt (s. 82). Firdusi, d. h. „der Glänzende“, geboren 935, 1020 gestorben zu Tus in Chorassan, ist der Dichter des gewaltigen iranischen Heldenepos, des Schahnameh, das in 60 000 Doppelversen fünfzig Regierungen besingt. Das Werk ist dem Sultan Mahmûd gewidmet (s. 103), der den Dichter nicht genügend belohnte und dafür von diesem einen furchtbaren Angriff erfuhr. [3] — Das vorletzte Beit zeigt den Einfluß J. v. Hammers, denn in der Zueignung seiner Hafisübersetzung an den Grafen Harrach sagt er, daß Hafis „den Gram der Liebekranken mildert.“

32. a 30; RA 22; Anfang März 1821. „Auf, und nicht länger dich verhehle dem Vaterland!“ — Geleitwort des Dichters an seine Gaselen; sie sollen ihn dem Vaterland verkünden, Vorboten größerer Leistungen (s. R III, 348/9); so entläßt Goethe den Diwan: „Nun so legt euch, liebe Lieder, An den Busen meinem Volke!“ (W. A. 6, 271). Platen

[1] Reclams Universalbibliothek Nr. 2596/8, S. 105. Die Anmerkung des Herausgebers Pannier, Agleien = Orangengewächse, ist unzutreffend.

[2] Eigentlich „Wächter“, „Bewahrer“ d. i. des Korans.

[3] Über Firdusi und Mahmûd s. Grdr. d. iran. Phil. II, 147 ff.; Horn S. 81 ff. u. 97 ff.; Justi S. 216; Müller II, 63 ff.

sieht in seinen Gedichten eine vaterländische Tat, da er durch sie die Schätze der Fremde der Heimat zuführt. Darum der Vergleich mit dem „Perserkaufmann“, den er Goethes Einleitung zu den Noten des Diwan entnahm; hier heißt es, W. A. 7, 4/5: „Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte als ein Reisender angesehen zu werden“. „Damit aber alles, was der Reisende zurückbringt, den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht; ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.“ In dieser Vermittlerrolle zwischen Ost und West fühlt sich Platen in 84: „Wenn in die Fremde wir gepilgert, so kamen wir beladen heim, Wir brachten Moschus und Juwelen und gaben sie den Freunden hin.“ Dagegen warnt er in den „Morgen- u. Abendbetrachtungen“ von 1816 sich selbst davor, dem Kaufmann zu gleichen, „der seinen feilen Schatz Im großen Warenlager breit entfaltet“ (R 503). In einem Sonett spricht er es aus, daß es eine Tat für das Vaterland sei, wenn er durch sein Dichten dessen inneren Schatz vermehre: „So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder, Ein sichres Eigentum der deutschen Ehre“ (R 169). In diesem Sinne schreibt er am 29. Mai 1825 an seine Mutter: „car je vous ai déjà dit que je regarde ma vie comme une chose qui appartient à la nation“ (R III, 325). — „Die Nachtigall, die Parsi singet“ ist Hafis (s. 31), der die persische Literatur so sehr bereicherte, und dessen Verse noch heut in aller Munde sind (s. 124 u. Horn S. 120). Ihm vergleicht sich Platen in dem Streben, den Ruhm des Vaterlandes durch die Dichtung zu erhöhen. — Das Mittelpersisch oder Pahlavi (d. h. Parthisch) suchten die Parsen in rein iranischen Wörtern zu umschreiben; geschah diese Umschreibung in arabischer Schrift, so heißt das Mittelpersisch „Parsi“, d. h. Persisch (Grdr. d. iran. Phil. I, 1, 249—258). Die Parsen sind Anhänger der Lehre Zoroasters; ihr Name bedeutet: Einwohner der Provinz Pars. Mit der muhammedanischen Eroberung hörte der Zoroastrismus als Staatsreligion auf; zugleich wurde die persische Sprache mit arabischen Bestandteilen erfüllt. Firdusi hat die älteren Formen, die „Parsenwörter“, bevorzugt und gilt als Vertreter des reinsten Persisch (Grdr. d. iran. Phil. II, 184, 697). Hafis steht sprachlich nicht mehr auf dieser Höhe, sondern braucht reichlich das Arabische. Daher ist „Parsi“ hier nicht in dem eigentlichen Sinne „älteres, reines Persisch“, sondern als „Persisch“ überhaupt zu fassen; ebenso in 80. Die Parsisprache wird dem Gesang der Nachtigall verglichen; Hafis II, 389 (Rosenzweig III, 551). Der Vergleich geht zurück auf Firdusi; vgl. J. von Hammers Redekünste, S. 25: „Steh auf am Morgen, blick auf und dicht', Hör', wie die Nachtigall altpersisch spricht!“

33. W; RA 91; 14. Januar 1821. „Gleich Alfonsens Heldenahne schlummerst du.“ — Ist an Napoleon I. gerichtet, der seit dem Herbst 1815 auf St. Helena gefangen saß. „Eine Riesin, starr und finster hält dich fest“; damit ist das Meer gemeint, das den Kaiser von seinen Getreuen scheidet, die seine Wiederkehr wünschen. — Dieses zeitlich erste Gasel Platens bildet gleichsam den Übergang vom Westen zum Osten. Es be-

handelt in orientalischer Form das Schicksal des Mannes, der die Geschicke des Abendlandes so lange bewegte und nach dem Wunsche vieler noch einmal bewegen sollte; auch nach dem Orient hat er hinübergegriffen. Er, der Italiener, wird mit einem Helden aus dem Epos Tassos verglichen, das sich im Morgenlande abspielt, aber von dem Geiste abendländischen Rittertums erfüllt ist. Mit der italienischen Dichtung hat Platen sich lange beschäftigt; daher ragt sie noch in das erste Gasel hinein. Sie hat erst eines der letzten wieder beeinflußt (221). — „Alfonsens Heldenahne" ist Rinaldo, einer der Hauptthelden des „Befreiten Jerusalem". Tasso lieh ihm die Züge seines Gönners Alfons II., bekannt aus Goethes „Tasso", und machte ihn zu einem Mitgliede des Hauses Este, somit zum Ahnherrn des Fürsten. So hatte schon früher Ariost in seinem „Orlando furioso" das Haus Este verherrlicht; Platen klagt über die langweiligen Estenser Genealogien (T. I, 668). Als später Tassos Verhältnis zu Alfons II. sich gewandelt hatte, und er das „Befreite Jerusalem" zum „Eroberten J." umarbeitete, beseitigte er alle Beziehungen auf Ferrara und setzte für Rinaldo überall einen „Riccardo". Durch die Zauberkünste der Armida wird Rinaldo umgarnt. Gottfried v. Bouillon muß zwei Ritter schicken, die den Helden aus den Netzen der Zauberin befreien. Platen hat oft an diese Schöpfungen Tassos erinnert;[1]) so schon 1815, T. I, 307: „Lange Schlachten hat Rinald geschlagen, Da empfing ihn der Armida Schoß"; ferner in T. I, 322, 865; T. II, 778 u. R 399; R 370/1, 481. — Die Erinnerung an die Gefangenschaft Napoleons klingt noch 10 Jahre nach diesem Gasel aus der Ode 31, R 222; vgl. Fries S. 106. An das Meer und den entthronten Herrscher, „Träumend ungeheure Plane", erinnert R 8: „Doch um ihn und seine Träume kreiste Einer Riesenschlange gleich das Meer". Diese Ballade von 1818, „Colombos Geist", zeigt den Kaiser auf der Fahrt nach St. Helena und ist ein Zeichen für die Neigung Platens zu Napoleon, den er bis 1815 glühend haßte. Das Gasel vom Januar 1821 aber ist entschieden napoleonfreundlich und bringt sogar die Hoffnungen derer zum Ausdruck, die an eine Befreiung Napoleons dachten. Versuche dazu sind von Amerika aus geplant worden; der Befreiungsgedanke findet sich in allen St. Helenadramen. Man glaubte auch, daß der Kaiser „ungeheure Plane" erwäge; er werde sich des 53. Regiments und damit der Insel bemächtigen oder durch einen Sklaven-

[1]) Die Beziehungen Platens zu Tasso werden von Hedwig Wagner: „Tasso daheim und in Deutschland" (Berlin 1905, S. 387 ff.) ganz ungenügend dargestellt u. beschränken sich auf den Hinweis auf ein einziges Gedicht, R 370/1, das die Verfasserin fälschlich für ein Triolett hält, sowie auf die Anführung von V. 1—4 des Gasels 33 mit nicht weniger als 4 Entstellungen des Wortlauts. Platens Verhältnis zu Tasso ist etwa das Gegenteil dessen, was die Verfasserin darüber sagt. Er hat Tasso leidenschaftlich bewundert (T. I, 322/3, 496, 666 u. ö.); er stellt ihn neben u. über Ariost, scheint sich aber später dem letzten mehr zugeneigt zu haben (T. II, 871). Wie an den Gräbern Dantes u. Ariosts, so stand er ergriffen auch an Tassos Grabe (T. II, 823), freilich nicht in Sorrent, wo es die Verfasserin erwartete, sondern in S. Onofrio, wo eben Tasso begraben liegt.

aufstand die Herrschaft an sich reißen.[1]) Daher konnte beim Tode Napoleons Metternich beruhigt an den österreichischen Botschafter Esterhazy nach London schreiben: „Dieses Ereignis macht vielen ruchlosen Hoffnungen und Planen ein Ende“.[2]) — Platen hat in 205 u. 215 den Kaiser noch mehr gefeiert, aber schon dieses Gasel ist ein Zeichen für den Umschwung der Stimmung. Unter der Herrschaft der Reaktion waren in wenigen Jahren viele Feinde des französischen Gewalthabers seine Freunde geworden. Sie stellten dem Napoleon vor 1814 einen liberalen Napoleon der 100 Tage gegenüber und sahen in ihm einen Tyrannenfeind.[3]) Daher im letzten Verse sogar die Erinnerung an den Cäsarmörder Brutus durch die Frage: „Schlummerst du?“

(34). a, S. 37; R 426. „Hat euch des Dichters Lied erfreut.“ — „Turban“ stammt wie „Tulpe“ von dem pers. dulbend (pers. bend - Band), das vermutlich durch ital. tulpante, turbante zu uns kam; vgl. Wurm, S. 184 ff. In Goethes Diwan, W. A. 6, 155, zweimal „Tulbend“.

(35). a. S. 38; R 426. „An Goethe“: (März 1821; Redlich gibt unrichtig April an.) „Dein Name steh' zu jeder Frist“. — Vgl. Unger, S. 112—114. Am 9. April 1821 schickte Platen die „Gaselen“ mit einem Briefe an Goethe (T. II, 449, 453). Dieser antwortete nicht unmittelbar, sondern erst durch die freundliche Erwähnung des Büchleins in „Kunst und Altertum“ 1822. III, 3, S. 175.

(36.) W; R 526; T. II, 453; 10. April 1821. An Jean Paul: „Vielleicht, daß dich dies Buch berührt.“ — Über Jean Paul und die Verwandtschaft seines Geistes mit dem Orient spricht Goethe in der „Vergleichung“, W. A. 7, 111 ff. Platen rühmt ihn als „einen humoristischen Schriftsteller, der alle andern überbietet“, R III, 238. Er besuchte ihn im Jan. 1820 in Bayreuth (T. II, 359/60) und erinnert daran in dem Brief, mit dem er die „Gaselen“ übersendet.

(37.) W; R 526; April 1821. An Döderlein: „Zwar in Wolken schwindelt die Zypresse.“ — Platen vergaß diese deutschen Verse im Tagebuch zu erwähnen und schreibt nur: „In Döderleins Exemplar schrieb ich einige griechische Jamben, die ersten griechischen Verse, die ich gemacht habe“, T. II, 452. Das Gedicht erinnert durch die Wiederkehr derselben Versschlüsse an das Stichwortgasel.

Ludwig Döderlein, 1791—1863, war Professor der Philologie in Erlangen;

[1]) Hermann Gaehtgens - zu Ysentorff: „Napoleon I. im deutschen Drama“ Frankfurt a. M. 1903. S. 72 ff. bes. S. 88. — Über Fluchtpläne und scharfe Bewachung Napoleons vgl. „Nouvelle Biographie générale“ von Hoefer. Paris, Bd. 37, Art. 447, 4 ff.

[2]) Paul Holzhausen: „Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse u. Dichtung.“ Frankfurt a. M. 1902. S. 33.

[3]) Über die Verbindung des Liberalismus u. Bonapartismus s. Theodor Flathe: „Restauration und Revolution“. Berlin 1883, S. 100 ff. (Samml. Oncken IV, 2).

seine Beschäftigung galt besonders dem Homer und Sophokles. Daher ruft ihn Platen „von hellenischer Zypresse" zu Persiens Tulpe (vgl. Bursian in der Allg. Deutschen Biogr. 5, 281/82).

(38.) KP. An Pfeiffer. April 1821. „Du wähntest, daß hier mir ein guter Vers entstand." — Platen lernte den Theologen Pfeiffer im Juli 1820 kennen (T. II, 403) und verkehrte in Erlangen viel mit ihm. Nach T. II, 1014 war Pfeiffer später Pfarrer in Homburg v. d. Höh.

(39.) R 528; April 1821. An Wagner: „Sie gingen nicht zu dir." — T. II, 452. Nach Joh. Jakob Wagner, 1775—1841, war Goethe der Abschluß der Dichtung; alle Neueren wären nur Nachahmer (T. II, 145; Unger, S. 74 ff. bes. S. 76). Diese Lehren brachten 1818 Platen der Verzweiflung nahe: „Alles, alles habe ich der Poesie geopfert. Und da tritt nun einer daher und zerreißt mir durch seinen kunstrichterlichen, vermaledeiten Witz mein ganzes Traumgewebe! Mein Ruhm ist dahin auf immer" (T. II, 146). Wie die Veröffentlichung der „Gaselen", dieser Spruch und das Sonett „An J. J. Wagner" (R 645) zeigt, hat Platen die Würzburger Lehren glücklich überwunden (s. Brief an Gruber, 30. März 1826; Nachl. I, 244).

40. R 711; entstand zwischen dem 12. u. 27. Februar 1821 (Redlich schreibt irrtümlich „im Februar 1820"). „Herbei denn! das Mysterium ermeßt der Vierzahl." — Behandelt ein Gebiet der Wagnerschen Philosophie, die Tetradenlehre. Platen glaubte 1821 gewiß nicht mehr daran, jedoch reizte es ihn, in kunstreicher Form damit zu spielen, umsomehr, als er überhaupt zum Zahlenaberglauben neigte (s. o. S. 47). Über sein Verhältnis zur Vierzahl äußert er sich T. II, 202, 258, 261/62, 292, 344. Das Hauptwerk über die Tetradenlehre ist Joh. Jakob Wagners „Mathematische Philosophie" (Erlangen 1811). In der Vierheit liegt das Weltgesetz beschlossen: Die Einheit, Gott, entwickelt sich zur Allheit, Welt, indem sie in die zwei Hälften ihres Wesens auseinandergeht, in die formelle, Intelligenz, und in die materielle, Substanz. Das sind die 4 Pole des Alls. Das Kreuz ist das Sinnbild des Weltgesetzes, die Tetrade des Alls. Das Kreuz ist bei Wagner nicht nur ein religiöses, sondern auch ein philosophisches Symbol.[1]) In seinem doppelten Sinne wird es in Platens „Das Kreuz" besungen (R 515/16; Unger S. 88). Die Tetrade herrscht auf den

Gott
Intelligenz — Substanz
Welt

[1]) Ähnlich bei dem Gnostiker Valentinus, dessen Lehre am besten Irenaeus v. Lyon „Adversus haereses" I, 1 ff. darstellt. Nach Valentinus wird die *Σοφία*, die sich von ihrem Äon losreißt, um sich mit dem Urgrunde, dem *Βυθός*, zu vereinen, vor der völligen Auflösung nur durch ein festes Hindernis in dem *Βυθός* bewahrt; es ist das Kreuz, *σταυρός*, eine Art Gitter, aus vielen Kreuzen gebildet. Daraus ergibt sich die mystische Bedeutung des Kreuzes, das hier kein Sinnbild des Leidens mehr ist. Auch dadurch erinnert Valentinus an Wagner, daß bei ihm das Urwesen im Verein mit den drei höchsten Äonen die erste Tetrade bildet; diese heilige Vierheit ist die Quelle aller weiteren Entwicklung.

verschiedensten Gebieten des Natur- und Menschenlebens; das Gasel führt dies im einzelnen aus und ist selbst ein Beweis für die Herrschaft der Vierzahl, denn es wird von 4 Beits gebildet. (Vgl. noch Platens Briefe an Fugger vom 12. u. 30. Dez. 1819; Nachl. I, 79 ff. u. T. II, 343 ff.)

(41.) b, S. 6; G 6 (R 151); 31. März 1821. Sonett an Schelling: „Gebeut nicht auch im Königreich des Schönen." — (s. Unger, S. 103; Schlösser, S. 200.) Platen überreichte am 7. April Schelling die „Gaselen" mit dem Sonett; am 12. sprach der Philosoph seine Freude über die Gedichte aus: „Auch dankte er mir für das Sonett an ihn selbst und äußerte, er wünsche, es mir erwidern zu können" (T. II, 451, 453/54). Über Schelling in Erlangen s. Kuno Fischer S. 244 ff. — Das zweite Quartett meint die Bilderfülle der Gaselen; vgl. 160: „Ich berge mich in Bildern gern".

(42.) b, S. 7; G 5 (R 150/51); 31. März 1821, nach T. II, 451; vgl. Schlösser S. 199/200. Sonett an Bruchmann: „Die schöne Schickung, welcher Lob gebühret." — Bruchmann, Sohn eines Wiener Bankiers, war Ende Januar 1821 nach Erlangen gekommen, um Schelling zu hören, obwohl „in Österreich ein äußerst scharfes Verbot auf den Aufenthalt in einer ausländischen Universitätsstadt" gesetzt war (T. II, 448, 451). Im April verließ er Erlangen, im August 1823 kehrte er wieder zurück; im Herbst selbigen Jahres wirkte er in Wien für die Verbreitung der „Neuen Gaselen" (Brief Platens an Fugger, 24. Okt. 23; Nachl. I, 176). Platen hatte seinen Umgang sehr gern; es berührte ihn schmerzlich, als er im Oktober 1832 erfuhr, daß „Bruchmann, einst ein so enthusiastischer Verehrer Schellings, Mönch geworden", T. II, 942. — In einer Anmerkung zu diesem Sonett in G (R 184) klagt Platen über einen Kritiker, der alle auf das Gedicht an Bruchmann folgenden Sonette auf denselben Freund bezog, „von welchem doch in dem Sonette selbst ausdrücklich Abschied genommen wird". Diese Kritik von Ludwig Robert stand in den Berliner „Jahrbüchern f. wissenschaftl. Kritik" 1829, Bd. 1, Spalte 601.

(43.) W; R 527; April 1821. An Engelhardt: „Wir wissen kaum, woher es kommt." — Der Dichter ist selbst erstaunt, sich auf einmal vor der Öffentlichkeit zu sehen; aber er freut sich seiner dichterischen Kraft. Über Engelhardt, den Freund Platens, vgl. Allg. Deutsche Biogr. 6, 139.

(44.) R 527; April 1821. An Engelhardt: „Du singst ja wie ein Heimchen." — T. II, 452. Platen nennt die Verse „etwas scherzhaftes, wiewohl unbedeutendes." Die Verkleinerungssilbe -chen liebt er; vgl. „Küsse und Jahreszeiten", R 404/05; das Sonett an Rückert, R 168, wo auch das „Exemplärchen" sich findet; R 431 „jedes Vers chen, jedes Sprüchlein"; R 436 „Vers chen". Dagegen in 82: „Verselein".

(45.) Werke, Stuttgart 1876; R 527; April 1821. An Pfaff: „Wir kommen aus dem Orient." — Nach T. II, 452 richtete Platen diese Verse an Pfaff „wegen seines Antimonarchismus und seiner humoristischen Dispute mit mir darüber". Über Joh. Wilh. Andreas Pfaff s. Allg. Deutsche

Biogr. 25, 593/94. — In der „Verh. Gabel" (R II, 292) sagt Schmuhl: „Drauf las ich für mich Pfaffs Astrologie".

B. Lyrische Blätter. Nr. I. Von August Graf v. Platen Hallermünde.

Leipzig. F. A. Brockhaus. 1821.

Darin S. 61—93:

„Gaselen. Zweite Sammlung. 1821."

(46—85.) „Dem Dichter Friedrich Rückert zugeeignet. Entremos más adentra en la espesura!" (Motto aus San Juan de la Cruz [R 713]: Wir treten ein, aber mitten hinein ins Gestrüpp.)

Das Vorwort zu b (R III, 206/07) zeigt Platen durchaus als christlichen Dichter. Er steht unter dem Einfluß Schellings, Schuberts, Engelhardts. Er betont, „daß die wahre Poesie im einzelnen und im ganzen erst dann beginnen kann, wenn sie Hand in Hand mit dem Glauben lustwandelt im Eden lebendiger Wahrheit und hinter sich läßt die Vergötterung der Natur". Darin liegt ein entschiedener Gegensatz zu Goethe, ein Widerspruch gegen dessen Dichten, an dem Platen ja manchen Anstoß nahm (Unger S. 31 ff., 80 ff., 95). Noch 1820 bemerkt er, daß Goethes Werken „das religiöse Prinzip fehlt" (T. II, 356). — Die 3 Prüfungen, die Platen in der Geschichte des Christentums findet, sieht er auch in der deutschen Geschichte: „Dreimal drohte das deutsche Volk einzuschlafen und durch Pfaffentum und Despotie zu verderben" (T. II, 62). Später spricht er über Gottes „dreifache Erscheinung in den drei großen Perioden der Menschheit" (T. II, 384). Darin und in der Wendung gegen den Rationalismus zeigt sich Schellings Einfluß (Methode, 8. Vorl. Schelling 5, 290, 300 ff.). Vor allem aber hat Schelling oft die innige Verbindung von Kunst und Religion betont, so in 5, 352 (Methode, 14. Vorl.): „Der innige Bund, welcher die Kunst und Religion vereint, die gänzliche Unmöglichkeit, einerseits der ersten eine andere poetische Welt als innerhalb der Religion und durch Religion zu geben, die Unmöglichkeit auf der andern Seite, die letztere zu einer wahrhaft objektiven Erscheinung anders als durch die Kunst zu bringen, machen die wissenschaftliche Erkenntnis derselben dem echten Religiösen auch schon in dieser Beziehung zur Notwendigkeit." Zu der Ver-

bindung von Poesie und Glauben vgl. ferner 58; den „Prolog zu den lyrischen Blättern“ (R 426/27), den „Epilog“ R 428 und die „Aphorismen“, 9. Abschnitt, R III, 244; T. II, 644/45.

(46.) KP. April 1821. Motto: „Neue Gaselen“. „Wenn einst über meinem Grabe.“ — Vgl. Unger, Studien z. vgl. Lit.-Gesch. IV, 297. Platen hat diese Verse nicht veröffentlicht, denn es mochte ihm schließlich mißfallen, die ganze Sammlung einer Liebe gewidmet zu sehen, die durch Schuld des Freundes mit einer für ihn wenig angenehmen Erinnerung schloß. Es ist die Klage über den Bruch mit Rotenhan, die durch das Motto und viele Gaselen von b klingt; s. besonders 63.

Die 4 Verse stehen in einem gebundenen Oktavbüchlein, das von den 30 Gaselen der Sammlung b 26 enthält, dazu 78 und 79. Die ursprüngliche Anordnung war diese: 48—56. 47. 58—60. 78. 61. 62. 64—66. 68. 67. 79. 69. 57. 63. 70. 77. 73. 71.

Die Anregung zu diesem Motto fand Platen in einem Gasel des Hafis aus dem Buchstaben dal (Haf. I, 324): „Gehst du einstens vorbei am Grabe Hafisens, so wisse, Daß aus seinem Staub ein Tausend von Seufzern hervorkommt.“ Besser übersetzt Rosenzweig I, 513: „Weht der Ostwind deiner Gnade An Hafisens Grab vorbei, Tönt aus seines Körpers Staube Hunderttausendmal Juchhei!“

Dagegen Haf. Pl. 35:

„Wenn sich über meinem Grabe Deiner Locke Duft ergossen, Werden aus dem Staub des Leibes Hunderttausend Tulpen sprossen.“ Diese Fassung zeigt zwei Abweichungen von den andern Übersetzern: „Locke (sulf) Duft“ für „Duft“ der Gnade“ (lutf); „Tulpe“ (lâla) für „Klang“ (nâla). Die erste Abweichung ist in das Motto übergegangen. (Vgl. noch Daumer 36; Bodenstedt „Gesammelte Schriften“ Berlin 1865, Bd. II, S. 146).

47. b 1; RA 23; April 1821. „Sieh, du schwebst im Reigentanze; doch den Sinn erkennst du nicht.“ — Der Dichter allein schaut den Sinn der Erscheinungen dieser Welt; dem gewöhnlichen Sterblichen ist er verborgen. Die Beispiele sind entnommen: 1. der Kunst; 2. der Natur; 3. der Religion. Zu Grunde liegt eine Anschauung, die Schelling im „Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“ entwickelt. Hier sagt Anselmus: „In der Idee der Erde aber sind auch die Ideen aller in ihr enthaltenen oder auf ihr zum Dasein kommenden Dinge“ begriffen. Es ist also auch auf der Erde kein Mensch, kein Tier, kein Gewächs, kein Stein, dessen Bildnis nicht in der lebendigen Kunst und Weisheit der Natur weit herrlicher leuchtete als in dem toten Abdrucke der geschaffenen Welt“ (Schelling 4, 224; ähnlich 5, 329; Methode, 12. Vorl.). Den Grundton des Gasels geben die Verse Goethes, die Platen T. II, 512 anführt: „Unmöglich scheint immer die Rose, Unbegreiflich die Nachtigall“ (W. A. 6, 148). — R 430, „Fausts Gebet“ 1820: „Was in den Boden diese Bäume wurzelt, wer versteht's? Was diese Lüfte kaum vernehmbar lispeln, wer versteht's?“ Vgl. auch Haf. I, 116: „Den Wert der Rose hat allein die Nachtigall erkannt; Nicht jeder, der ein Blättchen liest, Hat auch den

Sinn erkannt.“ — „Stanze“ bedeutet hier dichterische Formen überhaupt; Platen nennt auch die Nibelungenstrophe „Stanze“, R III, 224. Zu V. 6 s. Heine, der im 10. Gedicht der „Heimkehr“ das Bild scherzhaft gebraucht: „Auf den Wolken ruht der Mond, Eine Riesenpomeranze“. Bei Daumer 22 blickt der Mond „Durch's dunkle Laub als goldne Pomeranze.“ Am fremdartigsten erscheint das 5. Beit: „Sieh, die Palme prangt als Kragen um des ird'schen Rockes Rand, Sieh, die Fichte hangt als Franze; doch den Sinn erkennst du nicht.“ (Die Gegenüberstellung von Fichte und Palme auch bei Heine im „Lyrischen Intermezzo“: „Ein Fichtenbaum steht einsam.“) Platens Bild erklärt sich so: Der irdische Rock ist die Pflanzendecke der Erde, von Süden nach Norden betrachtet, da der Dichter sich vermutlich in Iran denkt. Nun ist das Festland der südlichen Halbkugel noch so weit vom Südpol entfernt, daß die Palmenzone fast überall bis an die Grenzen der bewohnten Erde reicht. Südafrika, Australien, Neuseeland und der größte Teil von Südamerika tragen Palmen. Das ist der „Kragen um des ird'schen Rockes Rand“. Dagegen herrscht die Pinus-Gattung in den nördlichen Breiten; die Fichten sind die Fransen der Pflanzendecke. Der Dichter kannte von der Botanik her die Pflanzengeographie, auf deren älteren Karten Palmen und Fichten als Vertreter südlicher und nordischer Flora wirklich eingezeichnet sind. Palmen „im wüsten Südmeer“, R II, 28/29, 38. — Die letzte Zweizeile erinnert an das Bild der Mater dolorosa, wie es Platen in katholischen Landen häufig sah. So schreibt er von dem Marienbild im Dom zu Trient: „Irgend ein frommer Pfuscher hat der Madonna nicht mehr noch weniger als sieben neumodische Degenrapiere in die Brust gesteckt“ (T. II, 802). — „des Schmerzes Lanze“, nur dem Reim zuliebe, denn Simeon sagt: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen“ (Lukas 2, 35). So heißt es in einem Gedicht Platens von 1820: „Das Schwert der Schmerzen hat auch mich durchbohrt“ (R 408). In 27 fühlt der Dichter sich vom „Schwert der Zeit“ getroffen; 64 schließt ähnlich wie 47. Im „Konradin“ sagt Berta: „Statt jener Hoffnung Lilje in der Brust, Fühlt' ich ein Schwert in meinem Busen wüten“ (Petzet V. 27). Vom Schmerz Marias beim Tode des Sohnes singt Goethe, „Auserwählte Frauen“, W. A. 6, 251. — An 47 überhaupt erinnert Platens „Alearda“ durch Verherrlichung der Gabe des Sängers (Petzet V. 245 ff.): „Die Natur ist ihm ergeben . . . Leicht versteht er, was zur Rose Buhlerische Winde flüstern, Leicht entziffert er den Sinn Malerischer Blumenkränze, Er versteht der Sterne Tänze Durch des Himmels Räume hin.“ Ähnlich Schiller: „Die vier Weltalter“, Str. 2—4.

48. b 2; RA 24; 15. April 1821; (eine andere Fassung vom 11. April). „Wann einst der Fisch vom Bade springt“. — Sollte ursprünglich die Sammlung eröffnen, folgte also dem Motto, das von nicht erwiderter Liebe spricht. So auch dieses Gasel: Wenn alle Naturgesetze sich wandeln, wenn selbst das Unmögliche möglich wird, werde ich dann einen Freund finden? Das fromme Vorwort ist hier fortgesetzt; darum konnte 48 in der zweiten Anordnung auf 47 folgen, das mit einem biblischen Bilde schloß. Das Gedicht ist eine phantastische Schilderung des Jüngsten Ge-

richts, wie es Bibel und Koran kennen; vgl. die 82. Sure: „Wenn der Himmel sich spaltet und die Sterne sich zerstreuen, wenn die Meere entfesselt und die Gräber umgewälzt werden“. Dann geht „die Milch der Gnade“ von der Gottheit aus; für Platen bedeutet dies wohl: seine Liebe wird endlich erwidert. — „Kaskade“ sonst bei Platen = Wasserfall, so T. I, 812; II, 478; hier = Springbrunnen, Springquell; so auch bei Schack I, 293. — Die Cikade wird schon seit Anakreons *Μακαρίζομέν σε, τέττιξ* von Dichtern gern genannt. Goethe bildete das Gedicht nach („An die Cikade“ W. A. 2, 110) und sagt in den „Launen der Verliebten“ (W. A. 8, 179): „Viel Musikanten sind eingeladen, Auch Sängerinnen, vornehme Cikaden.“ Vgl. Herder 26, 84; 27, 313; 28, 215. Schack I, 251, 262. Platen nennt das „Heimchen“ in 44; in einem Epigramm vergleicht er die Cikaden mit den Dichtern (R 293). Nimmermanns Lied übertrifft „Der Cikade Gezirp“ (R II, 401). „Alearda“: „Tief im Grase sang die Grille, Sang wie ein verliebter Dichter“ (Petzet V. 217/8).

49. b 3; RA 25; 10. April 21. „Bist du der Freund, weil du mein Herz gewinnest?“ — Entstand vor 48, folgt aber jetzt darauf, weil der Dichter gefunden wähnt, was er dort ersehnte, einen Freund. „Todeskelch der Rose“, weil sie so schnell verblüht; Platen meint damit sich selbst. Die „Seidenraupe“ auch 61.

50. b 4; RA 26; 11. April 21. „Dir wuchs aus flacher Rechten ein Paradies, o Freund!“ — Die Natur wird erst schön, wenn der Freund in ihr erscheint; da bestrebt sich alles, ihm zuliebe sich zu verschönen. — Die maßlosen Übertreibungen sind orientalisch (Horn, S. 39). V. 1 klingt an die Frage des Königs in Schillers „Jungfr. v. Orl.“ an: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“ (Goed. 13, 196.) „goldner Kies“, ähnlich im zoroastrischen „Minochired“: „Das siebente Paradies . . . zeigt sich als ein Garten mit Wegen von poliertem Gold“ (Justi S. 232). Haf. I, 317: „Indem durch deine Huld selbst Erde In Goldstaub verwandelt wird“. — Deine Lockenringe sind an Zahl unendlich, wie der „Ring der Ewigkeit“ zeitlich unendlich ist. „Der Ring ist bei allen morgenländischen Nationen das Bild der Zeit oder der Ewigkeit“ (Herder 15, 581. „Zerstr. Blätter“ III. Samml.). „tausend Tulpen“ s. 46; Haf. Pl. 35. — „Es füllte sich die Rose, zu baun ein Bett für dich“ geht auf dasselbe Bild zurück wie Platens „Rosensohn“ von 1813: „Ein Kupferstich, worauf ein Kind in einer Rose lag, gab mir die erste Idee zu diesem Märchen“ (R III, 273; vgl. das 3. und 12. Kap. R III, 174, 189). „Brautbett jede Blume“ („Mathilde v. Valois“, R II, 63). — „Es kam ein Stern im Tanze“ erinnert an eine Schilderung aus der Schweiz, T. I. 625: „ein Heer von Sternen tanzte um die drei breiten Gipfel des gigantischen Glärnisch“. Der Tanz der Derwische soll das Kreisen der Sphären im All um einen ewigen Pol symbolisch darstellen (s. 101). Einen solchen planetarischen Tanz schildert Horn S. 162. — V. 9 meint die Form der biblischen Zimbeln und der persischen Halbtrommeln (Haf. I, 217; II, 115, 188, 411, 485). „Das Kreuz“ nennt den Heiland, „Der da wog die Kugelhälften“ R 515. „Verh. Gabel“ R II, 324: „und als ein zweiter Archimed Nehm' ich der Erde Hemigloben in die Hand.“

51. b 5; RA 27; 12. April 21. „Wallt der Busen dir? Das Gewand bebt.“ — Der Gedanke des Gasels, in wunderlichen Bildern mehr verhüllt als ausgesprochen, ist dieser: Der Schein trügt. Du trägst zwar äußerlich die Zeichen tiefer Bewegung, aber dein innerstes Wesen ist von der Liebe nicht ergriffen. Du bist wie dein Schatten, der durch die Gegenstände im Zimmer vielfach gestört sich schwankend längs der Wand bewegt, während du in Wahrheit ruhig durchs Gemach schreitest. (Das „weil“ im letzten Verse ist = „während“, „dieweil“.) — Die Liebe verrät sich durch äußere Zeichen auch in 16; vgl. T. I, 708; II, 139. Das Bild von Schmetterling und Kerze ist im 2. Beit im natürlichen Sinne gebraucht, im Persischen aber meist symbolisch, s. 224. Unger S. 141 läßt die Verse an Goethes „Selige Sehnsucht“ (W. A. 6, 28) anklingen, wo sich dasselbe Bild, aber im Sinne persischer Mystik, findet. — „Schilt der Lenz mir vielleicht die Botschaft“ ist von dem alten, besonders in Niederdeutschland gebräuchlichen Ausdruck der Gerichtssprache hergenommen: „das Urteil schelten“, d. h. durch Anrufung eines höheren Gerichts verwerfen; hier = Lügen strafen.

52. b 6; RA 28; April 1821. „Die Blätter sind im Buschrevier gefallen ab.“ — Warnung an einen Jüngling, vielleicht Rotenhan, nicht auf seine Jugend zu vertrauen, da diese und ihre Freuden schnell vergehen. Nur die Freundschaft hält stand (s. 63). Eine Schilderung des Alters gibt Hafis I, 261: „Du bist nun zum Greis geworden, mein Herz.“ — „Amalfi“: „Doch wer kann, da die Zeit hinrollt, festhalten die Schönheit“ R 266. — „Wohin die kleine Taube senden, die dir den Brief an ihrem Halse bringt?“ R 475. — Noch länger als im vorletzten Beit ist eine Zahlenreihe im ‚Schatz d. Rhamps.“ R II, 198.

53. b 7; RA 29; April 1821. „Du bist der Stern, der hoch im Blauen schwimmt.“ — Das Bild des letzten Beits ist deutsch, denn die Frauen sind für die persische Gesellschaft nicht wohl möglich. Geibel I, 164: „Und wollt ein Dirnlein fein Mir gar die Schenkin sein, Mir wär's, als schwämmen Rosen Wohl auf dem klaren Wein“ (vgl. Schleiden S. 86).

54. b 8; RA 30; 11. April 1821. „Ich bin, wie Leib dem Geist, wie Geist dem Leibe dir.“ — Der Dichter will dem Freunde alles sein. Die Bilder dafür scheinen uns fast zu weit zu gehen, sind aber dem Orient nichts unerhörtes. So behandelt Dschami „das Thema der Vereinigung von Seele und Leib in der Erzählung von der Freundschaft der beiden Jünglinge Selâmân und Absâl“; denselben Stoff besingen andere unter den Bildern von „Ball und Schlegel“, „Kerze und Falter“, „Milch und Zucker“ (Redekünste S. 26; Horn S. 189).

55. b 9; G 8; 11. April 1821. „Wie die Lilje sei dein Busen offen, ohne Groll.“ — Ist wie eine Umschreibung des Goetheschen: „Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens An's unbezwungne feste Land. — Sie wirft poetische Perlen an den Strand, Und das ist schon Gewinn des Lebens“ (W. A. 6, 132); s. 115. In der ersten Fassung braucht Platen dasselbe Bild wie Goethe a. a. O. und W. A. 6, 160. Bei der Um-

arbeitung ging manche Schönheit verloren; die ältere Form ist leidenschaftlicher, g u. G sind gehaltener und entbehren der sinnfälligen Bilder. — Zu V. 1 s. „Konradin“ (Petzet V. 17/18), Berta: „Die Hoffnung blühte mir Wie eine weiße Lilie im Busen.“ — Das Jagdbild bedeutet: Der Jäger hat den Tiger erlegt, obwohl der Pfeil nicht lautlos die Sehne verließ. — Schmerzen sind der Quell der Lieder; vgl. „Dichterschicksal“ R 380. Apoll wurde über den Schmerz des Verlusts der Daphne dadurch getröstet, daß sie nun ewig als Lorbeer seine Lyra schmückt. T. II, 138 spricht vom Lorbeer als „der keuschen Daphne Zweigen“. 1827 hörte Platen in Rom die Rosa Taddei: „Sie trug die Klagen des Apoll über die Verwandelung der Daphne in verschiedenen Versmaßen vor“ T. II, 830. Denselben Stoff berührt Platens Epigramm „Der Lorbeer“ R 437 und ein Wort des Pernullo im „Gläs. Pantoffel“ R II, 90.

56. b 10; RA 31; 16. April 21. „In Tälern ist der Tulpe Sitz, du siehst es.“ — Sinnbildliche Darstellung der Dreieinigkeit; der Rationalismus und sein „verruchter Witz“ wird widerlegt; das Gasel ist also ganz im Sinne des Vorworts zu b. Die Einheit in der Dreiheit erklärt Platen bildlich: Die Tulpe blüht auf Erden, der Blitz kommt aus den Wolken. Beide, so verschieden sie scheinen, sind doch nur Ausflüsse und Erscheinungsformen ein und desselben, der Sonne. Ohne die Sonne wären sie nicht. Sie allein „ist Blum' und Blitz“. Sie bedeutet Gott Vater, die Blume den Sohn, der Blitz den heiligen Geist. — T. II, 108 erwähnt, daß Voltaire „nicht an die Dreifaltigkeit glaubte“. Platen wußte, daß der Islam den Christen wegen der Trinität Vielgötterei vorwirft; so betonen die 18. und 19. Sure rückhaltslos die Einheit Gottes (Schack, Araber I. 146 u. ö.). Über die Dreieinigkeit sprechen Petrus und Maria im „Sieg der Gläubigen“ R II, 11/12. Von „heiliger dreifacher Einheit“ zwischen Kaiser, Volk und Fürsten spricht die Ode „An Franz den Zweiten“ R 738. (Erste Fassung: Wendts Musenalmanach f. 1832, S. 335). Durch Platens Gasel beeinflußt ist Heinrich Stieglitz: „Metamorphose“[1]: „Wer ist der Stern, die Sonne und die Rose? — Die Eine, Holde, Treue, Makellose“ (Charlotte Sophie Willhöft).

57. b 11; RA 32; April 1821. „Wenn ich hoch den Becher schwenke, süßberauscht!“ — Lob des Weines. Das Gasel ist hafisisch, auch darin, daß der Dichter Übersinnliches, die poetische Begeisterung, unter dem sinnlichen Bilde des Rausches verherrlicht. Er läßt die Möglichkeit beider Deutungen offen; sein Leben spricht für die allegorische, das Gedicht selbst mehr für die wörtliche. — Die Verse werden mit Perlen verglichen; s. 55. Aufgereiht geben sie ein Gasel (Hammers Hafis I, S. XIII/IV). Das 3. Beit bedeutet: Der Wein macht den Dichter versöhnlich; zu dem Bilde vgl. Pendnameh S. 53: „Wer sich mit des Gehorsams Gürtel bindet.“ Florestan gibt Aucassin das Schwert zurück: „Wenn der Zorn es einst gewechselt, wechselt es die Liebe nun“ (R II, 284). — Zu „Mysterien“

[1]) „Heinrich Stieglitz, Eine Selbstbiographie“. Hrsg. v. L. Curtze. Gotha 1865, S. 83.

s. Haf. I, 175: „Bald gibt es kein Geheimnis mehr, das nicht Bei Trunknen wäre."

58. b 12; RA 33. „Die Nachtigall, trotz allen Falken bleibt." — Der Sieg des Kreuzes. Den Grundgedanken spricht der Schluß des Vorworts aus: Das Christentum wird einen Sieg erringen, „dem fürderhin entgegenzukämpfen keine hemmende Gewalt mehr imstande sein wird" (R III, 207). — Die Nachtigall ist der Dichter, die Falken seine Feinde, zugleich die des Glaubens. Der Falke wird in Persien zur Jagd gehalten: Haf. I, 295, 306, 377; II, 150, 356, 459. W. A. 6, 123; 7, 104, 186. Verkalken = verwittern. — Goethes Gedicht auf das Kreuz, das auf ganz anderm Standpunkt steht („Soll ich wohl in seiner Starrheit Hölzchen quer auf Hölzchen singen?"), war Platen nicht bekannt, da es erst 1836 in der 2bänd. Ausgabe erschien, Bd. I, 1, S. 357; jetzt W. A. 6, 288/89. — Platen faßt das Kreuz, anders als in 40, hier nur im religiösen Sinne.

59. b 13; RA 34; April 1821. „Wann wird empor der Rosenast sich richten?" — Faustisches Streben. Vgl. „Fausts Gebet" (R 429/30), dem dieses Gasel auch durch die wiederholten Fragen an den Schöpfer gleicht. — Rosen und Fichten bedeuten die Vereinigung von Genuß und Entsagung, von Glück und Leid, d. h. Ende der Leidenschaften. So folgt im 2. Beit die Stille auf das Gewitter. Die Oriflamme, auri flamma, auch in Schillers „Jungf. v. Orl." in Johannas Berufung (Goed. 13, 188). In dem Sonett G 16 (R 157) bietet der Glanz des Auges die Farben für den Pinsel. Von der Tulpe sagt Platen in dem ihr geweihten Gedicht, R 353: „In des Regenbogens sieben Farben warst du eingeweiht." T. I, 64 spricht er von einem Regenbogen „mit sieben schimmernden Farben". — Der Schlußgedanke ist dieser: Das Leben ist wie ein Schlaf; die Augenblicke dichterischer Begeisterung sind die Träume dieses Schlafs. Wann werden diese Träume Wahrheit werden? Vgl. R 458: „An Joseph v. Xylander": „Und seien's auch Chimären, Was hier der Dichter hofft: Laß du den Traum gewähren, Ein Traum erfüllt sich oft." Etwas später nennt er den dichterischen Parnaß „das Land des Traums" („An Gustav Jacobs", R 482). In einigen Versen aus demselben Jahre heißt es: „Traum ist alles Irdischen Erscheinung" (R 359), und 1820 in „Das Leben ein Traum" spricht der Dichter es aus: „daß wir leben, wenn wir träumen" R 327. Daran schließt sich 1821 dieses Gasel. Was hier der Dichter übersinnlich meint, will er in einem Liede „An die Nacht" 1814 wörtlich verstanden wissen: „Was prophetisch du mir sagst im Schlummer, Das verwirklicht dann vielleicht der Tag" (R 383). Zu 59 gehören endlich die mystischen Verse des Hafis, II, 281: „Ich mal' ein Bild auf meiner Tränen Flut; Wann wird, o Herr, das Bildliche erst wirklich?"

60. b 14; G 5; April 1821. „Wähnst du, daß der Frommen." — Selbstprüfung. Die Form des Gasels ist priamelartig. Der Dichter legt sich die Frage vor, ob er würdig sei des Reiches Gottes, „der Frommen Haus" (Gemeine der Heiligen). Das Religiöse in Platens Liebe tritt stark hervor. — W. A. 6, 75: „Wer von reiner Lieb' entbrannt, Wird vom lieben Gott erkannt." (Diese Verse kannte Platen nicht; sie erschienen erst in

der Ausgabe letzter Hand.) Die Liebe führt zur Selbstentäußerung: „Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt Das Ich, der dunkele Despot" (Dschelaleddin Rumi, bei Horn S. 166). Zugleich klingen in 60 die Mahnungen Christi nach, alle Güter dieser Welt des ewigen Heiles wegen hinzugeben (Luk. 9, 23; 14, 26/27; 18, 22). Solche Gedanken wurden Platen besonders durch Schellings Vorlesung nahe gebracht (T. II, 442; Schelling 9, 217/18). Die frohe Gewißheit am Schluß entnimmt er der Verheißung des Herrn (Luk. 17, 33): „Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen." Das Mors ianua vitae, vor allem im religiösen Sinne, ist der Grundton dieses Gasels.

61. b 15; RA 35; 12. April 21. „Wer immer Gott ergeben, er opfert sich der Welt." — Tod, wo ist dein Stachel? — Dieses Gasel ist die Weiterführung des vorigen. Es spielt die religiöse Verklärung des Todesgedankens vom Menschen hinaus in die Natur und kehrt schließlich zum Menschen zurück. Das erste und letzte Beit umschließen so wie ein Rahmen das Naturgemälde. Wegen der engen Verbindung mit 60 hat der Dichter 78, das ursprünglich beide trennte, ausgeschieden. Den Grundgedanken des Gasels hat Schelling[1]) in den Terzinen „Lebenskunst" ausgesprochen: „Vom Leben nährt sich Leben parasitisch, Und Leben ohne Leben müßt' verderben." Vor allem brachte Goethes „Selige Sehnsucht" dem Dichter die Verklärung des Todes nahe (W. A. 6, 28): „Und so lang du das nicht hast, Dieses: Stirb und werde! Bist du nur ein trüber Gast Auf der dunklen Erde." Die Beeinflussung des Goetheschen Gedichts durch den persischen Sufismus (Horn S. VI) trifft auch auf 61 zu; vgl. Herder 29, 185: „Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei." — Die Rebe und der Mensch, w. ö. Diwan, W. A. 6, 243. Das Bild vom Seidenwurm ist nach Unger S. 141 vielleicht eine Erinnerung an Goethes „Tasso" (V. 3083/4). Puppe und Schmetterling s. T. II, 158. Von Tasso heißt es T. I, 822: „Er läßt dem rührenden Lied des Schwans den Gesang der Nachtigall antworten." Vom „Singschwan" spricht Goethes Schenke, W. A. 6, 215; ferner Platens „Hochzeitgast" (Petzet V. 42/3): „In welchem Teiche dieser Gärten prüft Die Silberkehle der melod'sche Schwan?" — Von Tod u. Wiedergeburt in der Natur handelt „Der Seelenwanderer" (R 44). — Das letzte Beit zeigt, daß in der Geschichte dasselbe Gesetz gilt wie in der Natur; ein Volk ist der Nährboden für das Emporkommen des anderen: „Ich sah die Völker alle, als einen großen Leib, Den Deutschen als ihr Leben, er opfert sich der Welt." Alle Völker des Abendlandes sind von germanischem Blute durchdrungen. Von dem Aufgehen der Germanen im Römerreich, für die Entwicklung der christlichen Kirche von der allergrößten Bedeutung, sagt der Engel der Verkündigung in der „Christnacht" (R 61): „Schon les' ich in den Weiten Des künft'gen Tages bang, Ich höre Völker schreiten, Sie atmen Untergang." Platens Anschauung von der Bedeutung des Deutschen hat sich in neuester Zeit an der Entwicklung der Vereinigten Staaten und der

---

[1]) 10, 440; zuerst 1801 in A. W. Schlegels u. Ludwig Tiecks Musenalmanach für d. Jahr 1802. Vgl. auch Böhme S. 11.

slawischen Völker bestätigt, die beide dem Deutschtum so viel verdanken. In den Opfern, die das Deutschtum dabei bringt, sieht der Dichter ein unabänderliches Naturgesetz, dessen Abschluß die Durchdringung aller Völker durch das Deutsche sein wird. Dieser Gedanke erinnert an das Wort Emanuel Geibels (IV, 215) über „Deutschlands Beruf“:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.“

62. b 16; RA 36; 17. April 1821. „Wer wetzt vom Schwerte mir hinweg die Scharten?“ — Sehnsucht nach einem Freunde, der dem Dichter ein zweites Ich wäre (s. 63). Das schartenreiche Schwert ist die Seele, von Schicksalsschlägen wund. „Ich schliff die Scharten meines Schwertes aus“ (Philibert im „Hochzeitgast“ Petzet V. 238). Zu V. 3 s. T. II, 165: „O, diese Unerbittlichkeit des Schicksals ist der Geier meiner Seele!“ — „Ich warf auf eine falsche Karte, Den ganzen Reichtum meines Lebens hin“ R 392. — Das Joch „sklavischen Gehorchens“ ist der Militärdienst, den Platen im Herbst 21 nach dreijährigem Urlaub wieder aufnehmen sollte. Jedoch erlangte er neue Urlaubsverlängerung und ist schließlich überhaupt nicht mehr in den Dienst zurückgekehrt. — Der Reim Standarten: Warten auch im „Gläs. Pantoffel“ R II, 88. Das Bild ist dem militärischen Leben entnommen, dessen Einfluß in mehreren Gaselen sichtbar ist (57, 164, 174, 178, 206).

63. b 17; G 7; April 1821. „Du wähnst so sicher dich und klug zu sein.“ — Schließt sich an 62 an und wurde daher von Platen in b hier eingereiht, während es ursprünglich später folgte. — Dem Dichter ist ein Freund unentbehrlich. Doch der, den er liebt, ist sich selbst genug und begehrt keinen Anhalt am andern. Die ganze Natur erscheint dem Dichter als ein Bild seines unbefriedigten Sehnens. — „Doch soll mir frostige Betrachtung rauben Den süßen Schatten, unter dem ich raste?“ (R 154). — Der Wein versiegt vor dem Blick des Unglücklichen und bringt ihm keinen Trost. Die Sterne haben für den Dichter keinen Reiz, denn sie folgen kalt und sklavisch ihren Gesetzen (s. 67). Selbst seine Lieder können ihn nicht befriedigen; sie erscheinen ihm unfrei, da sie in die Schranken der Form sich fügen. Die verwandten Verse Goethes im w. ö. Diwan (W. A. 6, 56) kannte Platen nicht: „Liebchen, ach! im starren Bande Zwängen sich die freien Lieder, Die im reinen Himmelslande Munter flogen hin und wieder.“ Jedoch gilt auch für den Dichter, was der Juwelier den klagenden Perlen zuruft: „Denn wenn ich hier nicht grausam bin, Wie soll die Schnur sich reihen?“ (W. A. 6, 230.) — Der nun, welcher kühl und sich selbst genug der Freundschaft nicht zu bedürfen erklärt, ist des Dichters einstiger Freund Hermann v. Rotenhan, der im März 1821 von ihm schied, ohne daß Platens Freundschaft durch die Trennung vermindert worden wäre; vgl. 10, 19, 25, 46 u. T. II, 449/50. Ende März 1821 wurde das Verhältnis plötzlich ein anderes: „Diese Zeit über verstrich mir sehr glücklich durch den immerwährenden geistreichen Umgang Bruchmanns (s. 42) und wurde nur durch einen seltsamen und fatalen Brief Rotenhans unterbrochen, von dem ich wahrscheinlich noch sprechen werde, wenn ich dazu Laune

habe, und der allerdings dazu beitrug, mich ein paar Tage mißmutig zu machen" (T. II, 450). Er hat nicht mehr darüber gesprochen, aber es läßt sich erschließen, daß Rotenhan auf die leidenschaftlichen Freundschaftsversicherungen Platens, besonders auf dessen letzten Brief vom 19. März, eine kühle, verstandesmäßige Antwort gab. Die beiden Freunde wurden fortan einander fremd (s. Anm. 1, T. II, 450). Den Eindruck jenes Briefes aber verraten mehrere Gaselen, so 62—64, 69 und wohl auch 52. Ein Wiedersehn mit Rotenhan schildert T. II, 639.

64. b 18; RA 37; April 1821. „Bist du geboren eine kalte Büste?" — Ist an denselben unempfindlichen Freund, Rotenhan, gerichtet wie 63. Er bleibt ungerührt von der Klage, die das All durchzieht. Scheint doch alles nur zur Vernichtung geschaffen; die Natur ist eine sinnlose Zerstörerin (Gegensatz zu 60 u. 61). — „die Augen einer Büste" dient in dem Sonett: „Wie ein Verlorener an verlassner Küste", R 649, zur Bezeichnung der Unempfindlichkeit. Die Ephemere oder Eintagsfliege nennt Platen in Versen von 1818 (T. II, 165). „Laß ephemere Gesellen beschrein dich oder verkleinern" R 289. — Der Pilger ist verdrossen über den schnellen Anbruch der Nacht, da er nun seine fromme Reise unterbrechen muß. Der „Wein der Sonne" ist das Abendrot; vgl. 162: „der Wein des Morgenrotes". Der Wein ist bei den persischen Dichtern immer rot, daher sie ihn oft „Rubin" nennen (s. 107 u. Rosenzweig I, 807; II, 577, 580, 593). So können Morgen- und Abendröte sehr wohl mit ihm verglichen werden. Das Meer trinkt diesen Wein, wenn die Röte in ihm versinkt (97, 107). Das Schlußbeit erinnert wie 47 an die Mater dolorosa, auch durch den Begriff „Jungfrau-Mutter". Die mütterliche Erde bleibt ewig jungfräulich. Den Persern ist die Welt ein altes Weib, das immer jungfräulich ist, da es alle Werber umbringt; das soll heißen, daß die meisten Menschen sterben, ehe sie ihre Wünsche auf Erden erfüllt sehen. Vgl. W. A. 6, 214: „Jene garstige Vettel, die buhlerische" (Wurm, S. 227/8). Eine verwandte Anschauung entwickelt Wollmar in Schillers „Spaziergang unter den Linden" (Goed. 2, 349): Ihm erscheint die Welt „als eine abgelebte Matrone, rote Schminke auf ihren gröngelben Wangen". Seinem Freunde dagegen malt sich die Natur „wie ein rotwangiges Mädchen an seinem Brauttag". Platen und Wollmar stehen sich hier näher: Beide betrübt die welkende Rose (s. auch 27), die der Glückliche gleichgültig fortwirft (Goed. 2, 353). Beide brauchen das Bild von dem Schiff, das angesichts des ersehnten Landes versinkt (Goed. 2, 352). Über die Zerstörerin Natur klagt Hafis II, 546: „Manchmal zündet sie zwar an trüben Tagen das Licht an, Aber sobald es nur brennt, blaset ihr Odem es aus". An das Bild des Lebens in 64, V. 16 erinnert das Bild der Zukunft, T. I, 443.

65. b 19; RA 38; April 1821. „Du siehst, wir lächeln deinem Hohne nur." — Angriffe gegen den Dichter dienen nur zu seinem höheren Ruhme; selbst die Feinde müssen ihm schließlich huldigen, wie der Empörer dem Schah als Sklave dienen muß. Der Wohlklang seiner Lieder wird durch Eingriffe Fremder nicht gestört, sondern nur erhöht. So wird das Schilfrohr, das im Winde tönt, durch Zerschneiden nicht seiner Klangfähig-

keit beraubt; ja, als Flöte werden seine Teile nur noch lieblicher klingen. — V. 3 u. 4 erinnern an ein schöneres Bild im „Grundlosen Brunnen" R 682:

„Nur Käfer summen hier mit sachten Stimmen,
Wenn sie auf Blättchen in der Quelle schwimmen."

66. b 20; RA 39; April 1821. „Das Morgenrot beschämt die Nacht endlich." — Endlich! — Der Choljambus am Schluß jedes Verses hebt den Überreim wirksam hervor. Johann Christian Günther hat in seiner „Trost-Aria" [1]) das Wort „Endlich" stets an den Versanfang gestellt, aber keine stärkere Wirkung erzielt als Platen durch Versmaß und Überreim. Joseph v. Hammer hat in Haf. II, 24 „endlich" als Stichwort gebraucht. — V. 1 erinnert, jedoch nur äußerlich, an Goethes „Hatem": „Du beschämst wie Morgenröte" (W. A. 6, 168). Die Aloe, von Platen genannt, weil sie selten blüht, findet sich Haf. I, 159; II, 17, 338, 434. Die „goldgestickte Tracht" sind die Sterne. Die religiöse Wendung blieb in g weg; überhaupt hat Platen das Religiöse in den späteren Ausgaben zurücktreten lassen. — Das Beit von der Sonne und dem Samen bezieht sich auf die Wiederkehr des Frühlings: Die Erde, im Winter Witwe, vergießt Tränen, den Tau. Die Sonne macht im Lenz die Erde wieder zur Braut und ihre Tränen zu Brautperlen, grün, weil der Tau nun an den Gräsern hängt (s. T. I, 819). Die Tulpe wird wegen der feuerfarbnen Blüte mit der Flamme verglichen. Auch sagen die Perser, daß Tulpen Brandmale tragen (Haf. I, 46). Vgl. Veit: Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. VII, 295. — Das Gasel läßt deutlich seine Entstehung im Frühjahr erkennen.

67. b 21; RA 40; April 1821. „Laß dich nicht verführen von der Rose Düften." — Das vorige Gedicht schloß in b mit der Wendung vom Irdischen zum Himmlischen. Hier nun wird die Hinfälligkeit alles Schönen und Starken dieser Erde gezeigt, „übertünchte Gräber" (Matth. 23, 27). Auch in der Natur gilt das Wort: „Es ist alles ganz eitel" (Pred. Sal. 1, 3). Das ist jene Poesie, welche „hinter sich läßt die Vergötterung der Natur" (Vorwort zu b). Dieselbe Anschauung herrscht in dem Sonett R 649: „So hat mit allem Schrecklichen im Bunde Natur uns stets durch falschen Reiz belogen." — Einen solchen Trug der Natur beklagt das Gedicht: „Shakespeare in seinen Sonetten", denn auch jener Dichter sah sich in seinem Freunde getäuscht und fand: „mit Klagen Den Wurm des Lasters in der schönsten Rose" (R 150). — Auf dem Züricher Friedhofe findet Platen Rosen auf jedem Grabe (T. I, 571). „Bedeckt das Grab mit Rosen" heißt es im „Klagelied Kaiser Otto des Dritten" R 24. Über Rosen auf Gräbern s. Schleiden S. 52/3, 160ff., 271 und 311, wo dieses Gasel angeführt wird. Das erste Beit klingt leise an Goethes „Wanderer" an: „Mensch, Genießest über Gräbern!" (W. A. 2, 176). Vgl. auch Schillers „Melancholie an Laura", Str. 3. — „Noch prahlt ein Baum mit manchem frischen Aste Die Blätter bilden noch geräum'ge Lauben, Da schon Zerstörung wütet unterm Baste" (R 154). — Zu V. 7/8 s. Haf. I, 447: „Ich sprach: o Mond! warum versagst du Liebe?

---

[1]) „Gedichte von Joh. Christian Günther" II. Teil. Frankfurt und Leipzig 1725, S. 152/3 (Reclam 1295/6, S. 170).

Er sprach: der Himmel selbst ist ohne Liebe." Ähnlich Heine „Aus den Memoiren des Herrn v. Schnabelewopski" I. Buch (1831) Kap. 4: „Wohl begriff ich jetzt, daß die Sterne keine liebende, mitfühlende Wesen sind, sondern nur glänzende Täuschungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts."

68. b 22; RA 41; Januar 1821. „Nach Sommervögeln hasche nicht." — Vergänglichkeit des Irdischen (s. 67). Selbst der Diamant ist nicht beständig; er wird durch Hitze zerstört. Jedoch wird er nicht, wie Platen angibt, in Asche verwandelt, sondern verbrennt, da er reiner Kohlenstoff ist, in starker Glühhitze unter Zutritt des Sauerstoffs der Luft ohne Rückstand, indem er sich in Kohlensäure verwandelt.

69. b 23; G 13; April 1821. „Die Ruhe wohnt in deinen Zügen, Freund!" — Ist an einen unempfindlichen Freund, an Rotenhan, gerichtet (s. 62—64). Seine Ruhe zeigt nur „selbstisches Genügen" an und ist bloße Selbsttäuschung. Der Dichter wünscht ihm eine tiefere Lebensauffassung. — Der „Fittich" ist die Seele; äußere Ruhe möge nicht wie ein Fächer ihr wahres Wesen verbergen, das vielmehr durch seine volle Entfaltung den Freund emportragen soll. Damit schließt 69 in g; die beiden in b noch folgenden Zweizeilen haben keine innere Verbindung mit dem Gedanken. Sie stehen auch unter sich im Gegensatz, denn der „Römer" mit dem Weine ist abendländisch („Am Ufer des Rheins" R 474), das Bild von der Locke und dem Buchstaben aber echt persisch. Solche Buchstabenspiele sind bei den Persern zu hoher Kunst, richtiger Künstelei, entwickelt (Horn, S. 143). In ihren Logogryphen hat „Locke" u. a. die Bedeutung der Buchstaben L, Dsch, D (s. Redekünste, S. 28). Der deutsche Dichter sieht in der Locke das L, „Das Wörtchen Liebe draus zu fügen". (Vgl. 121; Haf. I, 63, 276; Rückert-Pertsch S. 310, 326; Schack, Araber I, 96.) — „Siehst Du Furchen auf der Stirne, Kennst Du auch des Pflügers Hand" „Tochter Kadmus", Petzet V. 1236/7).

70. b 24; RA 42; April 1821. „Die Rebe schlingt um ihre Stange Blüten." — Erinnerung. — Wie die Rebe den Stab mit Blüten schmückt, wie die Natur das Gestein und das öde Wasser mit Pflanzenschmuck bekleidet, so wird dem Dichter das Bild seiner Jugend verschönt durch die Erinnerung an einen Menschen, von dem er jedoch stets getrennt geblieben: „Er war die Blume meines gemeinen Lebens" (T. I, 288). Es ist Federigo, Fritz v. Brandenstein, den Platen 1814 kennen lernte und nie vergessen hat. Noch 1824, als er ihn nach sieben Jahren in München wiedersieht, ist er tief ergriffen:

„So sah ich wieder dich nach sieben Jahren,
Dich, durch die Zeit um keinen Reiz betrogen:
Zu meiner ersten Liebe hingezogen,
Erkannt' ich dich an deinen blonden Haaren"

(T. II, 738; R 663). — Nur g zeigt die wahre Form des Gasels; die drei Beits, die b mehr hat, sind belanglos. — Die Alpenrose kannte Platen von der Schweizerreise 1816 und dem Leben in Schliersee 1817

(T. I, 597, 796, 803, 827). In einem Bilde bei Jean Paul, das Alpe und Alpenrose nennt, findet er „unsägliche Schönheit“ T. I, 215. In seinen Gedichten wird sie mehrfach genannt (R 32, 72). Vom Granit heißt es im „Schweizergemälde“: „Nur mühsam drängt aus seinem rauhen Schoße Mit Purpurkelchen sich die Alpenrose“ (R 397). Die Hagerose rühmt sich dessen, was auch von der Alpenrose gilt: „Um öde Felsen schling' ich meine Ranken“ (R 375). — Der Lotos ist die Blume der indischen Gewässer und des Nils; unsere Seerosen sind schwache Abbilder. Eine andere Pflanze ist der Lotos der 34. und 53. Sure. — Wie hier die Musik Blüten weckt, so heißt es von ihr 1819, R 338: „Und Musik verhaucht in Düfte.“ Der „Wange Blüten“ ist das bescheidene Bild des Abendlandes, während es bei Hafis heißt: „aus dem Garten der Wange des Schenken gehen tausend Tulpen auf“ (T. II, 470; Haf. I, 323 und Haf. Pl. 35). Haf. I, 63: „Beim Rosenbeet der Wangen“; s. Gasel 118.

71—74 sind an Gotthilf Heinrich v. Schubert gerichtet, wie schon früher 8 und 20. Sie sind auch in der Form mit diesen verwandt; 8, 71, 74 reden ständig in Hauptsätzen, die mit „Du“ beginnen, meist am Versanfang. 20 und 72 gebrauchen fast nur temporale Nebensätze mit folgendem Hauptsatz. 73 steht allein.

71. b 25; RA 43; April 1821. „Du bist der Wandersmann, der auf der weiten Fahrt.“ — Die Beispiele der Schubertgaselen sind der Natur entnommen, weil hier das Arbeitsgebiet Schuberts, zum Teil auch Platens, lag, (s. o. S. 45 u. 49). So gehört gleich das Quellbeit in die Geologie. Das in der Erde befindliche Wasser sickert bis auf die Lehm- oder Tonschichten durch; diese sind undurchlässig und auf ihnen fließt das Wasser hin, bis es als Quelle hervorbricht. Dieselbe Erscheinung liegt den Versen zugrunde: „Des Liedes Quelle rauscht im Überflusse, Nicht mehr vom Lehm der Wissenschaft beklommen“ T. II, 165. — Die erste Zweizeile ist ein Gegenstück zu 8, V. 3/4, wo nicht Schubert, sondern der Dichter der Wandersmann ist; jener beherbergt ihn „Auf dieser langen Reise“. — Das seltsame Bild des letzten Beits ist eine Huldigung im Sinne des Orients, wo der Bart große Bedeutung hat; das fiel dem Abendlande schon im Mittelalter auf.[1]) Bei Hafis wird der Bart oft genannt und wie in 71 mit dem Neumond verglichen (Haf. II, 204, 320). Schuberts Barttracht konnte mit dem Halbmond verglichen werden; das zeigen noch Bilder aus seinen späteren Jahren (Könnecke „Bilderatlas zur Gesch. d. deutschen Nat. Lit.“ Marburg 1887, S. 296; II. Aufl. 1895, S. 408); „flaumig jung“ ist dichterische Freiheit; Schubert stand damals im 41. Jahr. „Du gehst in Dunkelheit“ ist im höheren Sinne auf die Mystik Schuberts zu beziehen, die sich u. a. in zwei Schriften ausspricht: „Ansichten von den Nachtseiten der Naturwissenschaft“ Dresden 1808, und „Symbolik des Traums“ Bamberg 1814; vgl. T. II, 482.

72. b 26; RA 44; April 1821. „Wenn du dich zur Quelle bückest, seh' ich gerne zu.“ — Preist Schubert als den liebreichen Frommen;

[1]) Emil Dreesbach: „Der Orient in der altfranzös. Kreuzzugsliteratur.“ Diss. Breslau. 1901. S. 36/7.

nach Minckwitz (Nachl. II, 249, Anm.) ist er auch im „Romant. Ödipus" R II, 384 gemeint: „Einen wahren Frommen sah ich, den das Erzgebirg gebar" (vgl. jedoch R III, 228). Das erste Beit ist eine Erinnerung an Ausflüge, wie sie Schubert mit seinen Hörern unternahm, z. B. T. II, 387, 401; hier ist auch die „reine Quelle zwischen Nußbäumen und mannshohen Kornfeldern." — Der Vergleich mit Christus im 4. Beit hat dann das 5. geschaffen, dem das Wort zugrunde liegt: „Liebet eure Feinde . ." Matth. 5, 44. Das Gasel ist die weitere Ausführung zu 8: „Dein Leben wird, daß Liebe noch Lebendig, zum Beweise mir".

73. b 27; RA 45; April 1821. „Wie schön dein Haupt die Krone von Lilien umflicht!" — Verherrlichung Schuberts in verstiegenen Bildern, die sich im einzelnen an die Kleidung, die er im Hause trug, anschließen mögen. — Der Verstand sagt im „Rom. Ödipus" (R II, 404) vom deutschen Volke: „Schon zerrt es mich am Saume meines Kleids zurück"; „das Joch des blinden Pöbelhasses" R 184; „die Schnöden, die Blöden" auch in einem Sonett „An Schelling" R 644: „Die Schnöden, Blöden zerren ihr am Ruhme"; ebendort die duftverbreitende „diamantne Blume", wie hier die duftenden goldnen Rosen (s. 132, 192). — „ein ewiges Gedicht" meint die erhabene Anschauung, die Schubert an das Irdische herantrug, indem er die Dinge sub specie aeternitatis betrachtete. War doch sein Hauptwerk: „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (Erlangen 1853—56. 3 Bde.); vgl. Platens Brief an Fugger vom 3. Juli 1821, Nachschrift (Nachl. I. 127).

74. b 28; RA 46; April 1821. „Sieh, wie die Rosen vor dir starben weg." — Schubert vereint in sich Schönheit nnd Reichtum der ganzen Natur; seine Rede ist süß wie Honig und gehaltvoll wie Brot (s. 8: „Du bringst der Wahrheit Speise mir"). Er beherrscht selbst die Träume des Schlafenden. Die Siege anderer erhöhen seinen Ruhm, denn sie werden nur für ihn errungen; für ihn bluten die Wunden der Kämpfer. Aber seine Liebe entschädigt für alles. — Das Verhältnis der Liebenden bezeichnen persische Dichter gern durch Gegensätze wie: Reich und Arm; König und Bettler. Den Grundgedanken von 74 spricht Goethes Hatem aus (W. A. 6, 146): „Dir hat sie ihn übergeben, Meines Lebens Vollgewinn, Daß ich nun, verarmt, mein Leben Nur von dir gewärtig bin."

75. b 29; RA 47; April 1821. „Kann ich Mut und Lust erneuen ohne dich?" — Die Sehnsucht nach Rotenhan ist trotz dessen Absagebriefes noch einmal erwacht. Ostern 1821 war er durch die Übersiedelung von Berlin nach Würzburg wieder in die Nähe Platens gekommen, aber das alte Verhältnis bahnte sich nicht mehr an (s. 63). — „ohne dich", hier Überreim, ist Strophenschluß in einem Gedicht von 1817, „Der Fischerknabe", (R 28): „O sprich, wie soll die lange Nacht Vergehn mir ohne dich?"

76. KP. „Abendsonne, komm, und strahle rosenrot." — Ist die von Platen selbst verworfene erste Fassung von 77. Wenig glücklich ist die Verbindung der drei Beiworte: Es erglühte „Selbst der Stern, der dunkle, fahle, rosenrot."

77. b 30; RA 48; April 1821. „Abendhimmel färbt sich dichter rosenrot." — Abendlied, unter starken Kürzungen entstanden aus 76 u. 81. Von 76 wurde der Überreim beibehalten, 81 gab mehr die Bilder. Die Abendröte vergleicht Platen schon T. I, 66 mit Rosenblättern.

78. KP. 16. April 1821. „Nimm den Krug, doch füll' das Glas du mir." — Der Dichter begehrt nicht die Fülle des Besitzes, sondern nur weniges; aber dieses muß erlesen sein. — Die Anemone wählt Platen, wie in 15 die Hyazinthe, ihrer mythologischen Bedeutung wegen: Als Aphrodite den Leichnam des Adonis fand, den der eifersüchtige Ares getötet, verwandelte sie den Geliebten in eine Anemone. Diese von Ovid besungene Verwandlung behandelt Shakespeare in seinem Gedicht „Venus und Adonis", das Platen mehrfach las (z. B. T. II, 428) und von dem er T. II, 502/3 ausführlich spricht. Er betont hier die „echt orientalische Behandlungsweise", die sich ganz in dem „Bilderzyklus des Orients" bewegt. Auch Marinos „Adone" war ihm vertraut (T. II, 253). Die Anemone nennt Hafis II, 110, den Adonis Platen R 191 und im „Romant. Ödipus" R II, 347. Er plante auch ein Trauerspiel „Adonis" (Petzet, Nr. 56).

79. W; RA 94; April 1821. „Sturm und Meersgefährde trifft nie." — Ist eine dichterische Ausführung zu einer Äußerung Schellings in seiner Erlanger Vorlesung über das System der Philosophie, Anfang 1821 (Schelling 9, 211): „Wer irren will, der muß wenigstens auf dem Wege sein; wer aber gar nicht einmal sich auf den Weg macht, sondern völlig zu Hause sitzen bleibt, kann nicht irren; wer sich in die See wagt, kann durch Stürme oder eigene Ungeschicklichkeit freilich vom Wege abkommen und verschlagen werden, wer aber gar nicht aus dem Hafen ausläuft, dessen ganzes Bestreben vielmehr darin besteht, nicht auszulaufen, sondern durch ein ewiges Philosophieren über Philosophie zu verhindern, daß es gar nie zur Philosophie komme, der hat freilich keine Gefahr zu befürchten." — Dem schartenlosen Schwert der Feigen gegenüber sei an des Dichters schartiges Schwert in 62 erinnert.

80. Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. 1904. IV, 305/6. Januar 1821. „Wenn das Licht Geschosse voller Glut verschwendet fernehin." — Älteste Fassung des 4 mal umgearbeiteten Gasels 5; s. Unger in Kochs Studien a. a. O. Die Liebe der Nachtigall zur Rose (W. A. 6, 139): Die Rosenknospen „Ahneten schon Bulbuls Lieben, Seeleregenden Gesang." In der 2. Fassung heißt es: „Auf dem Parsi Rosse", wegen der berühmten Pferdezucht Irans. Parsi = persisch; s. 32, 124.

81. KP. Januar 1821. „Tiefer sinkt die Nacht und dichter allzumal." — Vgl. 77.

82. KP. Januar 1821. „Vergeßt mich alle, du allein: Vergiß nicht mein!" — „Aber du vergesse mich nicht!" (Goethes „Euphrosyne", W. A. 1, 285). — Die Gaselform ist nicht streng gewahrt, da der Überreim sich einmal auch in einer reimlosen Zeile findet: „Der Biene ruft die Nelke zu: Vergiß nicht mein!" Dagegen liegt dieser Fall bei V. 4/5 nicht vor.

Hier hat der Dichter für denselben Vers zwei verschiedene Formen aufgezeichnet, um zwischen ihnen sich später zu entscheiden; die erste ist eine Weiterführung von V. 3, die zweite steht dazu im Gegensatz. — Im „Vergißmeinnicht" von 1813, R 845, heißt es: „Noch fleh' ich, da mein Auge bricht, Vergiß nicht mein! Vergiß mein nicht!"

83. KP. 11. April 1821. „Scheitern muß ich, ach, und stranden ohne dich." — Der Überreim ist derselbe wie in 75, womit dieses Gasel auch sonst etwas verwandt ist. Es ist ein letzter Nachklang der Liebe zu Rotenhan. In der Wahl der Bilder ist es nicht glücklich und wurde daher vom Dichter mit Recht ausgeschlossen. Das Bild vom Seher findet sich in anderer Verbindung Haf. II, 228. Zum 4. Beit vergl. 75, V. 9/10. — „Mit Banden die Seele mir bindend" heißt es 1835, R 421. Der letzten Zweizeile entspricht die vierte von 75.

Die Gruppe der Rotenhan-Gaselen[1]) umfaßt mindestens 11 Gedichte: 10, 19, 25, 46, 52, 62, 63, 64, 69, 75, 83.

84. KP. 23. Mai 1823. „Wenn ihr den Tag verstehen würdet, so würdet ihr verstehn durch ihn." — Verteidigung gegen die, welche dem Dichter seine Wendung nach Osten verübeln. Liegt doch der Grund seiner Hafisverehrung in den Zeitverhältnissen selbst, die ihn abstoßen und zur Flucht nach dem Osten treiben. — V. 1 erinnert an Christi Weheruf über Jerusalem (Luk. 19, 42 ff.): „Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet." Das nächste Beit nennt die Weisen aus dem Morgenlande. Schems-eddîn, „Sonne des Glaubens", ist der Vorname des Hafis; sonst hieß er bürgerlich Muhammed (31, 125; Horn S. 118). Platen vergleicht sich wie in 32 dem Kaufmann, der mit den Schätzen Persiens beladen nach Deutschland heimkehrt. Weshalb tadelt man ihn? „Trägt jeder nicht sein Maß in sich, Und dürft ihr ihn nach eurem messen?" (R 414). Er will nicht Ausschnitte der Welt sehen, sondern das Ganze schauen (vgl. Unger, S. 100/1). „Zerstücklung ist des Geists Ruin." So sagt er in einem Sonett „An Schelling" R 157 „Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen, Siehst du sie ganz, wie von der Berge Spitze." Der Dichter wandelt eigene Pfade; s. 25. — Mit den Früchten des Herbstes vergleicht er seinen Festgesang an den Grafen Friedrich Fugger, R 244. Die unfruchtbare Heide im Norden soll die Mark bezeichnen, deren Sand den Dichter an die Wüste erinnert; daher nennt er ihre Bewohner Beduinen. Eine andere Heide ist in 114 gemeint. „Die alten Meister" sind die persischen Dichter, vor allem Hafis, der „Meister im Ost" (112). Dessen „Weingesänge", wie auch die Liebeslieder in 31, versteht Platen wörtlich und nicht mystisch. Er hat überhaupt, wie vor ihm J. v. Hammer (Haf. I, S. XXXII ff.) und Goethe, nach ihm Daumer, den Hafis vorwiegend als weltfreudigen Sänger des Weines und der Liebe

---

[1]) Auch die beiden Sonette in b „An Rosalie" (s. o. S. 66) feiern in Wahrheit — Rotenhan. (Veit, Kochs Studien z. vgl. Lit.-Gesch. VII, 268, Anm. 5.)

gefaßt (92). In neuester Zeit hat sich Merx entschieden für die mystische Deutung des Hafis ausgesprochen. Für die „Weingesänge" kommt besonders eine Stelle aus dem „Schenkenbuch", Haf. II, 499, in Betracht: „Unter Wein und unter Becher Meinen wir die reinste Liebe"; Merx S. 7 läßt dazu den Hafis sagen: „Was ich mit dem Becher meine, das ist der Wein der Ewigkeit, und der Sinn dieses Weines ist für mich die Hingabe des Selbst, das sich Entselbsten." Die Entstehung der mystischen Deutung erklärt Horn S. 116/8: „Die orientalische Deutungskunst vermag aus allem alles herauszulesen; wer Hafis aber natürlich verstehen will, wird fast überall zu seinem Rechte kommen" (vgl. Müller II, 368). — Der Heimat des weinfrohen Hafis, Schiras, stellt Platen Berlin als den Sitz der Nüchternheit gegenüber. Er war nie ein Freund dieser Stadt. In der „Verh. Gabel" (R II, 330; 336) tadelt er Berlins „Beduinische Kunst", eine Erinnerung an die Beduinen von 84, aber zugleich gibt er dort seiner Bewunderung Ausdruck:

„Doch werd' auch diese soldatische Stadt durch Lob und Gesänge verherrlicht;
Denn des Volks Aufschwung in heroischer Zeit, er ging vom großen Berlin aus."

Der „Romant. Ödipus" wendet sich mehrfach gegen Berlin: „Denn wißt, ich hege für Berlin im Herzen einen kleinen Groll" (R II. 383; 353, 400, 402). Den „berlinischen Taumel" verwirft die Parabase von 1834, R 88. „Besonders soll der Ultraismus in Berlin grenzenlos sein" heißt es 1831, T. II, 930. Die „Polenlieder" enthalten neue Äußerungen der Feindschaft,[1]) so: „Nächtlicher Weichselübergang" und „Berliner Nationallied" (R 96, 112). Platens Abneigung gegen Berlin mochte bei Schelling Nahrung finden, der dem Berlinertum, besonders seit dem Bruch mit Fichte, 1806, gründlich feind war. „Es gab eine Zeit, wo sich »Berlinismus« und »Plattheit« in seinem Munde leicht und gern verbanden." Jedoch wurde dies mit dem Beginn seiner Lehrtätigkeit in Preußens Hauptstadt anders (Kuno Fischer, S. 198; 347/8).

85. KP. 1821. „Du lebst in Lust und Scherz, du schwebst in Tanz und Spiel." — V. 1—4 klingen noch 1834 nach: „Du denkst an mich so selten, Ich denk' an dich so viel, Getrennt wie beide Welten Ist unser beider Ziel" (R 417). — „Dem jeder Augenblick ein Säkulum zu viel" ist die Steigerung von T. II, 261, als den Dichter die Liebe zu Adrast beunruhigt: „Jede Minute wird mir zum Säkulum." — „flatterhaft" als milder Tadel auch 228; in 175 „flattersinnig".

---

[1]) Erwin Kircher „Platens Polenlieder". Kochs Studien z. vergl. Lit-Gesch. 1901. I, 50ff.

Hier hat der Dichter für denselben Vers zwei verschiedene Formen aufgezeichnet, um zwischen ihnen sich später zu entscheiden; die erste ist eine Weiterführung von V. 3, die zweite steht dazu im Gegensatz. — Im „Vergißmeinnicht" von 1813, R 845, heißt es: „Noch fleh' ich, da mein Auge bricht, Vergiß nicht mein! Vergiß mein nicht!"

83. KP. 11. April 1821. „Scheitern muß ich, ach, und stranden ohne dich." — Der Überreim ist derselbe wie in 75, womit dieses Gasel auch sonst etwas verwandt ist. Es ist ein letzter Nachklang der Liebe zu Rotenhan. In der Wahl der Bilder ist es nicht glücklich und wurde daher vom Dichter mit Recht ausgeschlossen. Das Bild vom Seher findet sich in anderer Verbindung Haf. II, 228. Zum 4. Beit vergl. 75, V. 9/10. — „Mit Banden die Seele mir bindend" heißt es 1835, R 421. Der letzten Zweizeile entspricht die vierte von 75.

Die Gruppe der Rotenhan-Gaselen[1]) umfaßt mindestens 11 Gedichte: 10, 19, 25, 46, 52, 62, 63, 64, 69, 75, 83.

84. KP. 23. Mai 1823. „Wenn ihr den Tag verstehen würdet, so würdet ihr verstehn durch ihn." — Verteidigung gegen die, welche dem Dichter seine Wendung nach Osten verübeln. Liegt doch der Grund seiner Hafisverehrung in den Zeitverhältnissen selbst, die ihn abstoßen und zur Flucht nach dem Osten treiben. — V. 1 erinnert an Christi Weheruf über Jerusalem (Luk. 19, 42ff.): „Wenn doch auch du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet." Das nächste Beit nennt die Weisen aus dem Morgenlande. Schems-eddîn, „Sonne des Glaubens", ist der Vorname des Hafis; sonst hieß er bürgerlich Muhammed (31, 125; Horn S. 118). Platen vergleicht sich wie in 32 dem Kaufmann, der mit den Schätzen Persiens beladen nach Deutschland heimkehrt. Weshalb tadelt man ihn? „Trägt jeder nicht sein Maß in sich, Und dürft ihr ihn nach eurem messen?" (R 414). Er will nicht Ausschnitte der Welt sehen, sondern das Ganze schauen (vgl. Unger, S. 100/1). „Zerstücklung ist des Geists Ruin." So sagt er in einem Sonett „An Schelling" R 157 „Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen, Siehst du sie ganz, wie von der Berge Spitze." Der Dichter wandelt eigene Pfade; s. 25. — Mit den Früchten des Herbstes vergleicht er seinen Festgesang an den Grafen Friedrich Fugger, R 244. Die unfruchtbare Heide im Norden soll die Mark bezeichnen, deren Sand den Dichter an die Wüste erinnert; daher nennt er ihre Bewohner Beduinen. Eine andere Heide ist in 114 gemeint. „Die alten Meister" sind die persischen Dichter, vor allem Hafis, der „Meister im Ost" (112). Dessen „Weingesänge", wie auch die Liebeslieder in 31, versteht Platen wörtlich und nicht mystisch. Er hat überhaupt, wie vor ihm J. v. Hammer (Haf. I, S. XXXII ff.) und Goethe, nach ihm Daumer, den Hafis vorwiegend als weltfreudigen Sänger des Weines und der Liebe

---

[1]) Auch die beiden Sonette in b „An Rosalie" (s. o. S. 66) feiern in Wahrheit — Rotenhan. (Veit, Kochs Studien z. vgl. Lit.-Gesch. VII, 268, Anm. 5.)

gefaßt (92). In neuester Zeit hat sich Merx entschieden für die mystische Deutung des Hafis ausgesprochen. Für die „Weingesänge" kommt besonders eine Stelle aus dem „Schenkenbuch", Haf. II, 499, in Betracht: „Unter Wein und unter Becher Meinen wir die reinste Liebe"; Merx S. 7 läßt dazu den Hafis sagen: „Was ich mit dem Becher meine, das ist der Wein der Ewigkeit, und der Sinn dieses Weines ist für mich die Hingabe des Selbst, das sich Entselbsten." Die Entstehung der mystischen Deutung erklärt Horn S. 116/8: „Die orientalische Deutungskunst vermag aus allem alles herauszulesen; wer Hafis aber natürlich verstehen will, wird fast überall zu seinem Rechte kommen" (vgl. Müller II, 368). — Der Heimat des weinfrohen Hafis, Schiras, stellt Platen Berlin als den Sitz der Nüchternheit gegenüber. Er war nie ein Freund dieser Stadt. In der „Verh. Gabel" (R II, 330; 386) tadelt er Berlins „Beduinische Kunst", eine Erinnerung an die Beduinen von 84, aber zugleich gibt er dort seiner Bewunderung Ausdruck:

„Doch werd' auch diese soldatische Stadt durch Lob und Gesänge verherrlicht;
Denn des Volks Aufschwung in heroischer Zeit, er ging vom großen Berlin aus."

Der „Romant. Ödipus" wendet sich mehrfach gegen Berlin: „Denn wißt, ich hege für Berlin im Herzen einen kleinen Groll" (R II. 383; 353, 400, 402). Den „berlinischen Taumel" verwirft die Parabase von 1834, R 88. „Besonders soll der Ultraismus in Berlin grenzenlos sein" heißt es 1831, T. II, 930. Die „Polenlieder" enthalten neue Äußerungen der Feindschaft,[1]) so: „Nächtlicher Weichselübergang" und „Berliner Nationallied" (R 96, 112). Platens Abneigung gegen Berlin mochte bei Schelling Nahrung finden, der dem Berlinertum, besonders seit dem Bruch mit Fichte, 1806, gründlich feind war. „Es gab eine Zeit, wo sich »Berlinismus« und »Plattheit« in seinem Munde leicht und gern verbanden." Jedoch wurde dies mit dem Beginn seiner Lehrtätigkeit in Preußens Hauptstadt anders (Kuno Fischer, S. 198; 347/8).

85. KP. 1821. „Du lebst in Lust und Scherz, du schwebst in Tanz und Spiel." — V. 1—4 klingen noch 1834 nach: „Du denkst an mich so selten, Ich denk' an dich so viel, Getrennt wie beide Welten Ist unser beider Ziel" (R 417). — „Dem jeder Augenblick ein Säkulum zu viel" ist die Steigerung von T. II, 261, als den Dichter die Liebe zu Adrast beunruhigt: „Jede Minute wird mir zum Säkulum." — „flatterhaft" als milder Tadel auch 228; in 175 „flattersinnig".

---

[1]) Erwin Kircher „Platens Polenlieder". Kochs Studien z. vergl. Lit-Gesch. 1901. I, 50ff.

C. „Vermischte Schriften von August Graf von Platen-Hallermünde."

Erlangen, bei Karl Heyder. 1822.

Darin S. 132—167:

„Der Spiegel des Hafis."

[86—146].

Im Vorwort zu c (November 1821; R III, 208) weist Platen darauf hin, daß in den „Verm. Schr." „religiöse Gesinnung und anscheinende Freigeisterei zwar nicht mit einander, aber doch nach einander auftreten". So enthält der erste Teil Gedichte wie „Fausts Gebet", „Christnacht", „Osterlied"; es folgen aber „Die neuen Propheten" und der „Spiegel des Hafis". Doch diese Freigeisterei ist in der Tat nur „anscheinend" vorhanden; ernste Frömmigkeit bricht auch hier, so in 119, hervor. Hafisische Stimmung war Platens tragischer Natur recht fremd; nur in der beglückenden Freundschaft mit Bülow hat er sie einmal empfunden und in die Form des Gasels gefaßt. In jedem letzten Beit, außer in 92, nennt er den Namen des Hafis und verbindet ihn so glücklich mit dem ganzen Gedicht, daß diese Nachahmung des persischen Brauchs zwar seltsam, aber nicht tadelnswert erscheint.

(86). Motto zum „Sp. d. Haf." in c. „Nach dem Persischen von Saadi". 1821. (Nicht 1822, wie R 440 angibt, denn Ende 21 war c schon im Druck; T. II, 502, 508; vgl. R III, 282). „Die Welt kam zur Ruh durch des Erdbebens Wut." — Versmaß u. Reimstellung entsprechen dem Mutakarib; s. o. II A 1. Platen nennt es „das einfachste Metrum der persischen Sprache", aber selbst dieses sei für uns zu schwierig (R III, 210). Die 4 Verse sind eine freie Nachdichtung der 4 Schlußzeilen des 6. Buches von Saadis „Bostan" (in Rückerts Bostanübersetzung, hrsg. v. Pertsch, Leipzig 1882, S. 203; abgedruckt T. II, 513, Anm.). Platen schrieb dieselbe Stelle persisch in das Heft der „Lyr. Blätter", das er Liebig schenkte und diktierte diesem die wörtliche Übersetzung (T. II, 513; Carriere S. 278). — „Und Saadi nach langwier'gem Irrsale ruht" bezieht sich auf das vielbewegte Leben des Dichters (1184—1291), der einen großen Teil der damals bekannten Welt sah, in Tripolis als Gefangener der Franken arbeitete, dann eine unglückliche Ehe durchlebte, endlich aber, 1256—91, ein ruhiges Alter in heiterer Beschaulichkeit in seiner Heimat Schiras zubrachte. — „Denn stets mit dem Tag muß die Nacht schwanger gehn" hat schon Saadi dem arabischen Sprichwort entnommen, das später Hafis II, 34 u. 528 anführt. „Große Nacht, doch schwanger an jedem Unheil" (R 212). Hiob 15, 35: „Er gehet schwanger mit Unglück".

(87). c; R 440/1; Ende 1821. „An Otto von Bülow.“ „Zueignung des Spiegels des Hafis.“ „Wann diese Blumen sich zur Krone reihen“ (s. 88). — Die Form der Ottave brauchte Platen auch in dem Gedicht, das er in Bülows „Lyr. Blätter“ schrieb, T. II, 478. Die Zueignung (87) ist in der Hauptsache eine Gegenüberstellung der verschiedenen Naturen des Dichters und seines Freundes; erst das sonnig-heitere Wesen Bülows habe ihm den hafisischen Geist nahe gebracht: „Ich habe durch dein Wesen unterrichtet, Dem Hafis nachgefühlt und nachgedichtet.“ Damit schließt 87 in g, und diese beiden Strophen sind in das „Familienbuch der von Bülow“ (Berlin 1858, S. 213) aufgenommen. In c folgten noch 2 Stanzen. — „Du reihst des Lebens Stunden, wie das Mädchen Im Kranz die Blumen freundlich aneinander“ (R 494). In den Stanzen „An Schelling“ heißt es, R 68: „Nun mögen Lieder sich zum Liede reihen.“ Von dem Grafen Mercy sagt T. I, 64: „In seinen Haaren war eine Krone, von den Blumen des Paradieses geflochten.“ — „Was könnte dir die Poesie verleihen? Du bist mir selbst ein freundliches Gedicht“ ist eine neue Form für T. II, 469, wo hinsichtlich Bülows betont wird „Wie sehr der Grund seines Wesens Poesie, und wie der Dichter nur nötig hat, ihn gleichsam abzuschreiben.“ Den günstigen Einfluß Bülows auf den Dichter lassen manche Äußerungen erkennen, so T. II, 479: „Solche und ähnliche Vorstellungen beruhigten mich wirklich um vieles.“ Zu V. 11/2 s. T. II, 475: „Auch warf er mir vor, daß ich über die Dummheiten der Leute mich ärgere und er aber darüber lache.“ — „Du hast mich Hafis oft im Scherz genannt“ bezieht sich vor allem auf den Ausflug nach Bamberg, wobei Platen „der Name Hafis zugeteilt wurde, Bülow hingegen Saki oder der Schenke hieß“ (T. II, 470). — Die „Zueignung“ findet ihre beste Erläuterung in dem langen Gedicht „An Bülow“ T. II, 480/1 u. R 694/5; es erinnert zugleich an die Gaselen von c, da „der Name Bülow immer auf irgend eine Weise in die letzte Zeile der Strophe verflochten ist“ (Brief an Fugger vom 3. Okt. 1821, Nachl. I, 135/6).

(88). KP. „Du magst, wenn diese Lieder, Freund.“ — Ist der Entwurf zur ersten Strophe von 87, aber metrisch und in der Reimordnung noch unvollkommen.

(89). c; R 648. Sonett: „Daß Hafis kühn sei, darf ich nicht verschweigen.“ — s. Schlösser, S. 204. Hier zeigt sich der Stolz Platens gegenüber den nüchternen Beurteilern seiner Lieder; noch weiter geht darin 91.

(90). c; R 441; 1821. Spruch. „Das Alter wägt und mißt es, Die Jugend spricht: So ist es.“ — Vgl. Schiller: „Wallensteins Tod“ (Goed. 12, 242): „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.“

(91). c; R 441; Ende 1821. „Vorwort.“ „Hilf mir, Hafis, daß ich flöße mit melod'schen, reichen Scherzen.“ — Anruf an den persischen Meister ihm Kraft zu geben, alle poetischen Gemüter zu erfreuen, alle Philister zu ärgern. Matthäus v. Collin hat dem Dichter solche Ausdrücke

der Verachtung, „die er über jene auszugießen bemüht ist. die ihn, wie er voraussieht, nicht werden verstehen können“. sehr übel genommen; besonders tadelt er die Bezeichnung „Philister“ (Wien. Jahrb. S. 167/8).

92. c 1; RA 49; 12. Juli 1821. „Wach auf, wach auf! o Hafis, wir lieben den Wein wie du!“ — Anruf des Hafis; er solle wieder erwachen, denn gleichgesinnte Freunde harren seiner, die, wie vormals er, Blumen, Wein und Liebe singen. „Verliebt sein und Betrunkenheit War immer mein Gebrauch“ (Haf. II, 176). — Versmaß wie in 163. „Den Reim wir ründen, reihn ihn“ ist hergenommen von dem in der persischen Lyrik beliebten Vergleich der Verse mit Perlen, der Gedichte mit Perlenschnüren: „Hafis, der dein Lob in köstliche Perlen gereiht hat“ Haf. II, 212; I, 15. W. A. 6, 230; vgl. Gasel 55, 57, 63. „Wir schleudern weg den Koran“, weil er den Wein verbietet; s. 110, 111. — Das 4. Beit, das so freigebig die Städte Bochara und Samarkand verschenkt, geht zurück auf Haf. I, 13, eine berühmte Stelle, die Haf. Pl. 1 übersetzt ist: „Schiresaner, holdes Leben, Nähmst mein Herz du in die Hand, Wollt' ich ganz Bochora geben Für dein Mal und Samarkand.“ Timur Lenk machte diese Orte zu Hauptstädten seines Reichs. Als er die Verse des Hafis hörte, ergrimmte er, daß dieser so leichtfertig die Residenzen für das Schönheitsmal seines Lieblings verschenken wollte; er ließ den Dichter kommen.[1]) Dieser half sich durch eine glückliche Veränderung des Wortlauts jener Stelle, die er etwa so berichtigte: „Wollt' ich von Bochara geben Für dein Mal viel Zukerkand.“ Beide Städte werden auch in Goethes Diwan genannt, W. A. 6, 156 u. 158, hier an die erwähnten Verse des Hafis anklingend. — Das letzte und sehr bedeutsame Beit zielt auf den Beinamen des Hafis: „Die mystische Zunge“, da seine Erklärer, außer Sudi, ihn allegorisch gedeutet haben (s. 84). Platen verspottet hier diese Auffassung, indem er sagt: Der Schein herrscht, die Wahrheit ist verborgen. Jeder scheut sich, sein Wesen unverstellt zu zeigen. Hafis und ich aber tun es und müssen freilich der Unwahrheit der Welt gegenüber insofern als mystisch erscheinen, als wir das sonst Verborgene offenbaren. (Vgl. Platens häufige Ausfälle gegen Sittenrichter und Philister, so in 89, 91, 170, 172, 191, 199). Gegen die mystische Auffassung des Hafis erklärt sich Goethe[2]) in „Offenbar Geheimnis“ (älteste Überschrift: „Mystische Zunge“) W. A. 6, 41. Daher sagt Merx, der für ein rückhaltslos mystisches Verständnis des Hafis eintritt. S. 4: „Der Diwan ist ein Irrlicht, der in ihm abgeschilderte Orient eine wesenlose Phantasmagorie, und indem Goethe Hammer folgte, folgte er einem einäugigen Führer und wurde ein Irrlehrer derjenigen, die ihm folgten.“ Platen vertritt in 31, 84 und im ganzen „Spiegel d. Hafis“ entschieden die natürliche Auffassung des persischen Dichters, jeder Mystik abhold. Den besten Beitrag zu dieser Frage enthält seine „Vorrede zur Hafisübersetzung“, R III, 211/2. Er gesteht den Gaselen des Hafis, wie

---

[1]) vgl. Hammers Hafis I, S. XVI/II u. I, 13/4; Rückert-Pertsch S. 315/6 und besonders Müller II, 368 f.

[2]) Burdach, Jubiläumsausgabe, Bd. 5, S. XLII f.

schon Goethe und Hammer getan, „eine allgemeine Bedeutung“ zu, „ohne welche ein Gedicht kein Gedicht wäre.“ Ob mystisch oder nicht, läßt er unentschieden: „möge der Leser hierüber selbst nach Einsicht und Lebensbedürfnis urteilen.“ Er gibt jedoch deutlich zu erkennen, daß er in der mystischen Auffassung nur eine fromme Selbsttäuschung erblickt.

93. KP. 18. Juli 1821. „Und fehlt auch Glück und fehlt auch Friede hier.“ — Erste Fassung von 94.

94. c 2; RA 50. „Entgeht auch Segen euch und Friede hier.“ — Lieder des Hafis, zur Flöte gesungen, verbannen jeden Kummer. Freilich folgt den Hafisverehrern schlimme Nachrede; diese meint V. 1. — „Flöten aus dem Riede“, wie in 65. „Kommt, ihr Knaben, schüttelt den Schulstaub von euch!“ heißt es im „Theater als ein Nationalinstitut betrachtet“, R III, 222. „Trinkt aus dem Turban“ liegt nahe wegen der Verwandtschaft zwischen „Turban“ und „Tulpe“ (s. 34); die Tulpe wird ja gern mit dem Becher verglichen (s. 17). Vgl. auch Haf. II, 311: „In den Zeiten der Enthaltung Auf der Kanzel kommt Aus des Predigers Turbane Weingeruch heraus.“

95. c 3; RA 51; 17. Juli 1821. „O scheue dich nicht, in Not zu sein.“ — Die Freunde sollen hafisischen Lebensgenuß nicht scheuen; sie werden dann in den Liedern von Wein und Liebe ewig leben. — „Nichts scheuen soll der Mensch, auch nicht den Tod“ R 495. Das Wort „scheuen“ liebt Platen: „Du scheust, mit mir allein zu sein“ R 47; auch „Lebensregeln“ 36, R III, 197. — „Und meines Glückes leicht gefügtes Schiff“ R 489; ähnlich in der 34. Lebensregel, R III, 196. In dem Festgesang „Dem Grafen Friedrich Fugger“ sagt der Dichter von seinem Schaffen (R 245): „Ungünstig treibt's Auf dem Zeitmeer, rings umsaust, ein nächtlicher Kahn im Gewog.“ Ein Seitenstück zu V. 1—4 sind die Worte vom Kap der guten Hoffnung im II. Akt der „Verh. Gabel“, R II, 305/6: „Ach, wer hätte nicht zuweilen jenes Vorgebirg umschifft? Ja, vor allen fährt die Liebe diesen Klippenweg vorbei, Aber unter ihren Füßen geht der morsche Kahn entzwei.“ Vgl. 198. — Dem 4. Beit liegt der Gedanke von dem Wägen der Menschen und ihrer Taten am Jüngsten Gericht zugrunde. Auf dieser Vorstellung beruht das ägyptische Totengericht; etwas andres ist die ψυχοστασία der Alten, wenn z. B. Zeus die Lebenslose zwischen Achill und Hektor wägt (Ilias 22, 209 ff.). Die Schrift, die dem Belsazar erscheint, heißt: „Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht gefunden“ (Daniel 5, 27). In dem Traumgesicht Franz Moors, in Schillers „Räubern“ V, 1, werden die Taten der Menschen gewogen. Platens Gasel aber weist nach dem Orient; in der 7. Sure heißt es: „In Gerechtigkeit wird an jenem Tage gewogen werden. Und wessen Gewicht schwer ist, dem wird es wohlergehen. Wessen Gewicht aber zu leicht ist, der hat sich selbst ins Verderben gestürzt, weil er gegen unsere Zeichen sich vergangen hat.“ „Mustafa“ ist Muhammed, der z. B. Pendnameh S. 60 so genannt wird; das Wort bedeutet: „der Auserwählte (Gottes)“ und ist in dem muhammedanischen Schrifttum ein sehr häufiger Beiname des Propheten (s. 110).

96. c 4; RA 52: 16. Juli 1821. „Wer hätte nicht, wie Schems-eddin, des Weins Genuß geliebt?" — Erdenglück. Das Gasel darf fast eine Umdichtung von Haf. II, 226/7 genannt werden, wo der persische Dichter von seinen liebsten Freuden und Wünschen singt. Es entspricht dem 1. Beit Platens (Fassung g) bei Hafis Strophe 1 und 6; dem 2. Beit Strophe 1, 2, 5, 8; dem 3. Beit Str. 4; dem 4. Str. 3 und 7; dem 5. Str. 9. Verwandtschaft mit Platens Lied zeigen die „Elemente", W. A. 6, 14/15. Über Schems-eddin s. 84. So zeigt 96 im ersten und letzten Beit den Namen des Hafis; Darauf bezieht sich: „Wer unsres Liedes Anbeginn und wer den Schluß geliebt," d. h. jeder Freund des Hafis. — Den „Rosenhain" nennt Haf. Pl. 18. Feuerfarben sind die Tulpen auch Haf. Pl. 16: „Denn von Nimrods Feuer flammen Schon die Tulpen in den Lauben." Sie blühen am Flusse, Haf. II, 223: „Voll von Begier nach dem Reiz der Narziß' Stand ich wie Tulpen mit Kelchen am Flusse" (s. 25). — Das Sofibeit blieb wegen zu enger Beziehung zum Orient in g weg. Der „Sofi" (s. 110), bei J. v. Hammer meist „Mönch" oder „Weiser", und seine Kutte werden von Hafis oft genannt und verspottet, so I, 7, 8; II, 61, 77, 289, 294, 350; Haf. Pl. 48. Der Sufismus, für die persische Geistesgeschichte hochbedeutsam, erstand als bewußter Gegner der verweltlichten Priesterschaft, gerade so wie die Bettelorden des Abendlandes; doch auch er ist iter tritum gegangen und schließlich „war der Derwisch oder Sufi mit dem Scheich oder Pfaffen auf gleichem Niveau angelangt, und beide wurden nun natürliche Verbündete" (Horn S. 118). Hafis bekämpft sie, und Platen hat einiges davon übernommen; vielleicht mochte er an abendländische Eiferer denken, etwa die „Philister" von 91 und 170. Der Sufi ist bestrebt, „sich über die äußeren Formen der Religion zu erheben, sich mystisch in die Tiefen der Gottheit zu versenken, sich von den Fesseln des irdischen Daseins zu befreien und zur Einheit mit Gott zu gelangen" (Rosenzweig I, 743/44).[1] Der Name kommt nicht von suf „Wolle", obwohl die Perser dabei gern an die wollene Mönchskutte denken, so Kari (Horn S. 132) und Hafis. Das Wort „Sufi" ist das griechische σοφός; daher nennen sich die Sufis auch die Wissenden oder Männer der Wahrheit. Die Verbindung mit σοφός vermutete schon J. v. Hammer, Haf. II, 391 Anm. 1. Sie ist nachgewiesen durch Merx S. 37 und 75/76.

97. c 5; RA 53; 13. Juli 1821. „O nimm die Rosen auf und um den Becher schlinge." — Den Wein zu bekränzen war immer Brauch. Von dem Empfangssaal des Schah Sefi in Isfahan erzählt Olearius S. 268: „Umbher stunden sehr viel güldene und gläserne Weinflaschen mit langen, schmalen Hälsen, welche alle entweder oben mit schönen Reuchelbüschen besteckt oder am Halse mit Kränzen beleget und gezieret waren. Daß es also in diesem Falle heißen möchte, was dort in der Dido Gast-

[1]) Über den Sufismus s. auch Friedrich Bodenstedt im „Nachtrag" zum „Nachlaß des Mirza Schaffy" Berlin 1874, S. 197ff. Ferner: Horn in „Kultur der Gegenwart" I, 7: „Die orientalischen Literaturen." Berlin und Leipzig 1906, S. 251 f.

both nach Virgilii Beschreibung gewesen: „Crateres magnos statuunt et vina coronant" (s. 83). „Der Erwartung kranzumwund'ne Becher" („Hochzeitgast" (Petzet V. 393). — Das eigenartige Bild des Schlußbeits ist hafisisch (Haf. II, 22/23) und findet sich auch Haf. Pl. 25: „Bringe, was dem alten Zecher, Was dem jungen schaffet Wonne! Wein ist Sonne, Mond ist Becher, Bring im halben Mond die Sonne!" Da der Wein bei den persischen Dichtern immer rot ist, läßt er sich mit der Morgen- und Abendröte (s. 64) und schließlich mit der Sonne selbst vergleichen (Haf. I, 323; Haf. Pl. 35; T. II, 470). Der Becher heißt „Mond", da die flache, schalenförmige Gestalt an den zunehmenden Mond erinnert. Bei den alten Persern bedeutete der Becher die Sonne; vgl. Herders „Persepolis" im 4. Teil der III. Sammlung „Zerstreute Blätter" (Herder 15, 585 ff.).

98. c 6; RA 54; 20. Juli 1821. „Der Liebe Blütenstaub, o Freund, zerstiebe nie." — „Doch wenn du liebst, versprich dir Gegenliebe nie!" ist eine Klage, die durch das ganze Leben Platens klingt. Er hat, seiner Anlage, dem leidenschaftlichen Freundschaftsbedürfnis, folgend, weit häufiger Liebe gegeben als empfangen. So schreibt er im Dez. 1818: „Kein Glück mag höher sein als die Gegenliebe, sie wurde mir aber nicht bestimmt" T. II, 158. Als er in Liebig einen Freund gefunden glaubt, der seine Neigung erwidert, ist er fast erstaunt darüber, denn er war „seit Jahren nur zu sehr gewöhnt, weit mehr zu geben als zu empfangen" T. II, 517. In „Treue um Treue" sagt Nureddin (R II, 267): „Es ist ein Wahn, dem jeder sich ergibt, Daß man auf Liebe hofft, sobald man liebt." Darum mahnt der König Kjekjawus: „So viel an dir ist, mein Sohn, verliebe dich nicht! .. So viel du vermagst, hüte dich sehr, dein Herz an Liebe zu fesseln!" (Buch des Kabus S. 461). Das kommt der Mahnung von 98, V. 8 sehr nahe. In der von „Johannes in Livonia" zusammengestellten „Livländischen Sammlung" (15. Jhht.) rät eine Frau der andern: „Wes ane leyff! dat ys myn rat!" („Baltisches Dichterbuch" Reval 1894, S. 22). — In der letzten Zweizeile wird deutlich Haf. II, 462 angeführt: „Wenn dir das niedrige Los die Erfüllung des Wunsches verheißet, Trachte, daß du vom Glück Freudenmomente dir raubst."

99. c 7; R 756; 17. Juli 21. „Der Schenke kommt, mich dünkt, er prange so schön." — Der Schenke (Saki) ist Bülow, s. 87. Von der Vergänglichkeit der Jugend reden 52 u. 101; auch der Brief an Fugger vom 5. Juni 1820 und dessen Antwort (Nachl. I, 108, 110); vgl. T. II, 404. — Der Gang des Schönen wird dem Schwanken der Zypresse verglichen; s. 201 u. Haf. I, 6; II, 95. Zu „Tulpenwange" vgl. 70 u. 118. Im „Berengar" ruft Guido (R II, 141): „Nun fühl' ich mich als einen Waffenlosen Vor diesen Blicken, diesen Tulpenwangen."

100. g 4; RA 55. „Der Schenke spricht: O seht, wie schön ich prange!" — Ist die Form von 99 in g; das Überreimgasel ist in ein Reimgasel verwandelt und zwar durch gänzliche Umgestaltung, nicht durch einfache Verkürzung wie später 192.

101. c 8; RA 56; Juli 1821. „Preisen willst du mich? Was kann ich geben.“ — In dem Sonett R 163 sagt Platen von den venetianischen Malern: Ich werde nie aufhören „nach eurer Herrlichkeit emporzustreben“. — Das Beit vom Staube erinnert an viele hafisische Bilder, ist aber keine Nachahmung, sondern eine Weiterentwicklung derselben: Hafis vergleicht sich dem Staube oder liegt im Staube vor der Tür seiner Liebe (Haf. II, 35, 128, 227, 243, 318, 515), Platen vergleicht nur die Unruhe, die ihn ergreift, wenn der Freund aus der Tür tritt, dem Zittern des ruhelosen Staubes.[1] — „Ewig her schon ward mein Herz Deinen Locken angebunden“ (Haf. I, 419; II, 217, 372). „Schlingen mich um deine Knie wie Reben“, vgl. T. II, 164: „Wie den teuern Stab die Ranke, Daß er ihre Last gewöhne, So umwindet deine Schöne Meine Lieb' und mein Gedanke“. T. I, 60 sagt vom Grafen Mercy: „Er ist meine Sonne“. Wenn er den Dichter verläßt, werden dessen Blicke umherschweifen „wie ein verlorner Planet.“ Ein ganz verwandtes Bild R 176; vgl. Gasel 50. — Zur letzten Zweizeile s. 55: „Laß das Meer in deinem Herzen wogen ungestüm“; R 178: „die stürm'schen Wogen“.

102. c 9; RA 57; 16. Juli 1821. „Das ist der wirkliche Schöpfungstag, an dem entstand die Schönheit.“ — Dieses Gasel ist das Hohelied der Schönheit, leider zu sehr in orientalischen Bildern schwelgend, als daß es uns vertraut sein könnte. Dagegen hat Platen mit deutscher Kraft seine Schönheitsbegeisterung am Schluß der ersten Parabase der „Verh. Gabel“ ausklingen lassen (R. II, 297): „Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort; Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort.“ — R 168: „Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben, Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne“. — „Den Koran malte Muhammeds Hand“, weil der Prophet die Suren in den kunstvollen arabischen Buchstaben mühsam auf platte Knochen, besonders Schulterknochen, zeichnete, wie die Sunna berichtet (J. v. Hammers „Fundgruben“ I. Bd. Wien 1810. S. 184). Daher sagt François Coppée in V. 36 von „L'Araignée du Prophète“: „Les saints versets écrits sur des os de brebis.“ In Wahrheit war Muhammed des Schreibens unkundig und ließ seine Worte durch Schreiber, besonders Said, aufzeichnen. Erst unter Abu Bekr, endgültig aber unter Osman, wurde der Koran, d. h. Lesebuch, zusammengestellt. Die 80. Sure sagt: „Der Koran ist eine Ermahnung, die auf erhabenen, prächtigen und lauteren Blättern von den Händen hochangesehener gerechter Schreiber (den Engeln) niedergeschrieben ist.“ Es ist eine Streitfrage im Islam, ob der Koran von Ewigkeit her bestand oder erst von Muhammed geschaffen sei; Platen konnte hier wie in 110 nur die letzte, freiere Ansicht brauchen, die auch bei den Persern, den Schiiten, herrscht. Vgl. „Ob der Koran von Ewigkeit sei?“ W. A. 6, 208; 7, 32ff. — Eine Ausführung zu V. 11 sind 126 und 195, V. 7ff.

103. c 10; RA 58; 6. Okt. 21. „So viele sahn um uns wir, und nahmen Kunde von allen.“ — Zeigt deutlich, daß es erst nach der

[1]) Anders in einem persischen Gedicht Platens, von Veit transkribiert: Kochs Studien z. vgl. Lit.-Gesch. Bd. VII, Heft 3.

Trennung von Bülow entstand; die Zeitform ist daher die Vergangenheit, während sonst meist die Gegenwart herrscht. — „Gartenantlitz" wegen der beliebten Vergleiche des Gesichts und seiner Teile mit Blumen: Haare = Hyazinthen; Augen = Narzissen; Wangen = Tulpen; vgl. „Redekünste" S. 27ff. Haf. Pl. 5. — Der Bart wird als Schrift bezeichnet; s. 121. Mahmûd, d. h. „der Gelobte" ist der Schah Mahmûd v. Gasna, 998—1030, der gewaltige Eroberer, Vorkämpfer des Islam gegen Indien (s. 31). Er wird Haf. II, 29, 221 u. ö. genannt. In Goethes „Allleben" kann nur er gemeint sein (W. A. 6, 26); die Noten zum Diwan behandeln ihn ausführlich und betonen besonders die „Zerstörung des Götzendienstes" durch den „bildlosen Mahometaner" W. A. 7, 42ff. „Den Bildern gram ist Mahmud" sagt Platen.[1]) Der Sultan von Gasna, Türke und fanatischer Sunnit, war den schiitischen Persern, die den Koran nicht so streng auffaßten und z. B. das Bilderverbot nicht hielten, doppelt feind. In der 5. Sure heißt es: „O ihr Gläubigen! Fürwahr, Wein, Spiel, Bilder und Losen sind greuliche Werke des Satans. Darum bleibt von ihnen fern, auf daß es euch wohl ergehe." Die Schiiten verstehen unter „Bildern" nur Götzenbildnisse, sehen also im Koran kein Bilderverbot. Sie erkennen die Sunna, die Sammlung nur mündlicher Aussprüche des Propheten, nicht an; hier findet sich allerdings mehrfach ausdrückliche Verwerfung aller bildlichen Darstellung lebender Wesen. (Schack, Araber II, 163ff., Müller II, 539, Anm. 1). Die Stellung des Islam zur bildenden Kunst berührt Immermann in dem Sonett: „Orientalischer Glaube" (Hempel, Bd. 17, S. 484) und Anastasius Grün im „Kunstberuf".[2]) — „des Lieds Rotunde" bezeichnet treffend das Gasel als Rundbau, dessen gleiche Stücke sich aneinander fügen und in sich zurückkehrend den Kreis schließen.

104. c 11; RA 59; 13. August 1821. „Die Sterne scheinen, und alles ist gut." — Der Überreim „und alles ist gut" findet sich in leicht veränderter Form viermal als Strophenschluß in Chamissos „Frisch gesungen".[3]) Die Aufforderung an den Schenken: „kredenze den Wein!" kehrt ähnlich in vielen Gaselen wieder; vgl. 3, 77, 78, 97, 110, 113, 117, 150, 162, 163, 176, 209. Noch öfter bei Hafis: „Reiche mir, Schenke, den Wein!" I, 14; 1, 5, 8, 61, 96, 134, 149, 159; II, 22 u. ö. Die Gegenüberstellung von Makrokosmos und Mikrokosmos auch T. I, 81.

105. c. 12; R 757 (RA 60); 13. Juli 21. „Es trillert Bülbül anderswo, und Tau vergießt die Rose." — Rosengasel. — „Bülbül" ist türkische Aussprache von pers. bulbul. Platen gebraucht das Wort auch

[1]) Vgl. Müller II, 48ff. — Der Sultan Mahmûd war bis in die neueste Zeit besonders dadurch bekannt, daß man glaubte, Firdusi habe in seinem Auftrage das Schahnameh verfaßt. Diese verbreitete Ansicht widerlegt Th. Nöldeke im Grdr. d. iran. Phil. II, 152/3. Firdusi hatte die Hauptsache an seinem Gedichte getan, ehe er an Mahmûd denken konnte. Jedoch widmete er ihm seine Dichtung,

[2]) Gesammelte Werke, I. Bd. S. 184. Hrsg. v. Frankl. Berlin 1877.

[3]) Chamissos gesammelte Werke, hrsg. v. Max Koch (Cotta Weltlit.) Bd. I, S. 123.

106 u. 129. Goethe sagt „Bulbul" W. A. 6, 139, 213, 221; J. v. Hammer „Bülbül" (aber nicht immer, wie Burdach im Kommentar zu Goethes Diwan, Jubiläumsausg. V, 377, annimmt; Haf. I, 11 hat zweimal „Bulbul"; 112 „Bulbbul"); Platen braucht „Bülbül". weil es ihm lieblicher klang. So schätzt er bei den Bewohnern des Spessart „die sanfte Sprache, die sich schon des rheinischen ü statt u bedient" T. II, 521. Meist sagt er „Nachtigall"; „Philomele" s. 6. Hammer hat außerdem noch „Aodi" Haf. I, 9. Diese verschiedenen Namen der Nachtigall stellt 1828 Karl Simrock[1]) scherzhaft zusammen: „Neue Fibelverse", N n „Nachtigall": „Die Nachtigall hat Namen viel: Aödi, Philomele, Und bei den Persern Bulbul heißt die liederreiche Kehle". Einen „goldnen Busen" hat die Rose, weil die persischen Dichter die gelben Staubgefäße als das „Rosengold" bezeichnen (s. 192). „Rosenöle" Haf. II, 433; W. A. 6, 26, 213. Die gefüllte Rose sagt R 375: „Man wird aus mir das reinste Wasser pressen." Die beiden folgenden Zweizeilen berühren die Eifersucht, ja, Beschämung der Rose, da der Freund sie an Schönheit übertrifft, eine echt hafisische Vorstellung; dem ersten Beit entspricht Haf. I, 71, dem zweiten Haf. I, 89 u. II, 95: „Es bleibt des Rosenbeetes Schönheit Beschämt von diesen Wangen"; vgl. Haf. Pl. 4. Noch tiefer schämt sich der Jasmin, als er die Schönheit des Freundes sieht, Haf. Pl. 15: „Als es der Jasmin vernommen, Daß man dir ihn ähnlich finde, In den Mund sich Staub und Erde, Warf er durch die Hand der Winde" (vgl. Haf. I, 50, 107, 108, 135/36, 299; II, 95/6, 110/1, 319 u. ö.). Die Verbindung von Stern u. Rose schon 1818 (R 366): „Siehst du, wie's im Äther blüht? Sind es Sterne? sind es Rosen?" (s. Petzet S. 174; „Alearda" V. 275/6).

106. g 9; RA 60. „Es trillert Bülbül fern von ihr, und Tau vergießt die Rose." — Verkürzende Umarbeitung von 105. Zu der Änderung von V. 4 s. Brief an Fugger, 5. Febr. 1828 (Nachl. II, 79). Hellmuth S. 18.

107. c 13; RA 61; 12. Juli 1821. „Wer wagte je zu hassen dich, wiewohl du schweigst?" — Die letzte Zweizeile meint die Wangen, die in 113 den Rosen, in 118 einem Tulpengarten, hier aber dem roten Weine verglichen werden (s. 64, 127). Haf. II, 21: „Bring des Weins Rubin!" (Haf. II. 49, 227; W. A. 6, 14).

108. c 14; RA 62. „Wer spricht dem Traur'gen Trost zu? Wer gibt dem Liebenden Rat?" — Die Nähe des Freundes bewegt den Dichter aufs heftigste; s. 16 und 107, wo gleichfalls die Liebe sich auf dem Antlitz verrät. In einem Gedicht „An Cardenio" (R 508) sagt Platen: „So oft ich zu begegnen dir gewußt, Durchlief ein siedendes Gefühl die Brust." — „Tücher aus Samarkand", weil hier, an der Karawanenstraße nach China, der Handel mit chinesischer Seide blühte. „Und tausend liebliche Gedichte Auf Seidenblatt von Samarkand" W. A. 6, 156. Aden in Südarabien, einst durch den Handel mit Perlen berühmt (Pendnameh S. 9; Rosenzweig I, 517, 810). Ein ähnlich starker Ausdruck wie im 3. Beit findet sich Haf. I, 60:

[1]) „Gedichte", Stuttgart 1863, S. 507.

„So geb' ich doch um eine Welt Kein Haar vom Kopf der Freundin." Das Tulpenbeit erinnert an 25; vgl. Haf. Pl. 12: „Da von deinem Liebesbade Tulpe blüht und Rosenstrauch".

109. c 15; RA 63. „Deine Wang' ist, dürft' ich Küsse holen mir, das goldne Vlies." — Carpe diem. — Auch V. 11: „Trunkenheit ist heute Pflicht" gibt ein horazisches Wort wieder: „Insanire iuvat" (Carm. III, 19, 18).

110. c 16; RA 64; 12. Juli 1821. „Im Glas, im helle verklärten, gib." — „Selsebil" ist der Nektar des Islam. In der 76. Sure heißt es vom Paradiese: „Dort wird ihnen ein Becher Wein zum Tranke geboten, der mit Ingwerwasser aus einer dortigen Quelle gemischt ist, welche Salsabil heißt." Vom demselben „Wasser eines weißen Quells" rühmt die 37. Sure, daß es den Trinkenden „weder Kopfschmerz noch Trunkenheit verursachen wird". Darauf bezieht sich V. 4 dieses Gasels (T. II, 543). Bei Hafis heißt es II, 137: „Mich verlanget statt des Selsebils nach dem Weine"; s. Haf. II, 134, 231. In der Handschrift hatte Platen dafür den „Chisertrunk" genannt, den er bei Hafis noch häufiger fand, so I, 68, 151, 190, 277, 450; II, 56, 64, 162. J. v. Hammer erzählt in der Vorrede, Haf. I, XXIII, wie Hafis durch Chiser die Dichterweihe empfing; weiteres s. Redekünste S. 19/20; Chiser,[1]) persisch-türkische Aussprache des arabischen khedher (Chidr) d. h. „grünend", fand die Quelle des Lebens im Lande der Finsternis, trank daraus und gegewann unsterbliche Jugend; daher Rückerts Gedicht: „Chidher, der ewig junge, sprach" und Goethe, W. A. 6, 5: „Unter Lieben, Trinken, Singen, Soll dich Chisers Quell verjüngen." — Die weiße Rose ist die Entsagung, die rote der Genuß; beide Farben T. II, 350; eine Legende darüber bei Schleiden S. 97/8. — „des Alkorans", weil in vielen Worten aus dem Arabischen der Artikel al fest geworden ist, so: Algebra, Alkohol. In 92 und 102 sagt Platen „Koran"; im 1., 2. und 4. Ges. der „Abbassiden" (R II, 460, 462, 482): „dem Alkoran". Im „Turm mit 7 Pforten" sagt Isidor (R II, 220): „Mit eurem Alkoran"; an derselben Stelle wird das Verbot des Islam, Wein zu trinken, berührt: „Des Herrn Prophet, Muhammed, sei davor!" Darauf bezieht sich das 5. und 6. Beit von 110, das 2. von 111. Muhammed, hier „Mustafa" genannt (s. 95), hat sich in der 2. und 5. Sure gegen den Weingenuß ausgesprochen. Darüber ergrimmt, erklärt ein Moslem: „Horch! wir andren Muselmannen Nüchtern sollen wir gebückt sein, Er in seinem heil'gen Eifer Möchte gern allein verrückt sein" (W. A. 6, 217; hieß ursprünglich „Weinverbot"). Die Perser haben sich daran nicht sonderlich gekehrt, sondern blieben dem Brauch von Alt-Iran treu (Grdr. d. iran. Phil, II, 679). Ihre Dichter haben den Wein begeistert gepriesen (Horn S. 74/5). Der fromme Perser trinkt Wein, überläßt jedoch das Keltern den Christen (Armeniern) und Juden.[2]) Über den Verfall des

---

[1]) Vgl. G. Zart: „Chidher in Sage und Dichtung". Hamburg 1897 (Virchow-Wattenbach, Samml. gemeinverständl. Vorträge, N. F. Heft 280). — Das Wort erscheint als Name eines türkischen Fürsten bei Müller II, 283.

[2]) Müller II, 15 f.

Weinverbots spricht Schack, Araber II, 164. In Platens „Harmosan" ist es nicht verwunderlich, daß der Kalif selbst Wein reichen läßt.[1]) In der Ode „Europas Wünsche" ruft der Dichter dem türkischen Sultan Mahmud II. zu: „Trotz des Korans such' in Johannisbergs Wein . . . Süße Betäubung" (R 667). Über den „Sofi" s. 96. Ähnlich Hafis I, 277: „Mir Wein, dem Mönch Enthaltsamkeit!" (s. Haf. Pl. 48).

111. c 17; RA 65. „Mädchen, ewig junge, schöner als die Sonne, wenn es tagt." — Über das Weinverbot s. 110. Das erste Beit meint die Huris, die in Muhammeds Schilderungen des Paradieses erscheinen, so in der 37. und 55. Sure: „schöne und herrliche Jungfrauen, mit großen schwarzen Augen"; sie sind Goethes „Himmelsmädchenschar" W. A. 6, 249. (Vgl. Haf. II, 440, Anm. u. Haf. Pl. 4, 13, 39.) Im 1. Ges. der „Abbassiden" wird ihrer gedacht, R II, 457. — „Trinkt, es ist der Wein erlaubt!" Haf. Pl. 36; vgl. 110. Zu V. 5 s. 47; W. A. 6, 148: „Unmöglich scheint immer die Rose." — Der Schluß wendet sich, wie 1 und 91, gegen die Philister; sie werden dem Bär verglichen, der seine Pfoten nagt. Platen hatte wohl in der Naturkunde gehört, daß der Bär während des Winterschlafs an den Tatzen sauge. Gewiß kannte er auch das Titelbild von Joh. Jak. Bruckers „Historia critica philosophiae" 1742/4, wo ein Bär an seiner Pfote saugt; die Unterschrift ist: Ipse alimenta sibi. Das Titelblatt von Gottscheds „Versuch einer kritischen Dichtkunst" (Leipzig 1742) zeigt ein ganz ähnliches Bild mit derselben Inschrift.

112. c 18; RA 66; August 1821. „Du fingst im lieblichen Trugnetz der Haare die ganze Welt!" — Das Versmaß ist dasselbe wie in 170, wo es aber nicht vorgezeichnet ist. Das Gasel ist voll von hafisischen Klängen. Vgl. zu V. 1: Haf. I, 178: „Ein Fallstrick ist dein Haar Für Gläub'ge nnd Ungläub'ge". Haf. II, 442: „Jedes Ringel deines Haars Ist voll List und Truges." — V. 2: Haf. I, 50: „Den Spiegel meines Ritters hält der Mond." Haf. II, 314: „Die Sonne ist der Spiegelhalter Von deiner Schönheit." — V. 3/4: Haf. I, 81; „Um Sein und Nichtsein sorg' dich nicht, Sei immer frohen Herzens" (s. Haf. Pl. 48). — V. 5/6: Haf. I, 111 (auch I, 400): „Meiner Freundin Gemüt ist der weltenzeigende Spiegel." — „Sofi" s. 96, 110. Es ist des Dichters Gabe: „zu paaren Das Schöne mit dem Kräftigen, Das Neue mit dem Wahren" (R II, 309). In 84 wird Hafis zu den „alten Meistern" gezählt.

113. c 19; RA 67. „Erschiene selbst Suleicha, vom Grab erstanden, hier." — Die Geschichte Josephs ist aus der Bibel mit vielen Ausschmückungen in den Koran übergegangen, wo sie die 12. Sure erfüllt, die „Joseph" genannt ist. Seine Schönheit und deren Eindruck auf Potiphars Weib sind als „Jûssuf u Salîchâ" in der persischen Dichtung häufig behandelt worden, so von Firdusi und Dschami (s. Platens Motto zu a und Gas. 26). Über den Stoff im Persischen vgl. Grdr. d. iran. Phil. II, 242; Horn S. 108ff., 189ff. „Jussuf und Suleika" werden in Goethes Diwan als

[1]) Stockhausen: „Studien zu Platens Balladen". Diss. Berlin 1899. S. 53.

„Musterbilder" der Liebe besungen, W. A. 6, 49; 144/5, 161, 251. Hafis nennt beide, so I, 15; Haf. Pl. 1. Jussuf gilt im Orient als Ideal der Jugendschönheit, s. Haf. I, 12; diese Stelle wirkt im Anfang von 113 nach und heißt bei Rosenzweig I, 746: „Du, so reizend wie der ägyptische Joseph! Schon ist es Zeit, daß du aus deiner Verborgenheit hervortrittst und die Herrschaft im Ägyten meines Herzens übernimmst." — V. 3 ist insofern ein Irrtum, als Joseph „über ganz Ägyptenland gesetzet" wurde nicht erst nach den 7 teuren Jahren („Ägypten, sieben Jahre verödet"), sondern schon im Beginn der 7 reichen Jahre (I. Mos. 41, 40ff.). Platen gedenkt dieser Geschichte schon T. I, 8. — Das Kinngrübchen wird ähnlich gefeiert bei Hafis I, 26/7, 50, 71, 165, 303; II, 118. Der Tautropfen in der Tulpe, auch 162; s. Haf. I, 275. Hafis vergleicht II, 95 die Wangen mit Rosen. Die Rose mit ihren Dornen: Haf. I, 96, 110; II, 68, 283, 383, 406. — Der Wesir, der oberste Minister, war der Willkür des Herrschers zunächst ausgesetzt und hatte ein gefährliches Amt (Buch des Kabus S. 777; Pendnameh S. 13. W. A. 7, 45). Die Übersendung der seidnen Schnur gilt als Aufforderung zur Selbstentleibung. Heinrich Stieglitz[1]) sagt in dem Trauerspiel „Sultan Selim III.": „Der Kaimakan ... hat gleich im Anfang an die seidne Schnur gemußt."

114. c 20; RA 68. „Jede Tulpe muß zur Leier, muß zum Saitenspiele werden." — Vgl. 50 und 141. In 19 wird das Lied mit der Feder des Paradiesvogels verglichen, hier wird es damit geschrieben. — „An Cardenio" R 509: „O dürft' ich werfen mich vor deine Tür... Geh ab und zu, ich will die Schwelle sein." Diese Ergebenheit ist echt orientalisch; s. 101 und Haf. I, 44, 259. Von Calderons „La gran Cenobia" sagt T. II, 141: „Es ist ein reicher Teppich von Poesie." — „Deine nord'schen Heiden sollten überschwemmt vom Nile werden" ist im ganzen „Spieg. d. Haf." der einzige deutliche Hinweis auf Bülows norddeutsche Heimat; sonst ist der Freund durchaus in den Orient entrückt. Hier ist die Lüneburger Heide gemeint, in der später der „Romant. Ödipus" beginnt, R II, 347. Bülow lebte nachmals meist in der Landdrostei Lüneburg, damals aber in Ostfriesland; dort wollte Platen 1822 ihn besuchen (Brief an Fugger, 19. Dez. 21; Nachl. I, 144). — Der Mond als Ball, s. 18.

115. c 21; RA 69; 27. Juli 1821. „Nicht immer heitre mich mit Scherzen auf." — „Es opfern Dichter ihre Herzen auf," dieser Gedanke herrscht hier wie in 9, 30, 55, 158, 216. Schmerz ist die Quelle der Dichtung; T. II, 260, 546. „Wenn du dich schlaflos auf dem Lager quälst, So steckt der Pol dem Pole Kerzen auf" ist auf die Himmelspole zu beziehen. Der Dichter sieht die Sterne, die Kerzen, am nördlichen Himmel erglänzen. Immer neue werden mit dem Fortschreiten der Nacht dem Westen sichtbar, während sie für den Osten allmählich verlöschen. Wenn bei uns der Tag anbricht, ist die Nacht bei unsren Gegenfüßlern, denen die Sterne des südlichen Himmels leuchten. Das Bild ist bei aller Großartigkeit insofern nicht

[1]) „Bilder des Orients" III. Bd. Leipzig 1832. S. 206; s. auch S. 283/4 „Türken u. Griechen".

ganz treffend, als die Orte gleicher Mittagslinien gleichzeitig Nacht haben. — Das 3. Beit erinnert an Goethes „Selige Sehnsucht" W. A. 6, 28; s. 60. R 8 „Tod des Carus": „Finsternis bedeckt den Himmel wie ein schwarzer Trauerflor." — Hafis sagt II, 323: „Allein wo ist ein Dichtermund, Den nicht der Gram des Schicksals drücket, wo?" So klagt Platen T. II, 624: „Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen; er lebt nur für andere und hat am Ende keinen Dank dafür." — Dem Grundgedanken von 115 verwandt ist Goethes „Ergebung", W. A. 6, 60.

116. c 22; RA 70. „So war ich ein Ball des Geschicks nur? Die Liebe sie schied und sie kam." — T. I, 781: „Und was sind wir? Wahre Spielbälle des Schicksals." Der Mensch ist: „Ein Spiel des Glücks, ein Ball der Leidenschaft" (R II, 150). Schillers „Venuswagen" Goed. 1, 187): „Noch nicht wilder Leidenschaften Bälle"; vgl. W. A. 6, 159. Vergehen und Wiederkehr der Liebe in 175. Im 2. Beit klingt T. I, 481 wieder: „Ich liebe nicht mehr. Die Sehnsucht, die Neigung haben mich verlassen mit all ihrem Gefolge, mit Freud und Leid." Einen lautlichen Anklang an V. 5 zeigt 129: „Pflücke Rosen von des Schenken rosigem Gesichte heut." V. 6 nach Haf. II, 178: „Mein ganzes Herz ist voll von Blut." — „Zum Spiele nun schwingt sich der Geist frei, Der jedem Verlangen entkam" erinnert an den Schillerschen „Spieltrieb" im 14., 15. und 26. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen." — „die Rosen der Liebe" T. I, 81. Tulpe und Rose sollen den Gegensatz zwischen Freundschaft und Liebe bezeichnen, den Platen in T. II, 505 ausführt (s. o. II B 3 und II D). Ein solcher Gegensatz ist den Persern vertraut. Im „Buch des Kabus", S. 467, heißt es: „Jedoch ist zwischen Freundschaft und Liebe ein Unterschied. Der Unterschied zwischen beiden ist dieser, daß der Mensch bei der Liebe gar keine angenehme Zeit hat, während er bei der Freundschaft höchst angenehme Stunden findet... Bei Freundschaft hat der Mensch Ruhe und bei Liebe Beschwerlichkeit." Schon 1812 läßt Platen den Du Placet sagen: „Die Freundschaft kann die Liebesglut ersetzen" („Charlotte Corday", Petzet V. 111). — An das letzte Beit scheint Peter Cornelius[1] zu denken, wenn er 1855 an seine Schwester über eine oberflächliche Neigung schreibt: „Eine solche Liebe kann eine Blume sein, aber höchstens eine Tulpe. Die Leidenschaft ist Duft und Geruch."

117. c 23; RA 71; 16. August 1821. „Und säng' ich noch so mild von deiner Schönheit." — Den Eindruck der Schönheit schildert noch ausschweifender Hafis II, 69, 127; Haf. Pl. 11, 41. Die Blicke sind Pfeile, die der Bogen der Augenbrauen entsendet: Haf. II, 453: „Es dringet deines Auges Pfeil Tief durch den Schild der Seele."

118. c 24; R 758. „Wißt, daß Allah jedem Ird'schen irgend eine Kraft verlieh." — „Und tät nicht Mahomet Wunder wirken?" fragt der Ketzer im „Sieg der Gläubigen" R II, 20. Ein solches Wunder

---

[1]) Literarische Werke. I. Bd. Ausgewählte Briefe, Leipzig 1904, S. 208. Brief 61.

wird hier genannt, die Mondzerspaltung. Platen fand es bei Hafis II, 359, wo es von Achmed (= Muhammed) heißt: „Wenn ohne dich der Mond aufgeht, wird er gespalten." Pendnameh S. 4: „Sein Finger spaltete den Mond entzwei." Vgl. R 183: „Wo ist ein Herz, das keine Schmerzen spalten?" Platen liebt das Wort „spalten" in diesem Sinne und braucht es R 323, 372, 410, 437, 538; „mit gespaltnen Herzen" („Hochzeitgast", Petzet V. 248). — „Deine Wange Tulpengarten" s. 70, 99, 132. Im Hohenliede heißt es nach Herder 8, 514: „Seine Wangen sind aufsteigende Blumengeländer." Haf. I, 44: „Mein Kopf und Willen fügen sich Zur Schwelle meiner Freundin;" s. 101. „Rauhes Deutsch nur kann ich stammeln;" vgl. W. A. 6, 265; „Gar zu gern in deutscher Sprache Paradiesesworte stammeln.' Wie Goethe im 29. und 76. der „Venetianischen Epigramme", Schiller in der Vorrede zur Vergilübersetzung (Goed. 6, 344 und 346), so hat hier Platen über die deutsche Sprache sich unfreundlich geäußert. Er bemerkt schon T. I, 92 an seiner Muttersprache „einen Anstrich von Rauheit". Sie wurde später, als ihn Verbitterung gegen Deutschland erfüllte, von ihm nicht günstiger beurteilt. T. II, 939 berührt ihn „das Polterhafte der deutschen Sprache" unangenehm gegenüber dem Italienischen; daß dieses an Wohlklang im Deutschen nicht erreicht werden könne, betont er schon 1816 bei der Gries'schen Tassoübersetzung (T. I, 496). Aber in der letzten Parabase des „Romant. Ödipus" spricht er mit Gerechtigkeit von der Entwicklung der deutschen Sprache; hier rühmt er „die melodische rheinische Mundart" (s. T. II, 521), doch gleich darauf „Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas" R II, 412. Es freut ihn, einige seiner Gedichte durch Johannes Minckwitz „in eine schönere Sprache" übersetzt zu sehen, als diejenige ist, in welcher sie geschrieben wurden" (Brief an Joh. M. vom 18. Dez. 1833; Nachl. II, 287). Er meint auch hier die griechische. Dagegen stellt er in 118 über die deutsche Sprache die persische, das Deri, das Hafis I, 345 nennt; der Name kommt von „der" = Tür und bezeichnet die Sprache der Pforte, des Hofes (Grdr. d. iran. Phil. I, 2 S. 1; Rosenzweig I, 814). — Haf. II, 161: „Bin ich auch hundertmal versenkt Ins Meer der Sünden, So wird mir doch verziehn, wenn ich Die Liebe kenne;" s. o. S. 42 unten. „Sieh mich hier im Staub . . ." ist das Äußerste, wozu Platen in Nachahmung orientalischer Ergebenheit sich verstiegen hat; vgl. 101, 114. Mit verwandten Versen des Hafis schließt er den Brief an Liebig vom 23. Mai 1823 (Carriere S. 290). Haf. I, 259: „Ich habe in den Staub des Weges Des Freundes mein Gesicht gelegt." Haf. II, 171: „Der kleinste von des Sultans Sklaven ist Hafis" (Der „Sultan" ist der Freund; s. noch Haf. I, 203; II, 102, 236). Die Päpste pflegten ihrem Namen „servus servorum dei" hinzuzufügen; Platen erwähnt diesen Ausdruck T. II, 819: „in faccia al Servitore dei servitori di Dio, a Leone XII." In der bald darauf gedichteten Ode „Aqua Paolina" nennt er „Das Rom des Knechts der Knechte Gottes" R 196. Doch schon 1818 heißt es (T. II, 164): „Laß mich dir gehorsam dienen Als der letzte deiner Knechte."

119. g 12; RA 72. „Wißt, daß Allah jedem Ird'schen irgend eine Kraft verlieh." — Kürzende Umarbeitung von 118; besonders ist das

Orientalische eingeschränkt. Die Zurücksetzung des Deutschen hinter dem Persischen ist weggeblieben. Jetzt sagt vielmehr der deutsche Dichter: „Wie Hafis hab' auch ich das Wort beherrscht.“ Das „Sonett an Goethe“ (R 149) rühmt von diesem: „Das Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze.“ Im Anschluß an das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden führt Platen aus, daß der Dichter die Gabe, die er von der Gottheit empfangen, brauchen müsse; davon spricht sein Epigramm: „Einseitiges Talent“ R 315. An 119, V. 2 und 10 erinnert die erste Strophe des „Epilogs“ von 1833, R 115. Auch T. II, 626 nennt der Dichter die Poesie „die Gabe, die ihm Gott verliehn“. Er muß sie betätigen, denn: „Wir alle geben Rechenschaft Für unsern Ruf von oben“ R 39.

120. W; RA 95; 20. August 1821. „Verliebt ist dein Gekose genug.“ — In das Glück der Freundschaft mit Bülow klingt im letzten Beit schon die Wehmut des Scheidens, „Gefühle der ersten Trennung“ (am 26. August 21; T. II, 479). — Zu V. 3 s. 66 „Tulpenflamme“; 96 „das feuerfarbne Tulpenbeet“; 102 „Rosenglut und Tulpenbrand.“

121. W; RA 96; 6. Okt. 1821. „Alterst du? Mir wird so bang, so bange.“ — In 52 sieht der Dichter den Verfall der Schönheit, hier ahnt er ihn voraus, weist aber den Gedanken als gar zu traurig von sich. R 57: „Da sah ich bald im Wandel der Gestalt Vor mir die Jugend alt.“ — „die goldnen Haare“, „das Aug' aus blonder Wimper“ zeigen, daß die Verse einen Niederdeutschen, eben Otto v. Bülow, besingen. Die Perser feiern meist die schwarzen Locken (Haf. I, 168, 190, 444; II, 49, 184). Der Bart wird wie in 103 der Schrift verglichen, da seine krausen Haare den krausen Schriftzügen gleichen; Haf. I, 416: „Denn deines Bartes Flaum Zeigt uns die Verse des Korans“. Haf. II, 306: „Es schrieb der Lauf der Zeiten Auf deinen Wangen schöne Schrift“; ähnlich II, 98. — „Am Ufer steht ein Weidenbaum“ („Fischerknabe“, R 29). „Zedern wurden krumm wie Weiden“ Haf. Pl. 4. „Lebe lang“, ein gebräuchlicher Wunsch im Orient; Haf. II, 529.

122. KP. „Entsprungen ist, entsprungen ist“ (s. 123). — Ist nach der Trennung von Bülow entstanden, spricht aber die Hoffnung auf dessen Rückkehr aus; daher fällt die Entstehung zwischen den 11. Sept. und 21. Okt. 1821, vermutlich näher dem ersten Zeitpunkt. Die Sorge des 3. Beits kennt auch Hafis I, 153: „Der Schlaf entfloh aus meinem Aug' Vom brennenden Gedanken, In wessen Arm, an wessen Brust Des Nachts du liegst und ruhest.“ Im vierten Beit rühmt sich der Dichter der Verbreitung, die der Name des Freundes durch ihn erfahren habe; schon beim Entstehen der Sammlung c machte er die Bekannten mit den einzelnen Liedern vertraut. Haf. I, 82, Haf. Pl. 48: „Wie vermöchte deine Zunge, Wie dein Kiel dafür zu danken, Daß von Hand zu Hand schon gehen Deine Reden und Gedanken?“ In der Tat hat Platen durch diese Gaselen dem Freunde, Otto v. Bülow, ein unvergängliches Gedächtnis gegründet (s. o. S. 29). — Die letzte Zweizeile meint, daß des Hafis (u. Platens) Seelenruhe in der Hand der Jugend liege, deren Anblick ihn schon berauscht und ihm den Frieden raubt. Hafis vergleicht sich mehrfach dem Ball, so

I, 11; II, 223. Haf. Pl. 1, 20: s. Gas. 92. Ein ähnliches Bild im „Romant. Ödipus", R II, 352: „Ein Eroberer zieht der Poet einher: Ihm dienen die Welt und der Menschheit Herz Wie ein Ball in der Hand."

123. W; RA 97. „Entsprungen ist, entsprungen ist." — 122 in neuer Form. Ein Beit, das noch hinzukam, blieb schließlich doch weg, weil es nicht glücklich das Bild von 114, V. 1 (Tulpe u. Leier) umgestaltete.

124. W; RA 92; Januar 1821. „Was frommt's, von fern der Dichter Wahn zu schaun?" — Flucht nach Osten, „Hegire" W. A. 6, 5/6. Über Platens Absicht nach Persien zu reisen, s. o. S. 16. — So, wie das Gedicht 1839 erschienen ist, kann es nicht zum „Spiegel d. Haf." gehören, da es den Namen des persischen Dichters nicht im Schlußbeit enthält. Erst die Zweizeile, die bei KP. erscheint, nennt „Des Hafis lieblichen Diwan", ist aber nicht das letzte Beit des Gasels. — Die Frage von V. 1 erinnert an die Fragen der Schlußverse von 19 u. 59. Parsistan-Perserland, heißt bei J. v. Hammer „Farsistan" (Haf. I, 248; II, 282, 549), ebenso bei Wilh. Geiger im Grdr. d. iran. Phil. II, 383. Platen braucht p auch in „Ispahan." Farsistan ist eine Provinz Persiens mit der Hauptstadt Schiras, daher „Rosenozean" wegen der Rosengärten von Schiras. Die Hauptstadt Persiens war zu Platens Zeit schon Teheran; Isfahan war es bis zum Emporkommen des heut regierenden Hauses der Kadscharen, Ende des 18. Jahrhunderts. Die Pracht des Königs wird in Goethes „Vermächtnis altpers. Glaubens" geschildert, W. A. 6, 239. Hafis wird noch heut in den Schulen Persiens gelesen.

125. KP. „O Schenke, wie du pappelschlank! Wein her!" — Haf. II, 467: „gib Wein her! . . Schenke, bringe das Glas!" s. 104, 110. Das letzte Beit ist die einzige Stelle, wo Platen den vollen Namen des Hafis nennt; in 84 u. 96 nennt er nur den Vornamen „Schemseddin".

126. KP. „Wer streitet wider des Himmels Bann? was wollt ihr?" — „Bann" = Zwang, Gewalt; wie in 165 „dieses Lebens Bann". Die Unmöglichkeit, die Schönheit nicht zu lieben, spricht 102 aus. Das „Netz von Strahlen" sind die Locken; anders in einem Gedicht von 1819, R 367: „Was wirfst du schlau mir Netze?" 113 hat handschriftlich: „Zwar flogen Jussufs Locken wie Strahlen um die Stirn." Ähnlich in Platens Übersetzung aus Ossian: „obgleich wie ein Strahlenmantel die Schönheit um die Tochter der Insel floß" (Unger S. 185). „Hat man nicht Haare mit Strahlen verglichen?" fragt Ursula, R II, 82. „Blondem Gelocke verwebt" (R 432).

127. KP. „Nacht und Tag und Licht und Dunkel huldige dir." — Ist wohl das schwächste aller Gaselen. „Männerschwert und Frauenkunkel", Umschreibung für: die ganze Menschheit. Platen wußte aus seiner Beschäftigung mit der Rechtswissenschaft, daß die Kunkel, der Rockenstock mit dem angelegten Flachs, von alters her das Zeichen des Weibes war, das Schwert das des Mannes so im ripuarischen Gesetz: conucla

und spata.[1]) — „Marmorhand" wie in 108. „des Weins Karfunkel" wegen der Röte; s. 64. Der Reim: dunkel: Karfunkel auch bei Goethe, „Vollmondnacht", W. A. 6, 190.

128. KP. 14. Aug. 1821. **„Dir, o Trunkener, vom Auge strahle Wein."** — Zu V. 7 s. 167. Am 30. Juli 1821 trinkt Platen mit Bülow Brüderschaft, T. II, 474.

129. W; RA 99; 14. Okt. 1822. „Gasele nach Hafis." **„Frohe Botschaft ist gekommen, Frühling käme grünbehaart."** — (Vgl. Friedrich Veit in Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. VII. Bd. Heft 3 u. 4). Am 19. Okt. 22 schreibt Platen in Altdorf, T. II, 558: „Vergangenen Vierzehnten versuchte ich zufällig eine Gasele von Hafis in Gaselenform zu übersetzen, was mir auch gelang. Sie ist aus dem Buchstaben dal." Im Anschluß daran entstanden die „Nachbild. aus d. Diwan d. Haf." (s. o. S. 22). Das persische Versmaß ist nirgends beibehalten; vgl. R III, 210. Bei seiner Arbeit lag ihm die Übersetzung Hammers nicht vor; in dieser ist 129 das 92. Gasel des Buchstabens dal, Haf. I, 339; bei Rosenzweig (II, 319) das 93; in Daumers „Hafis"[2] Nr. 80. Die 24 Verse des Hammerschen Textes sind auf 16 verkürzt. Zum letzten Verse „Hauch der Gunst" s. 152.

130—145

sind 16 Vierzeiler; weder diese noch die von Platen als Anhang zu c veröffentlichten 8 Vierzeiler (130—137), die „Rubajat", sind als ein zusammenhängendes Gedicht zu betrachten. Das Versmaß ist zwar in allen, außer 144 u. 145, dasselbe, geradeso wie die Perser für das Rubâî ein bestimmtes Versmaß brauchen (s. o. I C). Sonst aber sind Platens persische Vierzeilen unter einander nicht enger verwandt als die Gaselen; 13 davon haben Überreim; 136, 139, 144 (Rubajat 7, 10, 15) nur den Reim. Es sind kleine Gedichte leidenschaftlicher Neigung, meist der zu Bülow. Die Überschrift „Rubajat" ließ Platen für g in „Vierzeilen" verwandeln (Brief an Fugger, 25. Febr. 28; Nachl. II, 94).

130. (1). c 1; R 640. **„Wenn ich Schenkenwangen küsse, denk' ich, wären's deine nur!"**

131. (2). c 2; R 641. **„Trägst den Ring du, den vom Freunde dir gesandten, an der Hand?"** — „Diamant des Ringes" in 70. Tränen werden sonst meist mit Perlen verglichen, s. 66. Haf. I, 419: „Jegliche Träne verkehrt sich in Perlen."

132. (3). c 3; R 641. **„O wie zeigt mir heut dein Auge liebevoll und lose sich."** — Die Wangen ein Rosenbeet, s. 118; zu „goldne Rose" s. 105, 192. Von Adrast heißt es T. II, 163: „Du bist schön wie der Rosenbusch, wenn alle Knospen brechen." Das zweite Beit erinnert an den Schluß von 157. Derselbe Reim im 3. Gedicht der „Küsse und Jahreszeiten" R 405.

---

[1]) „Deutsches Wörterbuch" v. Jacob u. Wilhelm Grimm, über „Kunkel" II, 2 d. — „Deutsche Rechtsaltertümer" v. Jacob Grimm. IV. Ausg. Leipzig. 1899, Bd. I, S. 232, 236, 558 u. ö.

133. (4). c 4; R 642. „Wenn du scheidend dich entferntest, sprich, wo nur ich bliebe, wo?"

134. (5). c 5; R 642. „Heut erbarme doch dich dieser liebentglühten Pein etwas." — s. 74. Der Liebende ein Bettler vor dem Geliebten, 142, 193; Haf. I, 351.

135. (6). c 6; R 142. „Freund, wie viele Schmerzen pein'gen, die man, ach, vergebens trägt." — Nur der Verkehr mit Bülow lehrt den Dichter das Leben zu ertragen; vgl. die „Zueignung", 87.

136. (7). c 7; R 641. „Habt ihr nie gesehn im Walde, daß auf trübem Wasserschlamm." — Die Wasserlilie als Sinnbild der Gaselform, 202; „des Lebens grüner Stamm" nach „Faust" I. Teil, Schülerscene: „Und grün des Lebens goldner Baum."

137. (8). c 8; R 641. „Schilt mich stolz die Welt, so weißt du, daß ich von den Milden bin." — T. I, 517: „Ich liebe die stolzen Leute, und ich bin es selbst." „Man schilt mich stolz" beginnt das Sonett G 53, R 178. In dem Briefe Liebigs an Platen vom 15. März 1823 heißt es, dieser habe bei den Studenten für stolz und zurückhaltend gegolten (Carriere S. 283). Seine Schüchternheit kannte er selbst: „Mein zu schüchternes Betragen Hältst du es für fremd und kalt?" 1822, R 372. Scheu und schüchtern nennt er seinen Blick im 4. u. 5. der Distichen, R 435. „Ich bin schüchtern von Natur" T. I, 67. Diese Eigenschaft Wilhelm von Hornstein gegenüber abzulegen mahnt er sich selbst mit einem Verse eines französischen Gedichts, das er kurz vorher verfaßte (T. I, 435; der Vers: T. I, 433, Zeile 17 v. u.). „Ich beschloß meine Schüchternheit zu bezwingen" T. I, 436. Der Efeukranz soll „ein Talisman gegen die Schüchternheit sein, wenn ich Adrast sehe" (T. II, 200). Denselben Zug bekämpft er in der 51. u. 86. Lebensregel (R III, 199, 204). 1816 gesteht er Gustav Jacobs, daß er andern als „trüber, kalter Mensch" erscheine: „Du aber siehst mich im vertrautern Lichte!" R 488. Daß Platen, außer im Verkehr mit Freunden wortkarg war, zeigt u. a. T. I, 675 ff.

138. (9). g 3; R 641. „Da ich für des Lebens Mühen hab' erfleht zum Lohne dich." — Ist nach der Trennung von Bülow entstanden, als noch Hoffnung auf seine Wiederkehr bestand; s. 122.

139. (10). g 4; R 758/9. „Längst verlernt zu kämpfen hätt' ich deinetwegen manchen Strauß." — Eine glückliche Verkürzung von 189 unter Benutzung der Verse 2 u. 5, 6, 8 u. 4.

140. (11). g 5; R 732. „Freund, es soll auch mir die Jugend ohne Liebgekose blühn." — Verkürzung von 182 mit Umarbeitung der Verse 1, 2, 5, 6. Hier, wie in 141, trat an Stelle des zweisilbigen Überreims der einsilbige.

141. (12). g 6; R 758. „Soll dein ganzes Lob geschrieben vom Beginn zum Ziele sein." — Auszug aus 114; benützt sind V. 2, 4,

7, 8. Eine durch diese Zusammenstellung bedingte Änderung vermerkt Platen in dem Briefe an Fugger, 25. Febr. 1828 (Nachl. II, 94).

142. (13). g 7; R 759. „Komm, denn ohne dich die Seele durch den Wein erlab' ich nicht." — In demselben Brief (s. 141) wird die Wortstellung von 142, V. 4 geändert. Sonst ist diese Vierzeile nur eine Zusammenstellung der Verse 1, 2, 9, 10 von 193.

143. (14). W; R 642. „Deine schwarzen Augen ruhten auf den meinen allzulang." — Schönheit ist Quell der Schmerzen für den Betrachtenden. Eine ergreifende Ausführung dieses Gedankens ist Platens „Tristan", R 55. Hierher gehören die berühmten Verse des arabischen Dichters Motarref: „Wen eines schönen Auges Blick getroffen, Wie kann er kummerlos zu leben hoffen?" (Schack, Araber I, 233).

144. (15). KP. „Gebrochen hab' ich Rosen dir, du hast mir nicht die Hand gedrückt." — Ein Vorfall, wie der, den V. 4 schildert, wird zum 26. Juli 1821 erzählt (T. II, 473): Bülow küßt bei einem Abschiede Friedrich Fugger, aber nicht Platen, der davon geradezu erschüttert ist. „Ich brachte die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hin, und mußte mich, aus dem Bette eilend, auf den Boden hinwerfen, um zu beten." — Den Ausdruck „Schuft" gebraucht er auch gegen den Rezensenten der „Liga von Cambrai" R 298; ferner im „Rubel auf Reisen" R 83. Über den Verkehrskreis seiner Freunde hat er aus Eifersucht auch sonst hart geurteilt, so T. II, 181, 232, 576, 795.

145. (16.) KP. „Ich sah, wie wieder der Lotos im Ozeane blüht." — Lotos s. 70. V. 2—4 erinnert an das Schlußbeit von 25.

(146). c, S. 167; R 441. „Wem dies Büchlein will gefallen?" — Schlußwort des „Spiegels" u. der „Verm. Schriften". Huldigung vor Goethe; „Hatem" ist der Name, unter dem dieser von Suleika besungen werden will (W. A. 6, 145).

D. „Neue Gaselen von August Graf von Platen."

Erlangen 1823. (147—205).

(147). d; R 442. „Der Orient ist abgetan, Nun seht die Form als unser an." — Ist das bedeutsame Motto der „Neuen Gaselen".

(148). d, S. 1; R 51. „Sollen namenlos uns länger." — Prolog zu den „N. Gas." Platen schickt das Gedicht am 15. März 1823 als „Rundgesang" an Fugger (Nachl. I, 165). Dieser antwortet am 5. April. Das Lied wendet sich, wie die Verse vor a u. c (1, 91), gegen die Philister, hier „Vernünft'ge" genannt. „Quasidichter" in der „Verh. Gabel" R II, 331.

(149). d, S. 4; R III, 282. „Es gibt ein Dichter ohne Falsch und List." — Daß der Dichter sich wahrhaftig und rückhaltslos in

seinen Werken offenbaren müsse, betont der Schluß von 92. In Hafis sah Platen einen solchen Dichter. 180 ist ganz dieser Gesinnung geweiht.

150. (s. 209.) d 1; R 730; 9. März 1823. „Ein Frühlingsatem kommt aus deinen Landen her." — Lenz und Liebe. — Am 15. März 1823 teilt Platen dieses Gasel Fugger mit, Nachl. I, 164. Am 9. März schreibt er, T. II, 574/5: „Von heute will ich eine Gasele anführen, die unter den verschiedenartigsten Einflüssen entstanden, und die mich in diesem Augenblicke noch ganz erfüllt. Sie fängt an: ‹Ein Frühlingsatem kommt aus deinen Landen her›." Unmittelbar vorher spricht er lebhaft von seinem Freunde Justus Liebig, der damals in Paris Chemie studierte; nun setzen zwar mehrere Zweizeilen des Gasels die unmittelbare Nähe des Freundes voraus, scheinen also einer Beziehung auf Liebig zu widersprechen. Aber abgesehen davon, daß der Dichter sich jenen sehr wohl anwesend denken konnte, ist es überhaupt nicht Liebig allein, der in diesen Versen lebt. Sie sind ja „unter den verschiedenartigsten Einflüssen" gedichtet. Vermutlich klingt in ihnen auch die Erinnerung an Cardenio mit, der seine Jugend in Frankreich zubrachte (T. II, 566). „aus deinen Landen" heißt also: aus Westen, aus Frankreich. — Platen hatte Liebig gerade ein Jahr vor diesem Gasel kennen gelernt (T. II, 511) und zwar in Erlangen, aber der „Ort, wo wir uns fanden" ist wohl Darmstadt, denn an dieses Zusammensein denkt der Dichter noch eben am 9. März 1823 mit Rührung. Tiefe Ergriffenheit über entschwundenes Glück zieht durch dieses besonders schöne Gasel. Die Wiederkehr des Lenzes ruft alte Erinnerungen wach. Die Kindheit des Jahres bringt dem Menschen einen Hauch der eigenen Kindheit wieder. — Zu V. 12 s. Haf. Pl. 1: „Schenke, gib vom Wein die Neigen!" V. 14 klingt in einem Sonett an German nach: „Daß ich an Klippen deines Stolzes strande" R 170. Das Gasel zeigt einige Verwandtschaft mit Haf. II, 9/10.

151. d 2; G 24; 13. März 1823. „Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen." — Am Abend des 13. März schreibt Platen, T. II, 575: „Kriegers große Schönheit mußte einen bedeutenden Eindruck auf mich machen. Leider kannte ich ihn nur wenige Tage, und heute verließ er Erlangen auf immer . . nun entstand auf einem Spaziergange ein kurzes Gedicht, in welchem die Sehnsucht der Liebe und der Schmerz des Verlustes in einander hineinfließen." Es ist 151, gerichtet „An Krieger, Student in Erlangen." Dieser Rheinländer wird sonst nur T. II, 547 u. 574 genannt, an der ersten Stelle als „Krüger" (T. II, 1012 gibt zwei unrichtige Zahlen). — Das zweite Beit bedeutet: Mein Name, Platen, wird in deinem Munde zum Gedicht; doch wegen unserer Trennung wirst du dieses Gedicht nicht mehr sprechen (s. T. II, 184, 227). Zu V. 5 s. 113 und das Sonett: „Wenn unsere Neider auch sich schlau vereinen, Um uns zu hindern und getrennt zu halten" R 179. — „zusammen taugen" steht in den Gaselen nur hier, ist aber sonst bei Platen beliebt: Haf. Pl. 38; R II, 239; T. I, 715; T. II, 354, 365, 555, 566, 844. — Dunkles Haar und helles Gesicht, allerdings bei ein und demselben, stellt Hafis einander gegenüber: I, 190; II, 198. — „Wenn auch getrennt die Geister sind" R 171. In den Terzinen „An Cardenio" heißt

es: „Im Wahn, daß unsere Seelen sich verzweigen" R 446. Im Juni 1819 schreibt Platen von sich und Schmidtlein (Adrast) T. II, 288: „Nous n' étions plus qu'une âme et nos corps ressemblaient à deux arbres dont les rameaux s'entrelacent étroitement et éternellement."

152. d 3; RA 73. „Die Liebe gibt Genuß und Schmerz, und vieles tragen wir." — Entsagung (s. 212). — Scheint, wie 151, auf die Trennung von Krieger gedichtet. Zu V. 3 s. Haf. II, 54: „Ha, der Freund ist bei mir, was ist nun andrer Besuch wert; Denn das Glück der Gesellschaft von diesem Trauten genügt mir." Die Klage „da nie wir Gunst erlangt" — 129: „Hauch der Gunst" — ertönt schon 1818, R 34: „Während ich, der im Gemüte Auf den Wink der Gunst verzichtet." Zu V. 10 vgl. R 47: „was gilt der Lieb' Ein Wo, ein Wie, ein Was?" R 329: „Was kümmert mich dein Stand? . . Stamme, woher du willt"; s. 212. Hierher gehört die Stelle, die Platen T. II, 541 aus Haf. I, 424 anführt, bei Rosenzweig I, 684: „War es am Ende schicklich, Daß ich die Frage tat, Was jener Herzensräuber Für einen Namen hat?" Vgl. Haf. Pl. 34. — 4 Verse hat Platen als wenig geschmackvoll weggelassen. Die „Mütze" fand er bei Hafis, dessen Vers er selbst T. II, 543 anführt (Rosenzweig II, 469; Haf. Pl. 41). Anders wird sie erwähnt in dem Sonett an Cardenio vom 16. Dez. 22 (T. II, 570; R 661; vgl. W. A. 6, 9). An den letzten Vers erinnert 156: „Da stoben alle Sterne vor deines Rosses Huf."

153. d 4; G 20; Mai 1823. „Schwarzes Auge, böser, falscher Dieb." — „Doch, liebe Seele, sprich, O sprich!" (R 28). Den Alexanderstoff haben die Perser vielfach behandelt (Horn S. 185 ff. Rosenzweig I, 745). „Scheiden löst mit gord'schem Hiebe" (R 862); die „Ode auf den Zölibat" (R 468) fragt: „Wo ist, der löst mit Alexanders Schwert den Knoten?" „Der gord'sche Knoten der Intrigue" wird in einem Entwurf für den Prolog des „Rhampsinit" genannt, T. II, 741. In diesem Stück sagt Barinissa: „Dann ist dein Herz, wie dein Gehirn, ein Sieb" R II, 189.

154. d 5; RA 74. „Wenn dich mein Blick vermocht zu finden auch." — Klage über Cardenio. — Hoffmann, von Platen als Cardenio gefeiert, Student der Rechte in Erlangen (s. 150), ist zu dem Dichter niemals in ein wirklich freundschaftliches Verhältnis getreten. „Er bleibt konsequent in seiner Härte und Unfreundlichkeit" (T. II, 548). Obwohl Cardenio ihn ohne Abschied verläßt, ist Platens Neigung unverändert (T. II, 563). Sie sehen sich wieder, doch umsonst: „Ich habe ihn ganz aufgegeben, aber ich kann ihn noch nicht ohne Wehmut betrachten" (T. II, 572). Einer solchen Stimmung entsprang dieses Gasel. Anfang März 1823 verläßt Cardenio Erlangen für immer, auch diesmal ohne Abschied von Platen (T. II, 574). — Dem schlanken Wuchs Cardenios und „seinen geringelten, braunen Haaren" spendet T. II, 542 Lob. „Deinen Moschushaaren danken Veilchen ihre krausen Locken" Haf. Pl. 38. Das 4. Beit ist ein Nachklang der 4. Strophe von Haf. Pl. 45: „Soll zu nichts ich, als zum Ziele Deiner harten Worte taugen? Schmeichle mir doch heut ein wenig, O du Licht der beiden Augen!" „hartes Wort" auch in einem Sonett an Cardenio, R 663.

155. d 6; G 53. „O Tor, wer nicht des Glücks geheimem Winke folgt." — Die „Zinke" Haf. Pl. 13 u. 16. Das 3. Beit erinnert an den Schluß von 32.

156. d 7; RA 75; 19. Mai 1823. „O wäre, dich zu lieben, mein einziger Beruf." — Eine bestimmte Gestalt, deren Schönheit hier besungen wird, ist nicht zu nennen; der Dichter hat, wie das Schlußbeit sagt, jede Annäherung an den Schönen vermieden. Die bloße Anbetung der Schönheit ist das Glück seines Lebens. — Der „Beter" auch R 34, 322. Der Schöne wird als „Götze" verehrt: Haf. Pl. 5, 12, 29; die Verse des Hafis, die dieser letzten Stelle zugrunde liegen, führt Platen T. II, 546 an. Schon T. I, 60 heißt es vom Grafen Mercy: „Da sah ich ihn denn an . . wie der fromme Beter das Heiligenbild." V. 4 deutet auf den Gebetsteppich des Moslem (Haf. II, 198, 274). V. 8 bezeichnet den Dichter, Platen. Er, der in der 30. Lebensregel sich mahnt: „Bewahre die Unbescholtenheit deines Namens" (R III, 196), mußte erleben, daß man sein reines aber leidenschaftliches Freundschaftsbedürfnis verdächtigte (s. 161, 165, 170, 178). Er spricht darüber T. II, 559.

157. d 8; RA 76; Mai 1823. „Mit manchen tändelt' ich so manche Zeit hinweg." — Vielleicht an Heinz gerichtet (T. II, 582). Zum 3. Beit vgl. die 2. Strophe eines Gedichts von 1819, R 369. Haf. Pl. 6: „Mit der Hand in Freundeslocken"; s. Goethes „Versunken" W. A. 6, 54. Das Gasel schließt wie 132.

158. d 9; G 26. „Den Geruch berauscht der Flieder." — Hafis I, 270: „Wenn die Bande der Rosenknospen Löste der Morgenwind" (auch Haf. I, 208). Der Wind als Bote der Liebe schon T. II, 107. Von Federigo (Brandenstein) heißt es T. I, 503: „Gleich jenem Ritter bist du treu und bieder."

159. d 10; 27. u. 28. März 1823. „Was ist's? Was soll geschehn? Die Zeiten sind verwirrt." (G 29: „Du blühst umsonst, Natur! Die Zeiten sind verwirrt.") — Natur und Mensch. — Im Lärm des Lebens, besonders der politischen Fragen, geht der Lenz unbeachtet vorüber. Darum fordert der Dichter Gleichgesinnte auf, sich um ihn zu heiterer Lebensfreude zu sammeln. Platen stand in seiner Studienzeit dem politischen Treiben fern, mit der Bewegung der Burschenchaften hatte er keine Gemeinschaft; T. II, 440 spricht er gar von deren „Wartburgskinderein." Seine rege wissenschaftliche Beschäftigung, dann die Wendung zum Orient mit ihrer vorwiegend lyrischen Stimmung mochten ihn den Fragen der Zeit entfremden. Vorher aber und besonders später in Italien nahm er daran lebhaften Anteil. Wie in 159 Platen, so erscheint in der 7. u. 8. Stanze des „Prologs an Goethe" dieser erhaben über die Streitigkeiten der Massen, der Kunst allein lebend: „Indes die Zeit, in ungebundner Meinung, Dem Leben bot die gräßliche Verneinung" R 66. — Die erste Zweizeile klingt an ein Gedicht vom März 1821 an (R 410): „Der Parteien Kampf, der dreiste, Will dich überall verwirren." — „kirren" =

locken. R 531: „Wollt ich doch so süß euch kirren". „Die Sonne, Helios der Griechen" als Himmelswagen in Goethes Diwan, W. A. 6, 184.

160. d 11; G 21. 23. u. 24. März 23. „Verdammen mögen hier und da der Kunst gestrenge Richter mich." — Bekenntnis. — Platen setzt bei dem Leser der Gaselen die gleiche Stimmung voraus, wie Goethe in der Elegie „Hermann und Dorothea" (W. A. 1, 294): „Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr!" Das 2. Beit ist eine kurze, aber sehr glückliche Schilderung des Werdens eines Kunstwerks im Geiste des Dichters:

„Die schönen Bilder jedes Tags begrüßen jede schöne Nacht
Vom Firmament der Phantasie wie hunderttausend Lichter mich."

Die subjektiven Erlebnisse, die Eindrücke des Tages, gelangen zu ruhiger, objektiver Erfassung und werden durch die dichterische Phantasie zum Ganzen verbunden. Wie Gestirne am nächtlichen Himmel steigen sie, selbst nun schöne Sterne, am „Firmament der Phantasie" empor, welche die unergründliche aber notwendige Vorbedingung ihres poetischen Seins ist. Im nächsten Beit erscheinen die Verse als Münzen, „die das Herz geprägt". So vergleicht Platen die Blätter des Tagebuchs dem weißen Silber, in das er seine Bilder prägt, T. I, 443: „Allein ein andrer formt die Stempel alle, Ich nehme sie aus meines Meisters Hand, Sie drückend in die reinlichen Metalle." Das Bild vom Münzenauswerfen ist der alten Sitte bei Krönungen entnommen, vgl. „Dichtung und Wahrheit", 5. Buch; W. A. 26, 324.

161—165. Gaselen zur Lebenskunst.

161. d 12; RA 77; März 1823. „Der Frühling hilft der Welt, der starren, lahmen, auf." — „die Bilder des Gefühls" sind die Gedichte, der „Rahmen" ist ihre äußere Form. Der Dichter fordert sich selbst auf, wie so vielem, nun auch der Dichtkunst zu entsagen, da man sie doch nur mißachte (V. 6) und den Dichter verleumde (156). Man rät ihm, einen einträglicheren Beruf zu ergreifen, doch er verachtet „die Satzungen der Zeit". Zu V. 4 und 11/12 s. Haf. Pl. 2: „Wenn auch, was wir unternahmen, Bösen Namen uns erschuf, Wollen wir denn guten Namen, Wollen wir denn guten Ruf?" Belehrungen und Vorwürfe, da er sich zu keinem Beruf entschloß, hat Platen oft erfahren. Die 2. Szene des ersten Aktes von „Treue um Treue" ist aus seinem Leben geschrieben (R II, 236). Der alte Schlichtegroll mahnt ihn „to spend well my day" (T. II, 89); Schelling macht ihn am 12. März 1823 darauf aufmerksam, daß er einmal in das öffentliche Leben eintreten müsse (T. II, 575). Von dem Tadel, den er ertragen, spricht das Epigramm „Unverhofft geschieht oft" R 676. Goethe über gute Lehren: W. A. 6, 100. Hafis verwahrt sich dagegen I, 160. — „ohne Plan" = aufs Geratewohl; ähnlich R 37. — „Frage nicht, was morgen sein wird" R 548, nach Horaz, Carm. I, 9. Die letzte Zweizeile klingt im Schluß von 177 wieder. Diese Unbesorgtheit um das Kommende hat Platen nicht immer bewahrt: „Wer sorgt für meine Zukunft, wenn ich mich nicht dafür anstrenge?" T. II, 560. Ernste Erwägungen darüber bringt T. II, 585. „Amen" im Sinne von Luthers Erklärung am Schluß des Vaterunser: „Ja, ja, es soll also geschehen".

162. d 13; G 44; 9. Mai 23. „Ich bedurfte, deine Liebe zu gewinnen, heut und morgen.“ — Lebe der Gegenwart! (s. 109) — Die „Bilder Neapels“ (R 264) sprechen vom deutschen Dichter und seinem „gediegenen Redeton“, den das Heimatland „heute vermag zu genießen und morgen noch“. Zu V. 5 s. Haf. I, 275: „Indes statt Wein ein Tropfen Taues Hinein in Tulpenkelche geht“. „Wein des Morgenrotes“ s. 64, 97.

163. d 14; G 54. „Herein, ergreift das Kelchglas! Was ließe sich weiter tun?“ — Durch Wein, Dichtung und Liebe getröstet vermag der Dichter sein Geschick zu ertragen. Man tadelt mit Unrecht sein „müßiges Treiben“ (vgl. 161); „müßig“ = ziellos, auf keinen bestimmten Beruf gerichtet. Das öffentliche Leben, wozu ihn seine juristischen Studien führen sollten, hat für ihn keine Bedeutung. Ist doch das alte Reich selbst untergegangen; was sollen die Trümmer, die einzelnen Menschen, nun tun? („Scheiter“ Plur. zu „Scheit“.) Platen fühlte sich nicht als Bayer, sondern als Deutscher, hatte als solcher aber damals kein Vaterland. Als preußischer Untertan in Ansbach geboren, kam er erst 1806 mit der Stadt an Bayern; diesem will er nicht dienen, da es ihm „doch nur durch die Caprice und Ungerechtigkeit der Fürsten zum Vaterlande geworden ist“ (T. I, 840). Der Wiener Kongreß ließ ihn an der Zukunft Deutschlands fast verzweifeln (T. I, 785). Den Zusammenbruch des alten Reiches erwähnt er mehrfach, so T. I, 8/9; er meint ihn in der letzten Stanze des „Prologs an Goethe“, R 67: „Wenn auch der alte hohe Baum verdorben, Der eine Welt im Schatten konnte wahren.“ In 163 wird das Reich dem Schiff verglichen; das nächste Beit gedenkt einer andren zerstörten Macht, Hellas: Es lohnt sich nicht, den Arm für die Neugriechen zu rühren; sie sind kein Volk mehr. Robert F. Arnold sagt in seiner Untersuchung „Der deutsche Philhellenismus“ (Euphorion 1896, II. Ergänzungsheft, S. 180): „auffällig ist das Schweigen der großen Gegner, Heines und Platens.“ (Diesen nennt er noch S. 131, 146, 164, 173, 179.) Unser Gasel bringt die Erklärung für Platens Zurückhaltung in der Griechenfrage. An drei Stellen der „Verh. Gabel“ wird der Kämpfe und Leiden der Neugriechen gedacht, R II, 290/1, 295, 311; eine Äußerung, welche die Wiener Gegend schildert: „Ein bewässertes Land, von Gelehrten bewohnt, die aber dem Griechischen abhold“ (R II, 329) ist wohl auf die Wiener „Philosmanen“ zu beziehen, besonders auf Joseph v. Hammer, einen bekannten Gegner des Philhellenismus (vgl. Arnold a. a. O. S. 81, 105, 146). Hierher gehört auch die Ode „Europas Wünsche“ (R 667). Eines der „Polenlieder“, „Die Klagen eines Volksstammes“, R 100, sagt von der heiligen Allianz: Sie ward „Besiegelt auch durch Griechenblut.“ Platen hielt sich in Erlangen überhaupt den politischen Fragen fern; s. 159. — Das Unabwendbare „gefällig und heiter“ zu tragen zeigt den Einfluß von Schillers Abhandlung „Über Anmut und Würde“; Platen meint die Würde, die sich der Anmut nähert (Goed. 10, 122); sein Ziel ist „die schöne Seele“, „wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung“ (Goed. 10, 104).

164. d 15; G 23; 23. März 1823. „O Tor, wer nicht im Augen-

blick den wahren Augenblick ergreift." — Das Beit vom Sämann beschreibt bei aller Kürze ergreifend den Zustand dessen, der sein Leben in Dürftigkeit und Mühen verbracht hat, und dem das Alter reichlich Früchte bringt, die er aber nicht mehr genießt. Zwei ähnliche Bilder, das kummervolle Leben und den reichen, aber allzuspäten Segen, stellt Goethe gegenüber in „Künstlers Erdewallen" u. „Künstlers Apotheose" (W. A. 16, bes. S. 161). In verzweifelter Stimmung schreibt Platen am 30. Dez. 1817, T. I, 371: „Mein Mannesalter wird herbeikommen und mir Rechnung abfordern: Wie hast du die Jugend genossen?" Er möchte jenem gleichen „cui licet in diem Dixisse: Vixi!" (Horaz, Carm. III, 29). — Das Wort des Titus: „Diem perdidi" (Sueton „Titus" 8), das Platen so frei umbildet, wird schon T. I, 419 in einem Verse Voltaires an Friedrich den Großen erwähnt: „Titus perdit un jour, et vous n'en perdrez pas." — R 57: „Ein süßer Mund voll schöner Sinnlichkeit." — Das Schlußbeit ist ein Kunstwerk kurzen und doch vielsagenden dichterischen Ausdrucks: Platen erinnert noch einmal an die Lehre, den Tag zu genießen, das horazische Carpe diem. das mancher gering geachtet, den nun die Erde deckt. Doch die Natur wiederholt noch Jahr für Jahr an seinem Grabe diese Lehre, indem sie es im Lenz mit Rosen und erst im Herbst mit Reif bedeckt. — Rosen als Sinnbild der Jugend im „Klagelied Kaiser Otto des Dritten" R 24: „Bedeckt das Grab mit Rosen, Das ich so früh gewann." Den Augenblick zu genießen mahnt Hafis oft, denn: „Rosenzeit ist nicht beständig. Freunde! schnell vorbeigeflohen Ist das Leben wie die Winde" (Haf. II, 439; 153, 482, 564). — Ein satirisches Seitenstück zu diesem Gasel ist der Rat der Phyllis an Mopsus (Verh. Gabel, II. Akt. R II, 298).

165. d 16; G 33. „Hab' ich doch Verlust in allem, was ich je gewann, ertragen." — Mag in der zufriedenen Stimmung entstanden sein, über die Platen am 14. Mai 1823 sich äußert (T. II, 580). Durch Leiden hat der Dichter sich zu der Erkenntnis durchgerungen, „daß man alles kann ertragen." Jedoch war dieser Gleichmut, den das Gasel zur Schau trägt. mehr ein Wunsch als ein Besitz des Dichters, der in seiner deutschen Zeit sich nur selten dem Schmerz zu entreißen vermochte und seinem Tagebuche die erschütterndsten Klagen anvertraut. „Ertragen!", der Überreim des Gasels, ist zugleich dessen Inhalt. Epiktets ἀνέχου καὶ ἀπέχου klingt oft aus Platens Äußerungen. Einmal (T. II, 102) tröstet ihn die Luthersche Fassung dieses Wortes: „Schweig, leid, meid und ertrag, Dein Not niemand klag . ." und portugiesisch ruft er sich ein andermal zu: „Estou resignado. Resignado!" T. II, 228. In dem Gedicht „An Cardenio" (R 508) heißt es: „So manches litt, so viel ertrug ich schon"; vgl. 199. Am 9. März 1823 schreibt er: „Es ist erstaunlich, wie viel sich ertragen läßt" (T. II, 574). Bei „Trennungsqual" ist an den traurigen Abschied von Rotenhan, von Bülow oder Krieger zu denken: s. 151; T. II, 374ff. 483ff. „verschmähte Liebe", ein Schmerz, den Platen oft erfahren mußte: Adrast (Schmidtlein) schrieb ihm nach den Gedichten von Iphofen den leidenschaftlichen Absagebrief (T. II, 325), Knöbel wies 1823 seine Freundschaft kränkend zurück (T. II, 577), ähnlich German 1826 (T. II, 792). Cardenio erwiderte seine

Neigung nicht; s. 154. — Der „Faden des Geschicks" wie in dem „Fragment" von 1818, R 432: „Manchem Werke mißgönnt Lachesis frohen Beschluß." — „Saul u. David", R 339: „Doch fühl' ich bis zum Himmel mich erhoben". Zum folgenden Vers sei ein Wort der „Verh. Gabel" erwähnt: „Manche, denen nichts das Leben lehrte", R II, 291; ferner T. II, 545: „Ich habe wieder gelernt, wie viel man ertragen kann". — In demselben Jahr wie das Gasel, 1823, entstanden die Verse: „Denn ach, die Menschen lieben lernen, Es ist das einz'ge wahre Glück!" (R 53). — Die letzte Zeile findet ihre Begründung in einem Gedicht von 1820, R 55: „Es übt sich mehr und mehr das Herz Und stählt sich, daß von Tag zu Tage Mit größerm Mut es immer neuen Schmerz Und immer neuen Kummer trage." Eine andre Auffassung tröstet den Dichter in dem Sonett R 156: „Denn ach! ich habe Schlimmeres ertragen Als dieses Schlimme jetzt und duld' ergeben." Vgl. Haf. Pl. 42. — Mit dem Gasel in der Anschauung verwandt ist ein Gedicht, das etwa in derselben Zeit entstand: „Von allem, was da leibt und lebt" (R 416). Ludwig Robert hat 165 in seine Besprechung der Ausgabe g ganz aufgenommen,[1]) Minckwitz druckt es in den „Literaturbriefen" S. 66/7 ab.

166. d 17; G 34; 9. Juli 23. „Es lächelt, voll von Milde, mir manches Angesicht." — „voll Milde" R 154; „voll von Milde" R 23. Die „Warnung" von 1819 spricht vom Leuchten „Der schwarzen Augen, die dir Sterne deuchten" R 38. In dem Sonett G 48 (R 176) sagt der Dichter von seinen Augen, die dem Blick des Freunds begegnen: „So müssen Liebe sie aus ihm sich saugen". An das 4. Beit erinnert der „Gesang der Toten" (R 43), der von der Sonne sagt: „was die Flächen wärmet, Die Tiefe wärmt es nicht". Zum letzten Vers von 166 s. Haf. Pl. 13: „Wenn die andern ihre Triebe In Begier und Lust vergeuden, Wird der Schmerz um deine Liebe Mir zur Quelle hoher Freuden."

167. d 18; G 35; Mai 1823. „Die Zeiten, wo das Liebchen nah, sie gehn, ihr wißt nicht wie, herum." — „Fischerknabe" R 28. „O sprich, wie soll die lange Nacht Vergehn mir ohne dich?" In „Treue um Treue" (R II, 240) singt Idwin von der Liebe: „Weniger seliger Stunden Kürze Macht euch länger die ganze Zeit." Zum Ausdruck vgl. R II, 36: „Mein Leben bracht' ich so herum" (ähnlich R II, 17). Das zweite Beit benutzt Minckwitz S. 203 zur Kennzeichnung der Gaselendichtung Platens überhaupt; es spricht von der Freiheit des Dichters, sich ganz ungebunden in Bildern und Gleichnissen zu bewegen (s. 160). — Platen meint den katholischen Rosenkranz, wie im „Sieg der Gläubigen" (R II, 19) und den „Großen Kaisern" R 686. Jedoch wird auch in den Moscheen, den „türkischen Kirchen" (T. I, 221), der Rosenkranz gebraucht. Er besteht aus 99 Korallen, welche die 99 Eigenschaften Gottes bedeuten (Rosenzweig I, 771). Goethe spricht davon in den Noten zum Divan, W. A. 7, 59; Wurm S. 222; Schleiden S. 105 f. — Das „Du" an Stelle des „Sie" war für Platen, der so ganz der Freundschaft lebte, stets ein sehr bedeutsames Ereignis: „Freunde sind wir, du zu du" jubelt 128. Die Tagebücher sprechen häufig davon, so

[1]) Jahrbücher f. wissenschaftliche Kritik. Berlin 1829.

T. II, 288—292, 364, 405, 474, 514, 538. Den Wunsch der letzten Zweizweile hegt Platen einmal in Bezug auf Schmidtlein, T. II, 154.

168—173:

Zum eignen Leben und Schaffen.

168. d 19; G 16; 22. Mai 1823. „Was heimlich oft mein Herz erfrischt.“ — Der Dichter. — Dieses Lied könnte als ein poetisches Vorwort zu den „Neuen Gaselen“ dienen; in g trat es an deren erste Stelle. Das zweite Beit ist geradezu ein Zuruf an die Öffentlichkeit. Freilich war Platen unfreundlicher Beurteilung gegenüber meist nicht so gelassen, wie er hier erscheint, sondern grimmig scharf gegen jenes Geschlecht, „Welches heute klatscht der Torheit und der Wahrheit morgen zischt“ (R II, 382). Den Gedanken der letzten Zweizeile führt ein Gedicht von 1819 aus, R 46/47: „Wie einer, der im Traume liegt.“ Um dieselbe Zeit schreibt Platen (T. II, 338): „Mais enfin je connais mon coeur assez, pour savoir qu'il ne sera jamais tranquillisé.“ Er knüpft daran die Schlußverse des Gedichts von Salis-Sewis: „Das Grab“: „Das arme Herz hienieden, Von manchem Sturm bewegt, Erlangt den wahren Frieden Nur, wo es nicht mehr schlägt.“ Dem letzten Bild des Gasels steht auch Goethes „Ergebung“ nahe (W. A. 6, 60): „Ich singe mit schwerem Herzen. Sieh doch einmal die Kerzen, Sie leuchten, indem sie vergehn.“

169. d 20; G 15. „Wer Gelder eingetrieben.“ — Der leicht scherzhafte Anfang gemahnt an Hagedorns Gedicht: „Johann, der muntre Seifensieder.“ — „Da senkt des Himmels Wagen Der Sterne heil'ge Sieben“ ist auf die sieben Sterne zu beziehen, die den Wagen oder großen Bär bilden. So heißt es in einem Sonett an Cardenio, R 661: „und liebend schien der Wagen Auf dich zu senken seine sieben Sterne.“ Diesem Sonett liegt der nächtliche Heimweg Platens mit Cardenio von Schallershofen nach Erlangen zugrunde: „Die Deichsel des Wagens eilte dem Horizonte zu“ (T. II, 569; 12. Dez. 1822). „Die Ursa thront am Himmel als Gestirn“ (R II, 87). Dagegen wird das sogenannte „Siebengestirn“, die Plejaden, im 3. Gesang der „Abbasiden“ genannt, R II, 471; ebenso in dem Gedicht „Aus der Sappho“, R 547. Dieses Siebengestirn der Plejaden, nicht des Wagens, ist in der persischen Dichtung vielgenannt, z. B. Hafis I, 77, 408, 410, 450; II, 151, 173, 327. — Über die Menschenliebe s. 165 und T. I, 765. Das Carpe diem betonen 162 u. 164. Vom Lebensbuch spricht 172; die „Hymne der Genien“, R 424, vom „Buch der Natur.“ Die Ode „An König Ludwig“ nennt „das Buch der Zeiten“ R 187. Der Eingang zum Iskandernameh sagt von Gott: „Dein Kiel ist die Weisheit, dein Schreibbuch die Welt“ R 550; vom „Weltenbuche“ spricht Haf. Pl. 46.

170. d 21; RA 78. „Das Schöne will ich verehren, verlachen die ganze Zeit.“ — „Was macht sich neben Gesängen das nüchterne Wort so breit?“ Diese Schlußfrage des Gasels zeigt so recht den Stolz des Dichters auf seine Kunst. Er ist dem Schönen ergeben und will „der äußersten Weichlichkeit“ leben; s. 102. „Die Weichlichkeit Anakreons“ nennt der III. Akt des „Rom. Ödipus“, R II, 382. Er verachtet die Sitten-

richter (s. 148, 156, 172); gegen Verleumder zeigt er in V. 4 dieselbe Milde wie in 168, V. 4. Solche „weiche Lieder“ (201) konnten nicht den Ton des Hasses ertragen. Dieselbe Weichlichkeit herrscht in dem Sonett „Nach langer Tage glücklichem Vollbringen“ (R 152). In einem Gedicht von 1823 vergleicht sich Platen mit Hafis: „Mich verleumden, mich entstellen, Mögen nüchterne Gesellen“ (R 373).

171. d 22; G 14; 22. Mai 1823. „Kein Verständ'ger kann zergliedern, was den Menschen wohlgefällt.“ — Der Dichter und die Gaselen. — Das Anfangsbeit ist eine Kennzeichnung der Gaselform, ein Hinweis auf ihren eigenartigen Reiz; darum wird es von Minor S. 507 angeführt. „Verständ'ger“ = Kunstrichter (s. 160). An V. 3/4 klingt das „Sonett an Goethe“ an: „Er schneidet sich des Liedes flücht'ge Bolze“ R 150. Das Bild bezieht sich eigentlich auf den Gott der Dichtkunst, den pfeilschießenden Apoll: „Pfeile versendet der Gott des Gesangs“ („Abschied von Rom“ R 238). Ähnlich schließt der Festgesang an den Grafen Fugger (R 246) und das Epigramm „An den Dichter“ (R 298). Das dritte Beit gibt einen christlichen Gedanken im Gewande des Islam (s. 3). Die Menschwerdung Christi, sein Stand der Erniedrigung ist es, „was den Menschen wohlgefällt.“ Vgl. Goethe im Diwan, W. A. 6, 235: „Vom Himmel steigend Jesus bracht Des Evangeliums ewige Schrift.“ Er heißt bei Platen „Herr des achten Himmels“ und gilt auch im Islam als Prophet. „Nach der muhammedanischen Glaubenslehre gibt es acht Himmel oder Paradiese und nur sieben Höllen, um anzudeuten, daß Gottes Milde größer sei als seine Strenge“ (Rosenzweig I, 760). Schon T. I, 79 sagt Platen von einem Menschen mit ungewöhnlichen Vorzügen, er „müßte wenigstens vom dritten Himmel herabgestiegen sein.“ Das letzte Beit gedenkt der provenzalischen Minnehöfe, von denen in Schillers „Jungfr. v. Orl.“ Karl VII. spricht. „Den akadem'schen Minnehof“ zu bilden fordert Jokaste im „Rom. Ödipus“ auf (R II, 376). Friedrich Diez [1]) hat das Dasein der Minnehöfe bezweifelt und meint, daß man „sowohl Liebeshändel wie Liebesfragen nicht durch stehende Kollegien, sondern durch eigens ernannte Schiedsrichter“ aburteilen ließ. Platen steht hier ganz auf dem Boden dieser Anschauung; sein Freund ist der Schiedsrichter.

172. d 23; G 58; 21. Mai 1823. „Die Ketten streift' ich ab und warf die Seile weg.“ — Dichter und Welt. — Absage an alle, welche den Sänger mit böser Nachrede oder guten Lehren verfolgen. Ihre Worte sind wie Pfeile, die sie nach der Sonne senden. — In der Ode „An König Ludwig“, R 187, heißt die Krone „die metallene Last“. 172 bezieht sich mit diesem Beit auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Jan. 1793), an die Platen schon 1812 in der „Charlotte Corday“ erinnert (Petzet V. 80/81 und 154/56). Im „Konradin“ heißt es: „Weil seinem Haupt der Krone Schmuck gebührt, Nur darum fällt es unter Henkershänden“ (Petzet V. 15/16). Ähnlich wie das Gasel schließt der „Epilog“ von 1833, R 115: „Doch gib, o Dichter,

[1]) „Die Poesie des Troubadours“, Zwickau 1826, S. 29 f.

dich zufrieden," und das Epigramm „Mahnung" beginnt: „Schweige, Gesang!" (R 300).

173. d 24; G 38; Mai 1823. „Weiß ich, wohin ich noch gezogen werde." — Des Dichters Los sei fortan der Kampf, nicht mehr der Genuß (Gegensatz zu 170; nur der Trotz ist derselbe). Seine Lieder sind nun nicht mehr weiche Hirtenlieder, „Eklogen", sondern herbe Kampfesklänge. Jedoch hat Platen in den Gaselen die lyrische Weichheit nie verleugnet. Valentin Schmidt spricht von den „Neuen Gas." als von „lyrischen Eklogen" (T. II, 596); in 199 nennt Platen selbst sie: „Diese weichlichen Gesänge". Eklogen dichtete er in Italien, so die „Fischer auf Capri" (R 260ff.; T. II, 841).

174—176 sind an Justus Liebig gerichtet.

174. d 25; G 37; 23. Mai 1823. „Wie, du fragst, warum dein Wohlgefallen." — (Zum Entstehungsdatum vgl. Unger in Kochs Studien zur vergl. Lit.-Geschichte, IV, 303, Anm. 1). Am 26. Mai 1823 schreibt Platen, T. II, 581: „Auch vorgestern entstand eine Gasele an Liebig, die ich ihm sogleich schickte, in Antwort auf einen geistreichen Brief, in dem er mir auf eine sehr liebenswürdige Art seine Studien und Beschäftigungen in Paris mitteilt und alles auf seinen Freund bezieht." Der Brief Liebigs war vom 16., Platens Antwort vom 23. Mai, (obwohl das Tagebuch vom 26. Mai sie auf „vorgestern", also den 24., verlegt); vgl. T. II, 581, Anm. 1. Über Liebig und Platen s. Carriere, der Liebigs Brief auf S. 287/8 mitteilt, u. Nr. 241 des „Fränkischen Kurier" vom 12. Mai 1903. Am 29. Juni 1823 klagt Platen, daß Liebig gar nicht mehr schreibe. Die Anmerkung zu T. II, 584 gibt die Gründe dafür. Liebig hatte das Gasel, in welchem Platen sich „der Niegeliebte, Seltentreue" nennt, falsch verstanden und in einem Briefe vom 15. Juni seiner Verstimmung Ausdruck gegeben: „Mit dem Niegeliebten machst Du mich ja zum Lügner, und mit dem Seltentreuen schälst Du Dich von meiner Liebe los. Keine Dunkelheit soll mehr unter uns Anlaß zu Mißverständnissen geben, das habe ich Dir versprochen. Diese Reflexionen sind deshalb hier nicht am rechten Ort" (Carriere S. 289). Der Dichter suchte in zwei herzlichen Briefen vom 25. Juni und 3. Juli den Freund zu begütigen, den er als „schrankenlos empfindlich" kannte, und der auch selbst „seine argwöhnische, empfindliche Gemütsart" verdammt (T, II, 523, 579). Platen schreibt: „Weshalb verwundert sich denn der Dichter, als daß er, der Niegeliebte, nun geliebt wird? Das ‹Niegeliebt› kann sich also unmöglich auf Dich beziehen. Der ‹Seltentreue› scheint auch von frühern mannigfachen Zuständen abstrahiert zu sein; denn gegen Dich könnte ich wohl treulos oder treu sein, aber unmöglich seltentreu" (Carriere S. 289/90). Später klagt Liebig über Platens Annäherung an Cardenio, von der ihm Kunde geworden war (T. II, 635/6). — Das Herz eine Laute auch in den „Morgen- und Abendbetracht." (R 489): „In die harmon'schen Saiten meiner Seele." — Die Verse, welche die Kraft des Glaubens schildern, erinnern an Goethes „Lied und Gebilde": „Schöpft des Dichters reine Hand, Wasser wird sich ballen" (W. A. 6, 22); eine ver-

wandte Vorstellung in der indischen „Legende": „Seligem Herzen, frommen Händen Ballt sich die bewegte Welle" (W. A. 3, 10). Platen sagt: Dem Gläubigen könnten selbst die Wolken festen Halt gewähren. „Wer aber hienieden setzte Auf Wolken je den Fuß?" („Morgenklage" R 212).

175. d 26; G 36; 29. April 1823. „Jahre schwanden, dieser Busen ist von Liebe rein gewesen." — Geständnis. — Der Dichter läßt sein von der Liebe oft bewegtes Herz reden, nachdem er endlich bei einem Freunde Ruhe gefunden zu haben wähnt. Dieser solle ihm die Lieder verzeihen, die er vormals an andre gerichtet. Der Freund ist Justus Liebig, der am 15. März 1823 an Platen einen Brief gerichtet hatte, aus dem dieser die herzlichste Neigung erkennen mußte, ein Glück, das er selten empfunden (T. II, 579/80; Carriere S. 282/3). Daher bricht er nun über alle früheren Freunde den Stab: „Gegen Liebig aber bin ich nie anders als wahrhaftig gewesen" (T. II, 636). Freilich, nicht 2 Jahre nachher, sieht er, der „Seltentreue" (174), Federigo (Brandenstein) wieder, und vergessen ist jede andre Liebe: „Es hat kein spätres Bild dein Bild vernichtet, Das fühlt' ich stets vielleicht und fühl' es heute" (T. II, 739). — Das erste Beit ist ganz dichterische Freiheit und kein einwandsfreies Geständnis, aber Liebigs Eifersucht machte es notwendig. „Was ihn wieder hat befangen" d. h. was ihn wieder mit Liebe erfüllte. So sagt T. II, 188: „Aber ach, die Zeichen trügen Jeden, der sich fühlt befangen." Die nächste Zweizeile will sagen: In manche Freundschaft trat ich ein; doch die Locken, die mich dazu verführt, waren eherne Fesseln und verstrickten mich in Irrtum und Qual. V. 3—14 sind eine einzige große Klage über die Enttäuschungen, die der Dichter auf den Irrfahrten seines Herzens erlebte. Ähnliche Äußerungen und die Vorsätze, den Irrungen der Leidenschaft zu entsagen, kehren in den Tagebüchern immer wieder, so T. I, 635, 641, 719, 874; II, 125, 154, 432. — Im 4. Beit vergleicht er sich dem Schatzgräber, der im Traume trügliche Weisungen empfängt. So träumte Platen wirklich einst von Freunden, die ihn dann enttäuschten: von Federigo, T. I, 447; von Hornstein, T. I, 448; von Schmidtlein, T. II, 203/4. — V. 9/10 „aus der Ferne" d. h. aus Paris, wo Liebig studierte; Verein und Trennung werden auch in Haf. Pl. 13 (letzte Strophe) einander gegenübergestellt.

176. d 27; G 50; Mai 1823. „Es schmückt mit zarter Decke kaum." — Eine ähnliche Schilderung, aber in südlicher Landschaft, bietet 221. — Der Freund ist Liebig; mit Genugtuung rühmt von ihm das 3. u. 4. Beit, daß er trotz des Eindrucks, den er auf die Frauen mache, doch unempfindlich gegen ihre Reize sei. Diesen Versen liegt ein Vorgang aus dem Leben Liebigs zugrunde, den Platen T. II, 522/3 erzählt. Dabei erscheint „Der reinen, keuschen Sitte Zaum" bei Liebig nicht gar so streng, wiewohl er die Leidenschaft der Frau jenes Erlanger Studenten Geyer nur mäßig erwiderte. Platen hielt ihn in dieser Frage nicht für schuldig. Das weibliche Geschlecht sah er von seinen Freunden gern gemieden. „Die Frauen scheinen ihn nicht zu kümmern" schreibt er mit Beruhigung von Rotenhan (T. II, 354). — V. 3/4 nach einem bei Hafis üblichen Vergleich

des Bartes mit jungem Grün: „Ich sah den grünen Flaum des Barts" (Haf. II. 257; vgl. Haf. Plat. 23).

177. d 28; G 56: Mai 1823. „Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch." — Des Dichters Leben. — Dieses Gasel ist ein Meisterstück der Selbstschilderung. V. 1 erwähnt die Soldatenzeit, 1814—18, wozu auch der Aufenthalt im Kadettenhause zu rechnen ist, 1806—10; diente doch die Trommel zum Zeichengeben für die Kadetten (T. I, 17). Die ursprüngliche Lesart: „Zu Felde zog ich jung und zart" beschränkte sich nur auf einen Ausschnitt aus Platens Dienstzeit, den Feldzug von 1815. Der Dichter entschied sich für die allgemeinere Fassung, um die Kadettenjahre mit einzuschließen und so die zeitliche Folge zu wahren, denn die zweite Hälfte des 1. Verses meint die Pagenjahre am Münchener Hofe, 1810—14. — Über die Erfahrungen und vielfach wechselnden Ziele Platens sprechen seine Tagebücher. — Wanderungen unternahm er oft, so nach der Schweiz 1816, Wien 1820, Salzburg und Göttingen 1821, an den Rhein 1822. — V. 6 findet sich in andrer Form im „Fragment" von 1820, R 520: „Wirst du, Tod, o wann, verwandeln diesen schwachen Körper, sprich? Nun der Haß und erst die Liebe rüttelten ihn fürchterlich." — Im 10. Sonett aus Venedig sieht der Dichter darin seine Aufgabe: „Des Schönen Evangelium verbreiten" (R 163). — „solche Kronen webt' ich auch" meint Blumenkränze, wie die Anfänge von 73 u. 87; ferner 172: „Metallne Kronen flieht, doch schlingt die Ros' ums Haupt!" 97: „gewobne Rosenringe". In einem Liede von 1818 entsagt Platen dem Kranz des Dichters: „Denn für dich sind nicht gewoben Jene dunkeln Lorbeerzweige" (R 33). In den „Polenliedern" heißt Nikolaus I. der „Kettenweber der Tyrannei" (R 108). — Nachdem der Dichter Vergangenheit und Gegenwart geschildert, schließt er: Möge die Zukunft verhüllt bleiben. „Wenn das Leben was versaget, Müßt ihr's früh genug erfahren" (204). — Ansätze zu solcher Selbstschilderung finden sich bei Hafis, besonders II, 50: „Liebeschmerz hab' ich erlitten . . Trennungsgift hab' ich verkostet . . Viel bin ich umhergewandert." Heinrich Leuthold hat sich in einem ähnlichen Gasel an Platen angeschlossen („Gedichte"[4], Frauenfeld 1894, Nr. 28).

178. d 29; G 41; Mai 1823. „Immer erhält die Verliebten wach." — Die Liebe. — „Der Liebende wird nicht irre gehn, Wär's um ihn her auch noch so trübe" (W. A. 6, 148). — „Nachtwandler" Haf. II, 463; „des Verlangens Weg" wörtlich nach 129 (Haf. I, 340). Von den Gefahren der Liebe als „Dem jähen Abgrund" spricht das Sonett G 14 (R 156). Platen selbst hatte die Wahrheit dieses Wortes erfahren: der Bruch mit Schmidtlein (T. II, 325 ff.) war die Folge der Gedichte von Iphofen, in denen auch er sich durch die Phantasie an einen solchen Abgrund hatte locken lassen; zu der verletzenden Absage Knöbels aber bemerkt er selbst: „Der Abgrund, an dem ich seit Jahren schwindle, hat sich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgetan" (T. II, 577). Bald darauf entstand dieses Gasel. Die 4 letzten Verse desselben, „diese bedächtlichen Zeilen", führt Melchior Meyr („Über die poetischen Richtungen unserer Zeit." Er-

langen 1838, S. 66) an als Beweis dafür, daß Platen selbst gemerkt habe, „wo und wie es bei ihm hapert"; daher habe er sich hier „artig verteidigt und getröstet" wegen der Vorwürfe über seine undeutsche Freundschaftsglut. Diese Auffassung ist unrichtig; die Verse besagen nur: Ich versuchte es mit der Tugend, sah aber, daß Liebe (und Dichtung) darunter leide. Daher folge ich wieder ganz meiner Neigung und ernte dafür liebliche Verse. In solchen, fast leichtfertig klingenden Worten, gefällt sich Platen zuweilen; in Wahrheit diente ihm auch hier der Scherz als Maske, wenn er tiefe Schmerzen sang (216). — Das Schachspiel nennt Goethe in den Noten zum Diwan, W. A. 7, 30; „schachmatt" (R II, 77). Platen lernte das Schach 1820, T. II, 386. — Das letzte Beit vergleicht den Klang der Gaselverse dem Rieseln des Baches. Solche Bilder liebt Platen (s. 184). Ein Gedicht von 1819 schließt: „Aber meine Verse rinnen Wie Gewog im Silbersee" R 364; „bergstromähnlichen . . Gesang" R 194; „prachtströmige Wogen des Lieds" R 243; „des Gesangs Strom" R 255; „Springquell der Gesänge" R 258; „ein Strom von wirbelnden Gesängen" R 415; „der Strom des Liedes" R 428; vgl. den Schluß von 191. Auch Hafis sagt von seinen Versen, sie „fließen wie Wasser" und „Hafisens Verse fließen wie Lebenswasser" (Haf. II, 54, 96).

179. d 30; G 17. „Ich sah vor mir dich wandeln einst; o schöne, goldne Tage mir." — Erinnerung. — Der Dichter gedenkt eines früheren Freundes, vermutlich Bülows, über dessen Verlust ihn Fugger umsonst zu trösten suchte (Brief vom 12. Nov. 1821; Nachl. I, 141 ff. vgl. Platens Antwort). „manches Ach", weil auch damals das Glück nicht ungetrübt blieb (s. 144 und T. II, 473, 476, 479, 483). — V. 4 erklärt sich aus Bülows „liebender Divinationsgabe" T. II, 469. Zu „Musik, bei der mein Herz gehüpft" s. T. II, 474: „sein liebes Du war mir die Musik dieses Tages." Der Dichter gedenkt an den „Spiegel d. Hafis": „Zum Dichten gab dein schlanker Wuchs mir Stoff." Das folgende Beit erinnert ganz an den Stil jener Sammlung, besonders an 108. Endlich wird der vereitelten Hoffnungen auf Wiedersehen gedacht.

180. d 31; G 49; 26. Mai 1823. „Was gibt dem Freund, was gibt dem Dichter seine Weihe?" — Wahrheit im Dichten. — Platen ist ein Feind der Halbheit; er will rückhaltlose Offenheit, im Leben wie im Dichten. Er selbst hat in seinen Liedern und Tagebüchern jene unglückselige Veranlagung bekannt, die das Verhängnis seines Lebens war. „Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!" Mit diesem Wort aus 180 hat L. v. Scheffler seine Vorrede zum II. Bande der Tagebücher geschlossen. — Gegen die Halbheit richten sich noch 84, 96, 98, 118, 149, 190. Die Parabase des IV. Akts der „Verh. Gabel" verachtet „Ein Geschlecht, das stets zerrissen, stets vom Halben halb erfaßt" (R II, 332). — Zum 6. Beit vgl. Haf. Pl. 1: „Weder Bart noch Mal noch Schminke Braucht ein schönes Angesicht." Der „Bildersaal des Lebens" auch im Pendnameh, S. 20: „Dem Weltkind scheint die Welt ein Bildersaal."

181. d 32; G 43. „Aus allen Fesseln wand mein Geist behende sich." — Eine „Blende" ist eine Mauernische mit einem Heiligen-

bild. Über „Nischen oder Blenden“ im Islam s. Haf. I, 448, Anm. 2. Platen erzählt von einer Reise nach Innsbruck 1807: „Ich denke noch der schönen Kirchen daselbst und der steilen Martinswand mit ihrer Blende“ T. I, 20. Den Grafen Mercy betrachtet er „wie der fromme Beter das Heiligenbild, vor dem er im Staube liegt“ T. I, 60. Schack (I, 349) sagt in der Ballade „Erwin v. Steinbach“: „Die Apostel in den Blenden Öffnen ihr geweihtes Buch.“

182. d 33; G 42. „Einmal will ich, das versprech' ich, ohne Liebgekose leben“. — (Verkürzt zur Vierzeile 140). Der Dichter ist entschlossen, unbekümmert um Verkennung, heiterem Lebensgenuß zu folgen. Freilich spielt er nur mit diesem Vorsatz; ihn auszuführen war er nicht geschaffen. Wir sehen ihn „Weise leben, lose reden“, während die Sittenrichter, deren „schillernde Tugend“ (170) er verachtet, „weise reden, lose leben.“ Gleichmut gegenüber falscher Beurteilung durch andere spricht auch die „Epistel an Nathanael Schlichtegroll“ aus (R 479), ähnlich das Sonett R 148. — Daumer S. 80: „Kommst du, Freund, gegangen Mit den Tafeln Mose, O so lacht im Garten Über dich die Rose“.

183. d 34; G 47. „Schüchtern war die Seele, war erschrocken sonst.“ — In vollem Gegensatz zu dem vorigen Gasel scheint der Dichter hier seiner Leidenschaft entsagt zn haben. Doch am Ende droht ihn die Schönheit wieder zu überwinden: „Denn was wollen anders deine Locken sonst?“ — Die Mütze, „voll von Glocken“, ist die Narrenkappe. Im „Berengar“ soll Birbante sie aufsetzen (R II, 134).

184. d 35; RA 79. „Im Leben fühl' ich stets, ich weiß nicht, welche Qual.“ — Nichts Irdisches, auch die Liebe nicht — damit knüpft 184 an die beiden vorigen an — kann der Seele des Dichters Befriedigung gewähren. Nur die Dichtkunst vermag ihn zu trösten; sie ist das einzige Band zwischen ihm und der Welt. Diese gewinnt nur dann Leben und Harmonie, wenn er sie als Dichter betrachtet. So spricht auch der „Dichter“ im Vorspiel zum „Faust“ von seiner Gabe. In einem Gedicht Platens von 1820 heißt es: „Was um mich ist, errät mich nicht Und drängt und drückt mich nieder; Doch, such' ich Trost mir im Gedicht, Dann find' ich ganz mich wieder“ (R 39). Aus demselben Jahr sind die Verse (R 56): „Nach höh'rem Ziel verweist der höh're Glaube. Hier ist es nicht, wo jedes Ding verletzt.“ Für den schönheitsfrohen Platen war es das höchste Glück, „schöne Formen beständig vor sich zu sehen und das Auge, das so häufig verletzt wird, an das Edelste zu gewöhnen“ (T. II, 543). Eine ähnliche Skepsis der Natur gegenüber wie in 184, V. 5—12, herrscht in 63, 67, 68; ganz anders sieht 194 die Welt. — „den schöpferischen Strahl“, d. h. die dichterische Schaffenskraft (ποιητής von ποιεῖν). „Laß mich ein Schöpfer sein in meiner Welt, Wie du ein Schaffender in deiner bist“ fleht der Dichter 1816 in den „Morgen- und Abendbetracht“. R 495. „Doch nur Gestalt entzücke den Gestalter“ (89; Sonett „Hafis“). Mit der Hoffnung, das Schöne „zu bilden“, schließt der Prolog zu „Treue um Treue“ (R II, 231). Die hohe Bewertung schöpferischer

Begabung ist ganz im Sinne Schellings (5, 241; Methode, 3. Vorl.): „Lerne nur, um selbst zu schaffen. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch." — Wie im 10. Beit von der Dichtung, so heißt es im „Rhampsinit" von der Musik: Sie kann „allein den tiefen Schmerz . . lullend . . in Wiegenlieder flöten" (R II, 194). — Tatsächliche Willensfreiheit stellt Platen in Abrede, läßt sie aber im Gefühl des Ich bestehen. 1817 fragt er in der 18. Lebensregel: „Was könnte den zu Boden schlagen, dessen Wille frei ist und keinem unterworfen?" (R III, 194). 1820 schreibt er bei einem schweren Entschluß: „Ist dies Notwendigkeit oder Freiheit? Es ist beides" (T. II, 352). Schelling (8, 384, 387) sagt 1809 über das Wesen der menschlichen Freiheit: „Die freie Handlung folgt unmittelbar aus dem Intelligibeln des Menschen. Aber sie ist notwendig eine bestimmte Handlung." „Wie der Mensch hier handelt, so hat er von Ewigkeit und schon im Anfang der Schöpfung gehandelt." — Des Gesangs „silberner Kanal" erinnert an die vielen Vergleiche Platens zwischen Lied und Welle; s. 178.

185. d 36; G 40. „Ich trat die Straße der Gefahren an." — Rückblick. — Der Dichter will der verwirrenden Leidenschaft der Liebe in seinen Liedern keine Stimme mehr gewähren (s. 183). „Ich hab' euch früher trüben Wein gemischt, Die Hefe sank, ich biete klaren an." Die beiden Zweizeilen, welche diesem Geiste des Gasels widersprachen, indem sie den Dichter wieder im Banne der Freundschaft zeigten, blieben in g u. G weg. — „die Straße der Gefahren" ist die Liebe (s. 95, V. 1—4; 184). Ein verwandtes Bild des Hafis führt Platen selbst an, T. II, 523. Vgl. ferner Haf. I, 260: „Die Straße der Liebe ist voll von Gefahr" (Haf. I, 175; II, 115, 205, 257, 405, 432). — „im Hafen meiner Wünsche" T. II, 261; vgl. Gas. 198, Schluß; zum 5. Beit s. 164, V. 2/3. Daß die meisten Wünsche erst dann sich erfüllen, wenn ihr Wert dahin ist, spricht Platen schon in der 35. Lebensregel aus (R III, 196/7). Im „Buch des Unmuts" (W. A. 6, 107) sagt Goethe von der Welt: „Ihr Bemühn, ihr guter Wille Hinkt nur nach dem raschen Leben, Und was du vor Jahren brauchtest, Möchte sie dir heute geben." — An die Entwendung des Feuers durch Prometheus erinnert „Der Turm des Nero" (R 201). — „So hab' ich Wein, geklärt von Hefen, Und liebliche Lieder" (Hafis II, 209; 435; I, 91, 101; Haf. Pl. 8). Platens „Nachschrift an d. Romantiker" sagt: „und habe, da falscher Schein Betrügt, die Hefe geschöpft, zu zeigen, wie schlecht der Wein" (R II, 414). „Weil euch der Wein behagt unausgegohren, Den sonst ich gern wohl durch Gedanken kläre" (Prolog zu d. „Abbassiden", R. II, 449).

186. d 37; G 28. „Oft, mit banger Seele, spiel' ich den Zerstreuten, dir zu Liebe." — An Cardenio. — Wie im 2. Beit, so klagt Platen T. II, 569 über eine Gesellschaft, die er sich dem Freunde zuliebe gefallen lassen muß; so Goethe „An Belinden" (W. A. 1, 71), die ihn „Oft so unerträglichen Gesichtern" gegenüberstelle. Die Natur verschönt sich des Freundes wegen, s. 50. „Auf verschiedenen Wegen" findet sich wörtich in einem Sonett an Cardenio, R 659. — „die stumpfen Herzen" R 420.

187. d 38; G 45. „Könnt' ich spielen eine Laute.“ — Das Gasel läßt sich weder auf Liebig noch Cardenio beziehen, schon weil es der äußeren Erscheinung der beiden nicht entspricht (vgl. T. II, 514; 542/3). Eher ist an den Juristen Heinz zu denken, mit dem Platen im Frühjahr 1823 verkehrte, T. II, 582—84. Das Gedicht wurde am 3. Juli an Fugger geschickt, der am 2. August antwortete: „Die hübsche Gasele, die Du mir abgeschrieben, wollte ich sogleich, als ich sie las, in Musik setzen“ (Nachl. I, 171 f.). — „Flaute“ nach dem Italienischen, hier nur des Reimes wegen. Das Flötespiel lernte Platen erst in Venedig (T. II, 946/7; 958). Durch das „Vlies der Locken“ wird Fugger a. a. O. an Calderons Sprache erinnert. In Goethes „Egmont“ sagt Clärchen zu Egmont, er habe ihr erzählt, das goldne Vlies „sei ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Müh und Fleiß verdient und erwirbt“. Die Argonautensage berührt Platen auch 1819 (T. II, 250), dann 1828 in der „Antwort an einen Ungenannten“ (R 73). — Die beiden letzten Beits bilden, allerdings mit der Änderung „schöne“ statt „goldne“ Locken, das Motto für Bodenstedts „Lieder der Liebe“ („Aus d. Nachlaß des Mirza Schaffy“ Berlin 1874, S. 2).

188. d 39; RA 80. „Wie doch sogleich im Werte der Preis der Dinge fällt.“ — Orientalisch übertrieben, aber wenig geschmackvoll, sagt die erste Zweizeile: Wenn deine goldnen Locken sich zeigen, dann sinkt infolge solcher Fülle des Goldes der Wert aller Dinge. Glücklicher ist ein ähnlicher Gedanke ausgesprochen Haf. Pl. 10. Die Locken heißen „Moschusringe“ Haf. Pl. 17; von „tausend Ringen“ sprechen Verse von 1818 (T. II, 184). „Pans Syringe“ soll im Gegensatz zur Flöte den gröberen Ton der Hirtenpfeife bezeichnen. „Es haucht das Volk Beifall in die Pfeife des Fauns nur“ (R 246). Pan wird im „Sieg der Gläubigen“ gerühmt (R II, 21, 36). Von einer mythologischen Idylle „Pan und Apollo“ spricht T. II, 881. — „der Liebe Schwert“ 57; „Das Schwert der Schmerzen hat auch mich durchbohrt“ (R 408); vgl. die Winkelriedbilder in 9 u. 30.

189. d 40; RA 81. „Meine Lieder, die du hörest, träumen nur von Saus und Braus.“ — (Vgl. Vierzeile 139). Der Freund scheint derselbe wie in 187. — „in Saus und Braus“ leben die Vögel nach einem Gedicht von 1820, R 46. „Mit Banden die Seele mir bindend, Die längst dem Verlangen entschlief“ (*Ἡ σε Κύπρος*, R 421). — Hafis II, 235: „So oft mich der Freund des Glücks liebkost, So spiegelt in mir er sein Mondgesicht.“ Haf. Pl. 43: „Und mein Auge ward geschaffen, Daß es dir den Spiegel halte.“ Loredano warnt seine Tochter vor der Liebe zu dem Edelknaben: „Laß mich nie Dein Bild im Spiegel seines Blicks gewahren“ („Berengar“ R II, 131). Goethes Suleika spricht: „Ja, mein Herz es ist der Spiegel, Freund, worin du dich erblickt“ (W. A. 6, 194).

190. d 41; RA 82. „Ein Wunder muß geschehn, wenn ich dich pflücken soll.“ — Das 3. Beit ist die Vorstufe zu der Anschauung von 180: „Ich fühlte, daß die Schuld, die uns aus Eden bannte, Schwungfedern uns zum Flug nach höhern Himmeln leihe“. Demselben Gedanken, den also d an drei Stellen (S. 35, 45, 57/8) ausspricht, nähert sich 204. Es

ist Diodats Qual: „Zu wünschen das Unmögliche“ (R II, 78). „Er ist von jenen feurigen Naturen, Die das Unmögliche zu reizen pflegt“ (R II, 82). — „Und der späte Flor der Aster Übertraf die Rose längst“ R III, 276.

191. d 42; G 46. „Wenn ich nur minutenlange deines Blicks genossen hätte.“ — „Wünschen nicht, wir sollen wagen!“ Damit knüpft das Gasel an das vorige an. — „Ach, nur minutenlange Möcht' ich dich wiedersehn!“ R 331. — Zum „Text der Liebe“ s. Haf. Pl. 32: „Schreib den Kommentar der Liebe In der Sprache, die du weißt“. „Verse stehn am Rand als Glossen“ R 440. — „Und so verstohlen sich die Hand zu drücken“ R 657. Vom Glück sagt das Sonett G 60: „Auch kommt es nie, wir wünschen bloß und wagen“ (R 183). Nach der Trennung von De Ahna bedauert Platen, daß er ihm seine Neigung nicht erklärt hat: „Ich hätte etwas wagen sollen“ (T. I, 729). — Zum letzten Beit s. 178. Melchior Meyr (s. 178) nannte diese Verse: „Eine geniale Rechtfertigung der Lebenslust und Poesie“. Sie gehören zu dem Schönsten, was über die Dichtkunst gesagt werden kann:

„Sittenzwang und Formelwesen hätten längst die Welt verkümmert,
Wenn sich nicht Gesang zuweilen durch die Welt ergossen hätte“.

Eine verwandte Betrachtung bildet den Schluß der ersten Parabase der „Verh. Gabel“ (R II, 297).

192. d 43; G 30; 22. Mai 1823. „Den Zehnten gibt die Rose von ihrem Golde.“ — Hatte in der Handschrift den Überreim „nun“, der hier aber nur äußerlich angefügt war und ohne Schaden wegblieb; infolgedessen mußten auch die reimlosen Zeilen um eine Silbe verkürzt werden. — Die Rose entrichtet von ihrem Golde, den gelben Staubgefäßen (s. 105), den Zehnten. Vgl. Hafis I, 251: „Da die Zeit des Frühlings nun gekommen, Spar' so wenig als die Rose Gold“ (Haf. I, 288; II, 413. Rosenzweig I, 795, 803; III, 555). Haf. Pl. 47: „Sagt es diesen Rosenknospen, Daß ihr Gold sie nicht verschließen.“ Den Reim Trunkenbolde: holde hat auch Haf. Pl. 10 u. 46. — Vom Weihrauchkessel spricht Zelinde im „Rom. Ödipus“ R II, 367.

193. d 44; RA 83. „Komm, denn ohne dich die Seele durch den Wein erlab' ich nicht.“ — (Vgl. Vierzeile 142). Zu V. 5 s. R 104: „Und seine Stirn von Alabaster“. So häufig Platen nach dem Vorgang des Hafis den Liebenden dem Bettler vergleicht, im Dez. 1823 erklärt er doch in den Stanzen „An Schelling“ (R 69): „Mein Mut, in Qualen nach und nach ermattet, Wird nie mehr betteln gehn um weiche Liebe.“ W. A. 6, 158: „Solch ein Mädchen muß man haben Und ein Bettler sein wie ich.“ Verse = Perlen, s. 57. Über eine Form der pers. Dichtung, „die Perlen auf den Faden ziehn“, s. Rückert-Pertsch S. 85.

194. d 45; G 32. „Die Fülle dieses Lebens erfüllt mich oft mit Schrecken.“ — Alle Schönheit der Welt ist in dem Freunde vereinigt. — Von Saul heißt es I. Sam. 10, 22: „Siehe, er hat sich unter die Fässer versteckt“. An ihn denkt Platen wohl auch T. II, 555: „o, daß es Cardenio wäre, der mir das Schwert vorhielte wie dem Könige von Israel

sein Schildknappe."[1]) In dem Gedicht „An einen deutschen Fürsten" (R 105) heißt es von den Königen: „So rief sie nur das Volk ins Leben Seit jenem ersten König Saul." V. 6 wie in den Stanzen „An Schelling" (R 68): „Geschichte zu Geschichte, Sag' an Sage."

195. d 46; G 25. „Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts." — Diese Klage über das Los der Menschen dürfte in keinem Brevier des Pessimismus fehlen. Ergreifend stellt der Dichter dar, wie nur die Selbsttäuschung das menschliche Leben erträglich macht. Nicht geboren sein wäre das Beste „Oder doch früh sterben in zarter Kindheit." 1829 übersetzte Platen diese Stelle „Aus einem Chor des Sophokles" (R 223). Solche Stimmungen waren ihm wohlvertraut. Sie waren meist die Folgen des leidenschaftlichen, aber unbefriedigten Freundschaftsdranges, jener krankhaften Anlage, die ihn so tief unglücklich machte. „Wurden wir nicht, um zu leiden, wurden wir nicht, um zu sterben? Je früher, desto besser" (T. I, 750, ähnlich 781). Er fühlt, „daß ein baldiger Tod das beste Geschenk wäre, was der Himmel mir geben könnte" (T. II, 561). Solche Klagen tönt ein Sonett „Nach Camoens" (R 646). 1820 schreibt er: „A und O von dieses Lebens Psalter, Trübe Jugend sind's und trübes Alter" (R 406). 1823 heißt es: „Nur selten soll die tiefe Qual im Herzen Ergießen sich in ungeheure Klagen, Und jeder Hörer fühle dann mit Beben, Was für ein trauriges Geschenk das Leben" (R 68). Eine solche Klage ist dieses Gasel. — „Glücklichen ist's nicht verliehen, Zu begreifen fremdes Weh" (R 343). „Gut, daß ich nicht sehr lange zu leben glaube" schreibt er mit 22 Jahren (T. II, 128). Zu V. 5 s. 64; das vierte Beit erinnert an 102: „Weh dem, der wider das Weltgeschick mit Übermut sich auflehnt". „Und wenn die Welt dir nicht gefällt, So steig in deine Gruft!" („Rubel auf Reisen" R 83). „Wer nicht kriechen will und hündisch wedeln, Bette früh sich bei den Totenschädeln" (R 406). — Vom Streit der Menschen „Um die beiderseitige Nichtigkeit" spricht Petrus in den „Neuen Propheten" (R II, 33). — Nur einen Trost weiß Platen: „Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entschlüpfen eurer Kunde nichts." Hier zeigt sich der Abstand vom Orient, denn Hafis sagt II, 118: „Wissen der Welt, Taten der Welt, alles ist nichts."

196. d 47; G 39. „Ist's möglich, ein Geschöpf in der Natur zu sein." — Der Dichter hat sich über die Verzweifelung des vorigen Gasels erhoben; er forscht nach dem Grunde des Leidens und findet ihn in der Unvollkommenheit des Irdischen, das nur ein Spiegelbild des Schöpfers ist und sich in dem Streben verzehrt, dessen Vollkommenheit zu erreichen. — Der Äther heißt „Azur" zweimal in der „Christnacht" (R 59, 61). „O schöner

---

[1]) Nach I. Sam. 31, 4 oder I. Chron. 11, 4. (Die Anm. 1 in T. II, 555 trifft nicht zu.) Allerdings stürzt Saul sich selbst ins Schwert, da der Waffenträger sich weigert ihn zu erstechen. Denkt Platen aber an Abimelech (Richter 9, 54), so irrt er auch, da dieser sich nicht in das Schwert des Schildknappen warf, sondern sich von diesem durchbohren ließ.

als die Strahlen im Azur!" (R II, 113). Die Anschauung von V. 9/10 herrscht auch in einem andern Gedicht von 1823, R 54: „Denn wer vermöchte Gott zu strafen, Der uns verdammte, Mensch zu sein!" V. 9ff. nähern sich dem persischen Sufismus (s. 96): „Die geschaffene Welt ist nur ein Abbild der Welt des Befehles, die durch das göttliche: Sei! entstand. . . Jedes Ding ist eine Erscheinungsstätte und ein Spiegel der Wahrheit. Aber es gilt, sich von dieser Welt zu lösen" (Merx S. 27). Der Schluß: „In Gott allein ist Ruh" erinnert an das sufische Tauhîd, das „Eins Werden mit der Substanz Gottes" (Merx S. 28). — „der Schmerz des Alls, ein Spiegel nur zu sein" tönt auch aus Goethes „Wiederfinden": „Und er sprach das Wort: Es werde! Da erklang ein schmerzlich Ach! Als das All mit Machtgebärde In die Wirklichkeiten brach" (W. A. 6, 188).

197. d 48; RA 84. „Mir ist's, als stünd' ich auf dem Ararat." — Der Dichter vergleicht das Nahen des Frühlings mit dem Auftauchen des Landes aus der Sintflut. Daher wähnt er sich auf dem Ararat stehend, dem Kuhi-Nuh, Berg Noahs, der Perser, denn hier ließ sich die Arche nieder (I. Mose 8, 4). Gott bestätigt seinen Bund mit Noah durch den Regenbogen, der auf älteren Bildern zuweilen über dem Ararat erscheint;[1]) derselbe Gedanke in Carl Geroks „Palmblättern", im Gedicht „Ararat": „Auf dem Wolkengrund gezogen Wölbet sich der bunte Bogen Wie ein Tor zur Gottesstadt Leuchtend ob dem Ararat." — „im Staat"; Goethe sagt „im Flor" (W. A. 6, 168). „so spat" (R 25). „O wäre die Erde grün!" wünscht der „Winterseufzer" (R 42).

198. d 49; G 57; 27. Mai 1823. „Er, dessen Sinn durch Schönes nicht anzufachen ist." — Schönheit ist die Weltseele (s. 102). — Daß Drachen die Schätze bewachen, ist eine auch im Orient herrschende Sage (Wurm S. 182). Zur letzten Zweizeile s. 95, 185. Von „der Liebe Meer" redet auch Haf. Pl. 5 u. 10. Im Sonett G 14 heißt die Liebe „das Meer der Schmerzen" (R 156).

199. d 50; G 59; 25. Mai 1823. „Diese weichlichen Gesänge, die ich hier zusammenflocht." — Der Dichter an den Leser; eine Selbstschilderung Platens. Nicht der Verstand, das Herz soll seine Lieder richten: „Denn, beginnt das Herz zu klopfen, Weiß es wohl, wohin sich's neiget." So sagt der „Epilog" zu den „Neuen Gas." (204), der, wie das Schlußgasel 199, das Wesen der Sammlung ausspricht. — „sein eignes Herz pochte" (T. I, 668). V. 5 erinnert an Schillers Gedicht „An einen Moralisten" (Goed. 1, 248). Zu V. 8 s. T. II, 546: „Dies sind die einzigen köstlichen Momente meines Lebens, in denen es mir vergönnt ist, das Schöne von Angesicht zu Angesicht zu sehen". Von des Lebens „Docht" spricht der „Gesang der Polen" (R 92). Platen nennt sich „Stolz und trotzig gegen alles, doch vom Schönen unterjocht"; die Leidenschaft für das Schöne erklärt er für sein Schicksal. Die Orientalen, besonders Omar

[1]) Z. B. im 70. Bande von Meyers Volksbibliothek [in den 50er Jahren des 19. Jahrhts.] Hildburghausen und New-York.

Chajjâm, lieben es, damit ihre Neigungen zu rechtfertigen; Haf. Pl. 14: „Meine Liebe zu der Schenke Leg zu streng nicht auf die Wage, Denn sie ward mir zugewogen Durch den Herrn am Schöpfungstage.“ — 160: „Als Deutscher hab' ich Trotz genug“; daß er „in Liedern trotzet“ sagt 200. — „Ich fühlte Kraft, mir alles zu versagen“ (R 68). „Du bist geboren zu entsagen“ (R 365). Von Kämpfen „liebender Entsagung“ spricht die „Resignation“ (R 410); vgl. 165. Daran erinnert auch L. v. Scheffler, T. II, S. VI/VII.

200. KP. „Wenn Auge sich von Auge scheidet.“ — Scheint dem Schmerz über die Trennung von Cardenio entsprungen (T. II, 574). — „So lang sie sich an deinem Blicke weiden“ (R 176). „O ihr, die ihr beneidetet mein Leben Und meinen glücklichen Beruf erhobet, Wie könnt im Irrtum ihr so lange schweben?“ (R 175). „Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu stehn“ schließt ein Gedicht von 1820, R 409.

201. KP. „Durch die Menge, dich bewundernd in Gedanken, ziehest du.“ — An Cardenio. — Entstand vermutlich bald nach dem Ausfluge von Erlangen nach Streitberg, den Platen Ende Juli 1822 mit Cardenio (Hoffmann) und drei anderen unternahm (T. II, 541/4). Am 7. August schreibt er: „Manches eigene Gedicht entstand in dieser Zeit“. Zu V. 5 vgl. Haf. Pl. 45: „Seinen schönen Gang betrachte, Seinen abgemessnen Wandel!“ Die persischen Dichter rühmen die „langsame, schwankende, üppige Bewegung, die nur dem Morgenländer in der weiten Hülle seiner weichlichen Gewänder ansteht“. Man vergleicht sie „mit dem Schwanken der Zypresse und dem Gange des Rebhuhns“ (Haf. I, 162, 163; II, 140; Herder 8, 651/52). „Die lauen Nächte“ R 152. Die beiden letzten Verse erscheinen in Inhalt und Aufbau am Schluß eines Gedichts von 1835 wieder: „Diese Hände, diese Glieder . .“ (R 423).

202. d, S. 55; R 119. „Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her.“ — Diese bekannte Vierzeile ist ein Sinngedicht auf die Gaselform. Wie die Wasserlilie ihre Blüte hin und herschwanken läßt, so zeigen die einzelnen Beits des Gasels verschiedene Bilder. Aber wie jene fest im Grunde wurzelt, so gehen diese, scheinbar so entfernt, aus einem gemeinsamen Grunde hervor, dem Geist des Dichters (vgl. Minckwitz S. 71 u. 203/4). In dem Brief, in welchem Platen die durch das Gasel 184 verletzte Empfindlichkeit Liebigs beruhigt, heißt es: „Überhaupt darf man es bei einem Poeten nicht so genau nehmen, und ich kann wohl hier ein kleines Gedicht aus meinen neuen Gaselen anführen, wiewohl es dort in einer noch allgemeinern Beziehung stehen mag“ (folgt Vierzeile 202). Bodenstedt stellt sie als Motto vor die Sammlung „Tiflis“ in den „Liedern des Mirza Schaffy“.

(203). d, S. 56; R 148. „Was stets und aller Orten.“ — Erschien in G als Motto der Sonette. — „in gebundnen Worten Ein ungebundner Geist“ kennzeichnet trefflich den Gaselendichter (s. 202).

(204). d, S. 57/8; R 51/2. „Gern gehorcht des Herzens Trieben“. — Epilog zu den „N. Gas.“ Jedes Leid ist hier durch Lebensmut über-

wunden. Rastloses Streben, unbeirrt durch Mißerfolge, ist das Glück des Lebens und das Mittel zu unvergänglicher Jugend (vgl. den Schluß von 195).

205. d, S. 61/2; RA 100; 3. Febr. 1823.

„Kasside".

„Ja, du standst in kräft'ger Jugend, großer Buhlgenoß der Zeit." — Das Gedicht ist dem Gedächtnis des Kaisers Napoleon geweiht, der am 5. Mai 1821 sein Leben auf St. Helena vollendet hatte, und ist nach Form und Inhalt eine der bedeutendsten Äußerungen deutscher Teilnahme an seinem Schicksal. Den Wiederhall, den sein Ende in der zeitgenössischen Dichtung gefunden, schildert Holzhausen (s. Gas. 33, Schluß). Jedoch ist ihm Platens Kasside, ebenso das daraus entstandene Gasel 215, entgangen. — In der Kasside, diesem weitaus längsten aller Gedichte Platens in Gaselform, 32 Langverse, ist ein planmäßiger Aufbau zu erkennen:

I. V. 1—20. Napoleons Macht.
- A. V. 1—10. Die Umgestaltung Europas durch das Heerkaisertum.
- B. V. 11—20. Die Neugestaltung Frankreichs.
  - a. Beendigung der Revolution.
  - b. Emporkommen Napoleons; die Kaiserkrönung.
  - c. Sein Wirken in Frankreich.

II. V. 21—26. Die Willkür des Glückes.

III. V. 27—32. Ein Beispiel dafür: Napoleon.

Das Gedicht ist der Größe des Kaisers würdig. Es ist, wie Valentin Schmidt an Platen schrieb: „gigantisch in Inhalt und Form" (T. II, 596). In seiner ernsten Erhabenheit erscheint es wie ein Bild des Mannes, der über alle irdischen Schranken hinauswuchs und nur einer Gewalt unterliegen zu können schien, der Zeit. Daher ist diese der bedeutsame Überreim der Kasside, in den verschiedenen Beits von verschiedener Bedeutung; bald = Zeit im Sinne des fünften von Petrarkas „Trionfi", so in V. 1; bald = Zeitlichkeit, die Gesamtheit alles Irdischen begreifend, etwa = Welt, wie es V. 9 auch ausspricht (vgl. 27 u. 216; zu V. 12 s. 61). Diesen so unbestimmten Begriff braucht der Dichter im engeren und weiteren Sinne. Er konnte gar kein günstigeres Wort als „Zeit" wählen, um das Wirken einer so gewaltigen Erscheinung anzudeuten. Und nur um Andeutungen der geschichtlichen Tatsachen handelt es sich. Das Gedicht ist kein lehrhafter Abriß der napoleonischen Ära, die Ereignisse treten nicht greifbar hervor, sondern sind wie durch einen Vorhang verhüllt, der nur die Umrisse bemerken läßt. Das aber ist in der ganzen Kasside deutlich: Platen ist ein Napoleonverehrer. Er, der vor und in den Befreiungskriegen ein leidenschaftlicher Feind des Kaisers war, ist, durch dessen Schicksal ergriffen, von Teilnahme und Bewunderung erfüllt worden. Nicht wenig mag dazu die Enttäuschung über die Freiheitskriege, dann das Einsetzen der Reaktion mitgewirkt haben. Ein dichterisches Zeugnis für den Umschwung seiner Stimmung war schon 33, das zwei Jahre vor der Kasside entstand. Zwei Jahre nach ihr feierte er den Kaiser in einer alkäischen Ode, die lange für

verloren galt, in der Napoleon „als der Genius der Freiheit dargestellt wird“ [1]) (T. II, 762); sie klingt 1826 in der Ode „Acqua Paolina“ nach (R 197 u. 701 f.). Über die Umwandlung der Kasside in ein Gasel s. 215.

Zum einzelnen sei bemerkt:

V. 1. Napoleon, geb. am 15. August 1769, war etwa 40 Jahr, also ein iuvenis, als er auf der Höhe der Macht stand. „Buhlgenoß der Zeit“, weil er mit der Zeit um die Ewigkeit seines Namens gewetteifert. — V. 3. Als Alfons V. von Aragonien 1443 in Neapel einzog, trugen 20 Edelleute den Baldachin. „Nur der Fürst von Tarent wollte sich zu dieser demütigen Rolle nicht bequemen“ (R III, 165). Platen läßt übertreibend zwei Kaiser Napoleon gegenüber diesen Dienst verrichten, Franz I. und Alexander I. Er will eine fast orientalische Unterwürfigkeit zeichnen: „Kön'ge hielten dir den Bügel“; so heißt es im „Tod des Carus“:

„Wenn zu Pferd stieg Artaxerxes, ungezähmten Stolz im Blick,
Setzte seinen Fuß der König auf Valerians Genick.“ (R 7).

Friedrich I. hielt 1177 vor dem Frieden von Venedig Papst Alexander III. den Steigbügel. Auf dem Fürstentag zu Erfurt 1808 huldigten Napoleon 4 Könige und 34 Fürsten. In der „Ode aux Anglais“ von Dreuille heißt er „le maître de vingt rois“ (s. 33, Holzhausen S. 103). — Der Kaiser erhob und stürzte Dynastien; er schuf die französische Kaiserkrone, die Königskronen von Italien, Holland, Westfalen, Baiern und Württemberg, vertrieb die Bourbonen aus Neapel und Spanien und löste das Königreich Holland wieder auf. Er ist es, der „Zepter entwindet und Zepter verteilt“ (R 309). — V. 10 ist wohl auch darauf zu beziehen, daß er auf beiden Ufern des Mittelmeeres seine Schlachten schlug. An diese Zeit knüpft das 6. Beit an, als er plötzlich aus Ägypten erschien und „In des eitlen Wahnes Chaos“, in die Revolution, schöpferisch eingriff, Dauerndes begründend. Das Blut der Völker, das vordem der natürliche Tod gefordert hatte (V. 12; s. Gas. 61), wurde nun für die Zwecke des Kaisers vergossen. „Blut floß von jeher, wann die verjüngte Welt Neukräftig aufwuchs“ (Ode „An Karl X.“ R 219). — V. 13—16: Die Herrschermacht, die besonders in Deutschland und Italien durch Zersplitterung in kleine Gewalten sich selbst zerstörte und die Autorität entwürdigte, wurde durch Napoleon zur höchsten Höhe emporgetragen. „Nach jenes Cäsars tragischem Untergang, Was könnten kleinre Scheindespoten Anders erregen als frostig Lachen?“ (Ode „An König Ludwig“ R 188). — V. 17—20. Napoleon ließ sich nicht durch Rücksichten auf das Urteil der Masse bestimmen; er gab ihr bald, was sie erfreute, bald, was sie verdroß. Seine Gesetzgebung und Verwaltung haben sich bis heut bewährt; Gewerbe und Verkehr blühten auf. Die Siege schmeichelten dem Stolze. Aber die endlosen Aushebungen und die Kontinentalsperre wurden nur mit Murren ertragen. — In V. 22 ist die zweite

---

[1]) Diese große „Ode an Napoleon“ hat Hermann Ubell in der Weihnachtsbeilage der „Wiener Abendpost“ (24. Dez. 1906) zum erstenmal veröffentlicht. Die bezeichnendsten Strophen (3—9, 22—28) sind abgedruckt im „Literarischen Echo“ Berlin, 9. Jahr, Heft 9 (Febr. 1907) 669 f.

Hälfte eine Wiederholung der ersten; hier ist „Zeit“ = Leben, Lebenszeit. „Das Glück, das eigensinnige Gestirn“ (R II, 248). V. 27/8 erinnert an die Wut der Südfranzosen gegen Napoleon oder an das Verhalten der Pariser nach Waterloo: „einem Geschlechte sich Aufopfernd, das ihn wankelmütig Heute vergötterte, morgen preisgab“ (R 197). Der gestürzte Kaiser wird der gefällten Eiche verglichen, die man der Zweige beraubt. Aus diesen bauen sich die kleinen Menschen angenehme Wohnungen, Laubhütten. Für sie ist der Fall des Großen eine Quelle friedlichen und freudigen Genießens. Es sind die kleinen Fürsten, die sich nun in Ruhe auf ihren Thronen behaupten. — In 230 wird das Hl. Römische Reich „der alte hohe Baum“ genannt. Das letzte Beit vergleicht treffend den Kaiser mit dem Adler, der ja das eigentliche Sinnbild des Empire war. Das Geschoß der Zeit, deren „Buhlgenoß“ Napoleon im 1. Verse heißt, hat ihn zu Tode getroffen, nachdem er längst seine Fittiche gesenkt. „Ein groß Gestirn neigt sich zum Untergang“ schreibt Platen nach der Schlacht bei Leipzig (T. I, 81).

E. Die übrigen Gaselen Platens.

[206—230.]

206. G 1; 15.—17. Mai 1832. „Farbenstäubchen auf der Schwinge.“ — Hier hat es Platen ausgesprochen, wie bescheiden er von sich und seinem Ruhme dachte: Vergänglichkeit ist das Los meiner Lieder. — Zu V. 9 s. R 55: „Du siehst entstehn und siehst vergehn den Schaum.“ — „Wenn die Lieder auch verhallen, Bringe mir ein Glas und klinge! Klage nicht um Nachtigallen, Barbiton und Geige bringe.“ (Haf. Pl. 25). „Voll von Liebe“ Haf. II, 160. Die Verse 15/16, welche eine leidenschaftliche Neigung aussprechen und somit dem Gasel eine ganz andere Wendung geben, sind im Druck weggeblieben.

207. G 18; 15.—17. Mai 1832. „Tief ins Herz mir Feuerbrände.“ — Der Dichter lebte damals in Neapel; hier ist die besungene Schönheit zu suchen. — „Zwischen Erd' und Himmel“, eine Wendung aus Shakespeares „Hamlet“ III. 1, die Platen T. II, 554 anführt: „between earth and heaven“. „Schön ist die Rose nur, von dir gebrochen“ (R 155). Im „Triolet“ von 1818 heißt es: „Noch wähn' ich zu empfinden Den linden Druck der Hand!“ (R 363).

208. G 19; Frühjahr 1826. „Unter deinen Fensterpfosten.“ — Ist an den Theologen Karl Theodor German aus Rheinbayern gerichtet (s. 211—214), wird also vor dem 8. Mai entstanden sein, denn an diesem Tage verzeichnet Platen schon, daß jener sich völlig von ihm geschieden (T. II, 792). Diese Neigung war eine der unglücklichsten des Dichters und trug nicht wenig dazu bei, ihm den Abschied von Deutschland leicht zu machen. — „Voll Ruhe, doch wie freudenlos durchschweif' ich West und Ost“ (R 56). In einem Sonett an Cardenio sagt er, daß sein Geist „Sich

bald nach Norden sehnt und bald nach Süden" (R 660). Das dritte Beit ist der einzige Fall, wo Platen in den Gaselen an ein Sprichwort erinnert. Dagegen finden sich mehrfach Anspielungen auf geflügelte Worte; vgl. 98, 153, 164. Eine große Vorliebe für Sprichwörter zeigt Kaspar im „Schatz des Rhampsinit."

209. G 22. „Ein Maienatem kommt aus deinen Landen her." — Ist eine Verkürzung und Umarbeitung von 150; 4 Zweizeilen fielen weg.

210. G 27; 15.—17. Mai 1832. „Dich erfleht das Land als Segen." — Regenlied. — Die „schädliche Gewohnheit des Reimens" beklagt Platen 1818, T. II, 57. Zum letzten Vers s. T. II, 165: Als er Adrast zu vermeiden beschließt, fragt er sich: „aber heilt deshalb meine Wunde?"

211—214 (wie 208): Gaselen an German.

211. G 31; Frühjahr 1826. „O Zeit, in der ich rastete." — Verlorenes Glück. — Vielleicht nach dem Zerfall mit German entstanden, da der Dichter nun seine Hoffnung auf die Wiederkehr glücklicher Zeiten der Freundschaft gescheitert sah (T. II, 792). — Zu V. 4 s. R 442: „Selbst Unsterbliche schon lebten und gasteten hier."

212. G 48; Frühjahr 1826. „Dir ja nicht allein vor allen, ich entsage lange schon." — Ist durch das Verhalten Germans bestimmt. Platen mußte ihm entsagen, da er deutliche Zeichen der Abneigung erfuhr (T. II, 791—797). „Wir haben beide unsere Rollen auf das standhafteste durchgeführt. Ich zeigte ihm nie etwas anderes als Liebe, er mir nichts als Geringschätzung." Lange hatte der Dichter gehofft, in German einen Freund zu finden; er sah ein günstiges Vorzeichen darin, daß die nähere Bekanntschaft am 8. März, am Jonathanstage, stattfand und nannte den künftigen Freund „Jonathan", eingedenk der biblischen Freundschaft, die er schon früher dichterisch zu behandeln gedachte (T. II, 508). Es mußte ihn tief ergreifen, wenn er Davids Klage über den toten Freund las: „Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe" (II. Sam. 1, 26). Zwischen ihm und German aber wollte sich kein so enges Band knüpfen; er betont es selbst im Schlußbeit, daß des Trennenden zu viel sei. Es war seine letzte Liebe auf deutscher Erde. „Es ist höchste Zeit, daß ich Deutschland verlasse; alle Bande sind gelöst, alle Liebe hat sich ins Innerste meiner Brust geflüchtet, um nie mehr hervorzutreten" (T. II, 797). — Schon 1823 tröstet sich Platen: „Denn jeder muß entsagen lernen, Bis er dem Leben selbst entsagt" (R 372); vgl. 165. Während in 212 der Dichter selbst das Trennende hervorhebt, sucht er es in 152 zu verhüllen: „Und nie nach Stand und Vaterland und Namen fragen wir." 1820 mahnt er Rotenhan: „Nicht weiter frage, was uns trennt, Genug, wir sind geschieden" (R 39). „Alles trennt uns" sagt Heliodora zu Amin (R II, 527).

213. G 51; Frühjahr 1826. „Da, wie fast ich muß vermuten, deine Liebe lau geworden." — Entstand, als Platen German näher kennen lernte und noch hoffen konnte, in ihm einen Freund zu finden, also etwa im April (T. II, 791). — Ein Gedicht von 1823 beginnt: „Mit

den leisesten Gebärden, Mit den Blicken selbst zu geizen" (R 413). Ein Spruch aus dem Ogusnameh, den Platen T. I, 150 verzeichnet, sagt: „Sperre Tauben und Pfau nicht in denselbigen Käfig, Denn es einet sich schlecht mit dem Stolze die zärtliche Freundschaft". Die Entführung des Freundes durch Frauenliebe fürchtet auch das Gedicht an Bülow (R 694, T. II, 480). Daher mahnt das „Fragment" von 1820: „Flieh die Weiber!" (R 520). Auch Goethes Schenke sucht seinen Herrn vor solcher Versuchung zu bewahren, W. A. 6, 209. Ein wörtlicher Anklang an V. 8 ist Haf. II, 217: „O fange nicht zu kosen an, Daß du nicht meinen Bau zerstörest!"

214. G 52; Frühjahr 1826. „Das vermag ich nicht zu sagen, ob die Zeit dich mir entriß." — Platen hatte schon im Nov. 1825 German gesehen, war aber erst am 8. März 1826 ihm näher gekommen. Dann trat wieder eine Trennung von 4 Wochen ein, und darauf bezieht sich wohl das Gasel. — „im brüderlichen Zirkel" ist die Landsmannschaft, der German angehörte (T. II, 790).

215. G 55; Mai 1829. „Während Blut in reichen Strömen floß dem Wahne, floß der Zeit." — Verkürzung und Umdichtung von 205. — Am 24. Mai 1829 schreibt Platen aus Siena an Fugger, er habe „die schlechte Kasside an Napoleon in eine gute Gasele verwandelt" (Nachl. II, 170). Der Dichter zeigt hier gegen das eigene Werk eine ungerechte Härte; die Kasside steht an Schönheit dem Gasel durchaus nicht nach. Nur ist dieses gefälliger, weil bedeutend kürzer, 14 Verse statt 32. Aber die wuchtige Kasside war der Größe des Gegenstandes angemessener. Auch ist mancher bedeutende Zug aus dem Bilde des Kaisers weggeblieben dagegen konnte es nichts schaden, daß Teil II, die Betrachtung über das Glück, jetzt auf ein einziges Beit beschränkt ward. — Es hat eine völlige Umschaltung aller Beits stattgefunden. Auch in den Versen selbst wurde geändert: es entstand V. 3 aus V. 13; 5 aus 3; 7 aus 19, hier mit einer recht notwendigen Änderung, da „Was sich rühmt des Scheinverdienstes" leicht eine unrichtige Vorstellung erwecken konnte; dafür trat jetzt: „Was nur Scheinverdienst erheuchelt." Die Möglichkeit einer Mißdeutung von V. 21 in 205: „das Glück und was es gibt," wurde durch V. 9 in 215 beseitigt (s. Hellmuth S. 24); V. 11 ist unverändert = 27; V. 13 ist eine Neuschöpfung. Dagegen sind die Reimzeilen, besonders deren Enden, von der Umdichtung weit weniger berührt worden; schon die Reimworte machten Änderungen hier sehr schwer. So entsprechen sich denn: 215, V. 1 und 205, V. 12; 2 u. 10; 4 u. 14; 6 u. 4; 8 u. 20; 10 u. 22; 12 u. 28; 14 u. 32. Das letzte Beit von 215 ist neu geschaffen und berührt sich mit dem von 205 nur in Reim und Überreim. Der Ausgang der beiden Gedichte wird dadurch wesentlich verschieden: Die Kasside schließt mit einer Klage über den gestürzten, nun verstorbenen Kaiser; das Gasel aber, das ja erst acht Jahre nach dem Tode Napoleons entstand, schließt mit dem frohen Hinweis auf die Unsterblichkeit des Helden. Die Zeit kann seinen Namen nicht zerstören. — Vielleicht hat die achte Wiederkehr des Todestages Napoleons den Dichter an die Kasside erinnert und bewogen, sich noch

einmal diesen Klängen zuzuwenden. In Rom, wo er sich 1826—28 längere Zeit aufhielt, lebte damals noch Napoleons Mutter, Mater Regum; sie starb am 2. Febr. 1836.

216. G 60; Sommer 1826. „Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang." — Abschied. — Das Gasel ist beim Scheiden Platens aus Deutschland entstanden. Er beklagt, daß ihn die Zeit so wenig verstanden, während sie Mittelmäßiges und Schlechtes mit Beifall überhäufte. Von der späten Zukunft erwartet er eine gerechtere Würdigung. — Die verbitterte Stimmung dieses Gedichts beherrschte Platen während der letzten Monate in Deutschland; sehr viel trug das abweisende Verhalten Germans dazu bei (s. 211—214); er klagt, das dieser ihm „die gemeinsten Saufbrüder unter den Studenten vorzieht. Ich kann ihn als ein personifiziertes deutsches Publikum betrachten. Einer behandelt mich wie der andere. Und so wurde mein Leben in den innersten Wurzeln angegriffen, und Ruhm und Freundschaft . . . mir auf gleiche Weise verweigert" (T. II, 795). Dagegen empfingen „niedre Stirnen" die Huldigung der Zeit: „Les trivialités des Kotzebue et des Iffland et les absurdités atroces des Müllner et des Houwald abondent partout" schreibt er am 22. Febr. 1825 an seine Mntter (R III, 355/6). Er beklagt die Verbreitung Claurens, den er, wie die oben genannten, in seinen Literaturkomödien angreift (R II, 296, 349, 355). Vgl. das Epigramm „Kotzebue" (R 282) und die zweite Parabase der „Verh. Gabel" (R II, 308/9). Ganz im Sinne des 3. Beits sagt das Sonett G 35 (R 168): „Wer möchte sich um einen Kranz bemühen, Den unsre Zeit, die feile Modedirne, Geschäftig flicht für jede flache Stirne?" Ähnliche Anklagen erhebt er noch im Jahr seines Todes in dem Festgesang „An die Brüder Frizzoni" (4. Strophe, R 256). — V. 7 u. 8 sprechen es aus, daß der Dichter selbst dort, wo er zu scherzen scheine, tiefe Schmerzen verbirgt. Hier tritt der tragische Grundzug Platens hervor, der sich auch in seinen heitersten Dichtungen nicht verleugnet, so im „Spiegel des Hafis" und in seinen Lustspielen. Davon spricht die 5. Stanze des Gedichts „An Schelling" (R 68), davon der Schluß eines Gedichts von 1820 (R 409): „Ach, jeder Scherz ist nur ein Selbstvergessen, Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu stehn". Das empfand Jean Paul, als er von den „Neuen Gas." sagte, man fühle „durch den äußerlichen Leichtsinn einen innerlichen Schmerz durchscheinen" (T. II, 603; vgl. Unger S. 120). Nach der Unfreundlichkeit Cardenios fragt Platen (T. II, 548): „Muß ich mich wieder hinschleppen und lächeln mit zerrissener Seele?" Und zu der Zeit, als unser Gasel entstand, schreibt er an Fugger: „Der Verfasser des lustigsten Lustspiels ist der traurigste und unglücklichste Mensch von der Welt" (1. Juni 1826; Nachl. I, 272). — An das letzte Beit erinnert Gottfried Keller [1]) im „Apotheker von Chamounix" (II. Teil; 4. Ges.), wenn er Platen im Schattenreich also singen läßt:

---

[1]) „Gesammelte Gedichte" II. Bd. 16. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1903, S. 199.

„Manch ein rein und silberklingend
Lied gelang mir in den Tagen,
Und ich walle leicht und glänzend
Jenes deutsche Volk entlang!" —

Platen hat sich noch mehrfach über sein Nachleben geäußert. Die „Bilder Neapels" zeigen ihn „hoffend, es werde die spätre Welt Spreu von Weizen zu scheiden verstehn" (R 265). Die Ode „An August Kopisch" kündet: „Bleiben wird, Jahre hindurch, meines Lieds Echo, bis auch dieses entschwebt" (R 209). „es kommt eine gerechtere Zeit" schließt das Epigramm „Triumph" (R 297), und ein andres (R 316): „Möcht' ich im Munde des Volks gehn von Geschlecht zu Geschlecht!" Mit dieser Zuversicht schließt die 2. Parabase der „Verh. Gabel" (R II, 309/10). Solche Gewißheit hält den Dichter aufrecht: „Seine Zeit geht erst an, wenn er nicht mehr lebt. Denn erst dann steht er vollendet vor den Augen der Welt" (T. II, 624).

217. Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. 1904, IV. S. 307; 15. Mai 1832. „Dieser Tag sei laut gepriesen." — Ist in Stoff und Stimmung eng verwandt mit 219, 221, 223; „sich hold erweisen" auch R 71, 176.

Die 6 Gaselen 218—223 erschienen zuerst in der „Vesta, Taschenbuch für das Jahr 1836". Wien. S. 310—314.

218. RA 85; 15.—17. Mai 1832. „Sang ich einst in deutschen Landen." — Zu V. 7 vgl. R 539: „Ich möcht' euch süße Dinge sagen." „Tausend süße Dinge streiten Wonnig hin und her" (T. I, 417). — „Sieh, mein Nachen steckt im Sande" (Haf. Pl. 20). Ein ähnliches Bild in 205, V. 25.

219. RA 86; 18. Mai 1832. „Im Kastanienwäldchen saß ich." — „Reicher als ein Weltbeherrscher" wie Horaz, Carm. III, 9: „Persarum vigui rege beatior." Noch weiter geht 112: „Ich sehe, lächelt dein Mund mir, die Könige vor mir knien" u. Haf. Pl. 36: „Heute muß der Erde Sultan Als ein Sklave vor mir bangen."

220. RA 87; 15.—17. Mai 1832. „Was ich denke, was ich sinne." — Das Verabreden der Liebenden durch Zeichen erinnert an Goethes 15. Römische Elegie, die Osteriaszene (W. A. 1, 253). „Terrassenzinne" ist der Gipfel der terrassenförmig angebauten Höhe. Der Terrassenanbau ist in Italien sehr häufig.

221. RA 88; 17./18. Mai 1832. „Wo Platanen stehn im Rasen." — Die Stimmung gleicht der des Sonetts G 7 (R 152); vgl. 176. Die Landschaft ist die von Gaeta, das Platen Ende Oktober 1831 besuchte (T. II, 930; R III, 386). Er schildert diese Gegend in seinen „Geschichten des Königreichs Neapel" II, 4 (R III, 75/6): Hier liegt „der Turm des Orlando," hier „die offene, mit Inseln reich geschmückte See." Er schrieb diese Schilderung etwa gleichzeitig mit dem Gasel 221, im Frühjahr 1832 (T. II, 932). — V. 3 u. 4 nennen Gestalten aus Ariosts „Orlando furioso", daher „Rolands Liebesrasen." Die Heldin Bradamante befreit ihren Geliebten

Ruggiero aus der Burg des Zauberers Atlas. Bald aber wird Ruggiero auf dem Hippogryphen ihr entführt, und nun beginnen für sie und den Geliebten die mannigfachsten Irrsale, in denen sich „Bradamantens Treue' herrlich bewährt. Beide Gestalten finden sich auch in Bojardos „Verliebtem Roland." — Im 23. Gesange von Ariosts Epos erkennt Roland, daß Angelika sich mit Medoro vereinigt hat und für ihn verloren ist. Er gerät in grenzenlose Verzweifelung und Raserei; davon trägt das Epos den Namen. Platen war von Jugend auf mit Ariost (wie mit Tasso; s. 33) wohlvertraut. T. I, 47 wird der „Rasende Roland" zum ersten Male erwähnt. — Der Topas, ein gelblicher Edelstein, erinnert den Dichter an gleichfarbige Früchte der Erde.

222. RA 89; 17./18. Mai 1832. „Diese Bäume, diese Blüten." — Das letzte Beit erinnert an eine Reise Platens „mit einem hübschen jungen Mönch" .. „Er ging nach Fermo in sein Kloster" (T. II, 902). — In V. 10 schrieb Platen ursprünglich „verhaßten", änderte aber später in „verhaften"; R 759 sieht irrtümlich darin einen Druckfehler (Unger in Kochs Studien zur vgl. Lit.-Geschichte, IV, 306).

223. RA 90; 15.—17. Mai 1832. „Wo sich Mädchen rings und Knaben." — V. 7 ff. erinnert an Tischbeins Gemälde: Goethe auf den Ruinen in der Campagna. V. 11 ist die bedeutsame Stelle, wo Platen sich als Anakreon bezeichnet, dadurch den Geist eines Teils der Gaselendichtung andeutend. Auf den Trümmern der Antike lockt ihn das Erhabene; er wird zum Pindar. Damit weist er auf die Festgesänge hin. Schon 1815 rühmt er den „Guarini — Anakreon" (R 387). Drei Lieder des Anakreon übersetzte er 1818 (R 545 ff.). „Die Laute des tejischen Greises" erfleht er von Kypria (R 422). „Die Weichlichkeit Anakreons" (R II, 382); s. 226. Den Pindar verherrlicht das gleichnamige Epigramm, R 294.

224. W; RA 93; 11. Febr. 1821. „Wenn ich deine Hand liebkose, zittert sie." — Scheint der Erinnerung an Rotenhan entsprungen (s. 19). — Haf. I, 358: „Gerne liebkost' ich die Hand." Dem zweiten Beit liegt das beliebte Bild persischer Erotik und Mystik zugrunde, das auch in Goethes „Selige Sehnsucht" übergegangen ist (W. A. 6, 28); s. 51 u. Redekünste S. 26. Es ist die Liebe des Schmetterlings zum Licht, der um seiner Liebe willen sich in die Flamme stürzt und den Tod findet (Hafis I. 115, 365, 419; II, 17, 37, 90/1, 215, 220; Horn S. VI/VII). Im Sufismus (s. 96) wird damit die Entselbstung, die Auflösung zur Erlangung eines höheren Seins, bezeichnet[1]) (s. 196). Platen hat diese Wendung zum Mystisch-Erhabenen vermieden, aber er hat jenes Bild ganz eigenartig verschönt. Er deutet das Flackern der Flamme, die den Schmetterling verzehrt, als ein schmerzliches Erbeben über das Schicksal des Falters: „Doch gerührt von deinem Lose, zittert sie."

---

[1]) Darum erklärt Merx S. 9 dieses Bild bei Hafis so: „Die wahre Religion ist ein den Falter, d. i. die Seele, verzehrendes Feuer."

225. W; RA 98; 17./18. Mai 1832. „Sommerliche Mondenscheibe." — Aufschub der Trennung. — Das 4. Beit erwähnt die Astrologie; vgl. das Horoskop im „Romant. Ödipus", II. Akt (R II, 357). „Beruh'ge dich, und laß die Sterne walten" (R II, 112). „Mit den Gestirnen ist der Sterblichen Schicksal verknüpft" sagt Lilla im „Rosensohn" (R III, 182). — Von dem „daß" in V. 10 sind auch V. 11 u. 12 abhängig. „Küsse fallen wie Honigtau" (R 200). „Süße Wiegenlieder" (R 59). — Die Lieder bewahren das Gedächtnis des Freundes; so ist der „Spiegel d. Hafis" die Verewigung Bülows, und die Freundschaft zu German lebt in Sonetten nach (T. II, 792).

226. KP; 15.—17. Mai 1832. „Gäb' Anakreon ein Teilchen." — Der Dichter will die Schönheit „nicht musivisch", nicht durch Aufzählen von Einzelheiten, preisen, sondern läßt uns den Eindruck empfinden, den er durch sie empfand; das aber tut er in den beiden folgenden Gaselen.

227. Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. 1904. IV, 307; 17. Mai 1832. „Laß noch satt mich küssen, ehe". — Die Verse 5—8 nehmen den Gedanken des ersten Verses von 167 auf.

228. Kochs Studien, s. 227; 6. Juni 1832. — „Tage schon entflohn und Wochen." — Sehnsucht. — Der Dichter wird von Verlangen nach dem Freunde verzehrt. — „Weiß nicht, wann die Nacht entflohn" (R 346). „Sollen fruchtlos Tage, Wochen.. schwinden, Eh' du mir ein Wort gesprochen?" (R 366). Der Keim zu dieser Strophe eines Gedichts vom 30. Dez. 1818 liegt in V. 25—28 eines Liedes vom 22. Nov. 1818, T. II, 136. — Die Leidenschaft der beiden letzten Beits findet ihr Vorbild in Haf. Pl. 39. — „Welche deinen Wundertempel, Ephesus, zu Staub verbrannt" (R 7). In dem Idyll: „Hirte und Winzerin" (R 269) heißt es: „Fühle, wie sehr Sehnsucht meine Gebeine verzehrt!" Das Wort „Knochen" gebraucht Platen unverächtlich in dem „Gesang der Polen" (R 93) und in dem Schlußwort des Dogen in der „Liga von Cambrai" (R II, 442). Hatem verbrennt in der Liebe zu Suleika: „Findet sie ein Häufchen Asche, Sagt sie: der verbrannte mir" (W. A. 6, 168).

229. Erschien 1828 in Platens Schauspiel „Treue um Treue", R II, 272/3. „Der goldne Frühling kommt, er baut die Flur der Liebe." — Am 23. März 1825 war Platen bis in den 4. Akt von „Treue um Treue" gekommen (T. II, 748); das Gasel steht am Ende desselben, wird also etwas später entstanden sein. Der Dichter wünschte, daß es bei der Aufführung des Schauspiels gesungen werde und ließ es von Friedrich Fugger vertonen. Dieser schreibt am 9. Juni 1825: „Daß bei Gedichten wie die Gasele der Musiker immer zurückbleiben muß, ist natürlich; das Gedicht an sich selbst ist schon lauter Musik und daher alle Noten zu viel" (Nachl. I, 223). Platen entschied sich schließlich für melodramatischen Vortrag. Er schreibt von der Aufführung in Erlangen (18. Juni 1825; T. II, 758/9): „Die Gasele wurde rezitiert, von einzelnen Akkorden nach jedem Distichon unterbrochen; doch hätte sie weit melodischer gesprochen werden sollen. Sie machte gleichwohl Eindruck." Fugger bedauerte sehr, daß man das Gasel nicht gesungen hatte (Brief v. 15. Juli 25; Nachl. I, 226). — Kurz vor dem Gasel spricht

Nicolette über das Wesen dieser Form und die Fülle der Bilder, die durch sie bedingt wird: „fast als wären ihr Die tausendfachen Bildungen der Erde Nur zur Verherrlichung des Herzens da“ (vgl. R III, 349; Minor S. 507). — Die Wahrheit des 4. Verses hat Platen selbst aufs tiefste empfunden: „Nie fühlte Schmerz, wer nie den Schmerz erfuhr der Liebe!“

230. „Urania“ 1824, S. 343—349; R 64ff. 19. u. 22. Oktober 1822. „Prolog an Goethe zu einer Übersetzung hafisischer Gedichte.“ — „Erhabner Greis, der du des Hafis Tönen.“ — Platen sagt von diesem Prolog (T. II, 559): „Er ist in Stanzen mit weiblichen Reimen.. Ich glaube, daß es Aufsehen machen wird, da es eine Art Apotheose Goethes ist.“ Am 22. Oktober kamen noch Stanze 1—4 hinzu (T. II 561). Über die Wirkung des Gedichts vgl. Fuggers Brief vom 21. März 1824 (Nachl. I, 194/5). Unger (S. 118) nennt es „die schönste und bedeutendste poetische Huldigung, die Platen dem Dichter darbrachte“. Bemerkungen dazu gibt Fries S. 82/3. — Stanze 1—4: Goethe und Hafis. Stanze 5—12: Goethe und die Mitwelt; a) die literarische; b) die politische. — Die 5. u. 6. Strophe wenden sich gegen die Verleumder Goethes, die Platen mehrfach befehdete, so R 523/4; 529; vgl. Unger S. 116/7 u. besonders S. 146. — So wenig wie jene Feinde, vermochten die Umwälzungen, welche mit der großen Revolution begannen, Goethe zu erschüttern (s. 159). Er begleitete sie mit seinem Dichten. „Faust“, „Hermann und Dorothea“ werden angedeutet (9. Str.). Sein Schaffen kündete „die große Lehre“: „Freiheit erscheint nur im Bezirk der Schranke.“ Damit erinnert Platen an das Sonett in „Was wir bringen“ (W. A. 13. I, S. 84): „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“ Und die Hoffnungen, die Goethe einst auf die Zeit gesetzt, haben sich erfüllt: „Macht wider Macht ist kräftig aufgestanden“ (nach den Schlußversen von „Hermann u. Dorothea“: „Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf Gegen die Macht“) (W. A. 50, 267). Zwar ging das alte Reich zugrunde, aber ein geistiges Reich hat sich der Deutsche dafür geschaffen (s. 163). Goethe soll dessen Kaiser sein. — So heißt es in Hebbels[1]) „Spaziergang in Paris“ V. 133ff.: „Nun stehen alle Kaiserstühle leer! . . Goethe ging heim. Das Diadem zersprang, Das achtzig Jahre seine Stirn umschlang.“ Im „Prolog zu Goethes 100jähriger Geburtsfeier“ läßt Hebbel die fremden Völker Goethe als Kaiser verehren.

Nachtrag:

Zu Gasel 8, 20, 71—74: Über Gotthilf Heinrich v. Schubert urteilt, ähnlich wie Platen, Leopold Ranke in einem Briefe aus München, Febr./März 1831: „Schubert liebe und verehre ich als einen in seiner Heiterkeit und seinem Ernst, in seinem Tun und seinen Gedanken gottverwandten unschuldigen Menschen, eine großartige, in sich vollkommene Natur. . . . Es

[1]) Sämtl. Werke, hrsg. v. Richard Maria Werner. Berlin 1902. VI, 246 u. 299.

ist erhebend, die Wirkung eines solchen Umgangs, der die Seele läutert und sie zu Wahrnehmungen eröffnet, die ihr sonst verborgen geblieben wären, zu bemerken.“ (Leopold v. Ranke's Sämtliche Werke, Bd. 53 u. 54. Leipzig 1890. S. 247.)

Zu Gasel 78: An den Mythos von Venus und Adonis erinnert Platen auch in dem Gedicht „Ἡ σε Κύπρος“ (R 420). — „Wenn die Winde blähn das Segel, Steigt ans Land Adonis-Hegel.“ (R III, 275.)

Zu Gasel 152, 165, 199, 212: „Leicht, wie Schaum, den hier die Ströme schlagen, Schmilzt das Glück, und jeder muß entsagen“ (R 359).

IV.

Das Gasel in der deutschen Dichtung.

A. Seine Vorgeschichte und Einführung.

Die Geschichte des Gasels im Deutschen beschränkt sich im wesentlichen auf das 19. Jahrhundert. Zwar mögen orientalische Reimfolgen gelegentlich schon viel früher einzelnen Deutschen bekannt geworden sein, besonders damals, als Friedrich II. in Palermo Hof hielt. Im Anfang des 15. Jahrhunderts besuchte der Tiroler Minnesänger Oswald von Wolkenstein den Hof des Königs Jussuf in Granada; allabendlich erklangen die Wettgesänge zwischen ihm und den arabischen Frauen (Schack, Araber II, 110/1). Ein deutscher Dichter, Paul Fleming, kam Ende 1636 nach Persien, das er Anfang 1638 wieder verließ, ohne daß er von persischer Dichtkunst beeinflußt worden wäre.

Dagegen hat ein anderer Teilnehmer dieser Fahrt, Adam Olearius, uns die ersten Nachrichten über persische Dichtkunst in deutscher Sprache übermittelt. Seine „Offt begehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise" (Schleswig 1647) entbehrt zwar noch einer Ausführung über die Poesie der Perser. Aber die „Vermehrte Newe Beschreibung der Muscowitischen und Persischen Reyse . . Welche zum andern mahl heraus gibt Adam Olearius" (Schleswig 1656) handelt im V. Buch, 27. Kap. „Von ihren Poeten und dero Versen". Hier heißt es S. 624: „Ihre beste Poeten aber, die sie in Schrifften haben, seynd (nach dem sie mir kund geworden) Saadi, Hafis, Firdausi . . Ihre arten Verse zu machen, vergleichet sich fast der Deutschen, denn sie ihr absehen auff die Reimen haben, worbey sie es so genaw nicht nehmen, wenn etwa in einem Vers eine Sylbe mehr, als im andern stehet." „Sie haben nicht allein am ende

der Verse gleichlautende Thon nnd Syllaben, wie . . Kuri, muri . . Sar, besar[1]) . . sondern auch gantze und einerley Wörter, welche auch bißweilen zu anfang, auch wol in der mitten der Verse müssen gesatzt seyn." Olearius meint hier das Radif, den Überreim der persischen Gedichte. — Seiner Reisebeschreibung ließ er 1654 die berühmte Übersetzung aus dem Persischen, den „Gulistan" oder „Rosengarten" des Saadi folgen,[2]) „mit großer Mühe und Zuziehung eines alten Persianers Nahmens Hakwirdi übersetzet .. welchen ich 5 gantzer Jahre in meinem Hause gehabt." Die zahlreich eingestreuten Gedichte enthalten keine Spur des Gaselreimes.[3])

Schon 1680 hatte Meninsky in Wien ein Gasel des Hafis ins Lateinische übersetzt. Die westöstliche Dichtung hat überhaupt an der Donau stets die eifrigste Pflege gefunden. Von jeher war dem Abendlande das Arabische vertrauter als das Persische. Deutsche Orientalisten kannten die Form der arabischen Kasside schon längst, ehe ein deutscher Dichter daran ging, sich in ähnlichen Reimen zu versuchen. Ich erwähne nur die Arbeit von Johann Jakob Reiske:[4]) „Thograis sogenanntes Lamisches Gedicht, aus dem Arabischen übersetzt, nebst einem kurzen Entwurf der arabischen Dichterei" (Friedrichstadt 1656). Von Reiske (1716—74) stammt auch die erste Erwähnung des arabischen Reimes, die nicht mehr nur der Orientalistik, sondern auch der deutschen Literatur angehört, da Herder sie 1796 in seine „Briefe zu Beförderung der Humanität" aufnahm; hier spricht der 85. Brief[5]) von der „Höflichkeit der Araber in Reimen". Herder beruft sich auf das Zeugnis „des vielleicht gelehrtesten Arabers, den unsre Nation gehabt hat, Reiske" und führt (aus Gottscheds „Neuem Büchersaal" Teil X, S. 220 f.) dessen Worte an: „Die allerältesten Schriften der Araber sowohl in ge-

---

[1]) Die Ausgaben von 1656 und 1663 haben fälschlich „behat", das erst in der Ausgabe von 1696, S. 327, in „besar" berichtigt ist.

[2]) II. Aufl. 1660; III. Aufl. Hamburg 1696: „Persianischer Rosenthal Schich Saadi durch Adam Olearius in teutscher Sprache über-gesetzet"....

[3]) Zur Geschichte der Gulistan-Übersetzungen vgl. Grdr. d. iran. Phil. II, 296 und Remy, S. 10f.

[4]) Über ihn vgl. Richard Förster, Allg. Deutsche Biogr. 28, 129ff. Ders. „Reiskes Briefe", Leipzig 1897.

[5]) Siebente Samml. Riga 1796 (Herder 18, 39 ff.).

bundener als freier Rede sind in Reimen abgefaßt. . . Wie die erste Hälfte des Verses sich schließt, schließt sich auch die andere Hälfte eben desselbigen Verses; und wie sich der erste Vers in der Mitte und am Ende endigt, so endigen sich auch alle andre folgende, wenn ihrer auch noch so viel wären, bis zwei- dreihundert und noch mehr. Doch pflegen sie ihre Gedichte so lang nicht zu machen."

Herder selbst kannte die arabische und persische Literatur nur aus Übersetzungen. Dieser mittelbaren Quelle entnahm er den Stoff für seine morgenländischen Dichtungen, soweit sie nicht dem Hebräischen angehören; gerade so benützte er ja für seinen „Cid" nicht die kastilianischen Romanzen, sondern deren französische Prosabearbeitung. Es ist aber kein Verlust, daß ihm eine genauere Kenntnis östlicher Dichtungsformen, so des Gasels, versagt blieb; er war kein Meister der äußeren Form, kein Freund des Reimes, gegen dessen mehrfache Wiederkehr (wie in der Kasside) „auch das reimsüchtigste Ohr" manchen Einwand hätte (Herder 18, 42). Er würde sich schwerlich im Gaselreim versucht haben; auch war ihm die Spruchweisheit des lehrhaften Saadi weit lieber als die Liebes- und Weingaselen des Hafis:[1]) „An Haphyz Gesängen haben wir fast genug; Sadi ist uns lehrreicher gewesen" (Herder 24, 356). Bei Besprechung des Hohen Liedes sagt er: „Ich weiß nicht, wer den Perser Hafiz läse, ohne daß ihm Salomo einfiele?" (Herder 8, 529 u. 591). Als seine Quelle für die „Oden von Hafiz" (Herder 8, 529) ist vor allem anzusehen: Jones „Poeseos Asiaticae commentariorum libri VI". London 1774 (Neudruck Lipsiae 1777.)

In den „Blumen, aus morgenländischen Dichtern gesammlet" erwähnt er den „Haphyz, von dessen Gazellen oder Liebesoden wir zu einer andern Zeit Proben geben werden."[2]) In der Anmerkung verweist er auf ein Gedicht des Hafis, „die Blume des Paradieses"; hier, wie bei dem Lied „die Liebe" fügt er in der Handschrift hinzu: „Ein Persisches Gazel" (Herder 26, 399 f. und 398). Diese und andere Gedichte nach dem Persischen lassen trotz der zweimaligen Übersetzung noch immer die Um-

[1]) vgl. Remy S. 17/18 und 19.

[2]) „Zerstreute Blätter". IV. Samml. S. 122. Gotha 1792. (Herder 16, 16).

risse der Grundform erkennen. Die Zweizeile tritt äußerlich, wie in der Folge der Gedanken, deutlich hervor. Die geraden Verse schließen sich zuweilen so eng dem vorhergehenden ungeraden an, daß der Dichter sie mit kleinem Anfangsbuchstaben schreibt. Fast stets schließt die Zweizeile mit einem größeren Satzzeichen, während sich innerhalb derselben ein solches nur selten findet. Der Parallelismus der Gedanken ist unverkennbar, besonders in der „Blume des Paradieses“. Einen Anklang an den Gaselreim und scharfe Ausprägung der Distichen zeigt die „Elegie aus dem Persischen;[1]“ Zeile 2 und 6 schließen mit demselben Wort: „dahin“. Gaselähnlich klingt der „Gesang der Nachtigall“ (Herder 26, 396/7), da jede der neun vierzeiligen Strophen mit dem Verse schließt: „Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling“; nur zweimal findet sich eine leichte Veränderung des Wortlauts. Den Refrain zeigt „Die Gegenwart. Ein Persisches Lied“ Herders, das 1796 in Schillers Musenalmanach erschien (Herder 26, 419). Einige vierzeilige Strophen finden sich in dem „Lobgesang aus dem Persischen“ (Herder 11, 261). In dem „Anhang einiger älterer Nachdichtungen in gereimten Versen“ (Herder 26, 434 ff.) liegt schon darin, daß Herder überhaupt den Reim gebraucht, eine geringe Annäherung an die orientalische Form, besonders aber in der Bevorzugung des rührenden Reims, so in der „Elegie auf Said“: bewohnt: wohnt; in dem 1. Gedicht aus Saadis „Rosental“ : Wellenhaus: heraus : aus : Bretterhaus. Und fast wie der Anfang eines Gasels erscheint V. 1—4 des 8. Gedichts aus dem „Rosental“ (Herder 26, 436):

„Dem, der dich verehrt mit Grauen,
Wolle ja nicht trauen!
Weissest du, warum die Schlange sticht?
Weil sie dich verehrt mit Grauen.“ —

Herder kam durch seine Beschäftigung mit den Volksliedern fremder Völker zuweilen mit Reimformen in Berührung, die einige Verwandtschaft mit dem Gaselreim zeigen. Eine „Litthauische Daina“ („Alte Volkslieder“ Altenburg 1774; Herder 25, 88 ff.) erinnert durch die regelmäßige Wiederkehr der Verkleinerungssilbe -lein am Versschlusse an ähnliche Erscheinungen im Stichwortgasel, wie es uns bei Joseph von Hammer be-

[1]) Herder 26, 402 (aus Ignaz von Stürmer „Anthologia Persica Viennensis“ 1778, S. 48 ff.)

(W.A. 34, 12). Die Umarbeitung, die das Gedicht stark veränderte und von 37 auf 15 Zweizeilen verkürzte, geschah in oder nach dem Sommer 1816. Sie wurde zuerst 1868 durch v. Loeper veröffentlicht.[1]) „Goethes Gasel auf den Eilfer in ursprünglicher Gestalt“ hat mit einer eingehenden Besprechung Konrad Burdach herausgegeben.[2]) Seine Ausführungen sind gegen Düntzers Widerspruch[3]) entschieden aufrecht zu erhalten; jedoch ist darin Düntzer beizustimmen, daß dieses Elferlied nur „ein vortrefflicher Erguß heiterer Weinlaune“ ist und keinen Vergleich mit „Wanderers Sturmlied“ duldet. Es ist ein Stichwortgasel, also in der Form beeinflußt von Hammers Hafisübersetzung. Die zweite Fassung sucht sich dem persischen Vorbild noch dadurch zu nähern, daß sie den Namen des Hafis ins letzte Beit bringt. Glücklicher aber war der Schluß der Urform:

„Sing es mir ein andrer nach,
Dieses Lied vom Elfer!
Denn ich sang's im Liebesrausch
Und berauscht vom Elfer.“

Versmaß und Silbenzahl wechseln dauernd (vgl. Düntzer a. a. O. S. 233/34). Das Stichwort „Elfer“ (Goethe schreibt „Eilfer“) kehrt in allen geradzahligen Versen wieder, in der ersten Fassung 37 mal, in der zweiten 15 mal. Das Königsbeit fehlt wie in allen Goetheschen Gaseloiden. Somit ist auch dieses Gedicht noch eher ein „Bruchstück“ (Kitä) als ein Gasel zu nennen. Es ist, wie auch die anderen erwähnten Diwangedichte, nur gaselähnlich. Ein Stichwortgasel kann überhaupt nie als ein Gasel im strengen Sinne bezeichnet werden. Die unveränderte Wiederkehr desselben Reimworts ist bei den Persern verpönt. In der Regel muß jedes Beit ein anderes Reimwort haben; gleichlautende Reime sollen wenigstens verschiedene Bedeutung haben. So müßte z. B. Goethes „Elfer“, der Wein von 1811, reimen auf einen „Elfer“, einen Wurf von 11 Augen, dann auf einen „Elfer“, einen Soldaten vom 11. Regiment u. s. f.

---

[1]) In der Hempelschen Goetheausgabe Bd. IV, S. 178 (W. A. 6, 302).

[2]) Goethejahrbuch 1890. Bd. 11, S. 3 ff. u. S. 196. Vgl. auch Burdach in der Jubiläumsausgabe, Bd. 5, S. 428 ff.

[3]) „Zur Goetheforschung“. Neue Beiträge v. Heinrich Düntzer. 1891. S. 217 ff. bes. S. 231/2.

Hoffnung auf, die wir an Hammer, einem glücklichen jungen Mann, voll Sprachkenntnis und Gaben, aus Orient erwarten."

Ein Jahrzehnt später war diese Hoffnung reichlich erfüllt. 1812 und 13 erschien „Der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis. Aus dem Persischen zum erstenmal ganz übersetzt von Joseph von Hammer" (Stuttgart und Tübingen). Dieses Werk hat für die westöstliche Dichtung und damit auch für die Geschichte des Gasels die allergrößte Bedeutung. In der Vorrede spricht Joseph v. Hammer-Purgstall über die Grundsätze seiner Übertragung, die ihn zehn Jahre lang beschäftigte. Er folgt seiner Vorlage möglichst Vers für Vers; dabei aber geht „der gleiche Anklang des Reimes, welcher orientalischem Gehöre eine unerläßliche Schönheit dünkt, gänzlich verloren, und nur dort, wo im Originale alle Strophen mit einem und demselben Worte enden, kehrt auch in der Übersetzung dasselbe Wort am Ende der Strophe wieder" (Hafis I, VI). J. v. Hammer braucht also die Form des Stichwortgasels, das in seiner Kunstlosigkeit gar nicht dem Reim- oder Überreimgasel zu vergleichen ist. Es ist der beste Beweis für die unbezwingliche Kraft des persischen Anakreon, Hafis, daß er selbst in dieser dürftigen Form auf Goethe so stark gewirkt hat.

Von den 576 Gaselen der Hammerschen Hafisübersetzung haben 248 das „Stichwort". Es ist nicht immer buchstäblich durchgeführt, sondern zeigt zuweilen kleine Veränderungen; eine solche wird Haf. I, 138 begründet. Vgl. Haf. I, 167, 206, 256, 261, 404, 412 u. ö. In einigen Fällen ist das Stichwort nur den ersten Versen beigegeben, so in Haf. I, 286, 424, 424/5; II, 365, 385. Gewöhnlich setzt Hammer es in diejenigen Zeilen, die der Stellung des Reimes und Radifs im Persischen entsprechen, also in V. 1, 2, 4, 6, 8 u. s. f. Mitunter aber gibt er die beiden Verse des persischen Beits durch 4 deutsche Kurzzeilen wieder, so daß das Stichwort in die Verse 2, 4, 8, 12, 16 u. s. w. zu stehen kommt. Selten sind andere Stellungen, z. B. in Hafis I, 236, 256, 325. In einigen Gedichten finden sich Ansätze, den Reim an Stelle des Stichworts zu brauchen, so in Haf. I, 348, 424. Oder auch, das Stichwort ist so gewählt, daß es dem rührenden Reim nahekommt, z. B. nachgegangen : hingegangen : vorgegangen u. s. f. Haf. I, 169; 114, 120, 155, 159, 161 u. ö. Hammer übersetzte unter anderem noch aus Hafis „72 Rubajat oder vierzeilige Strophen" (Haf. II, 519 ff.). Von diesen zeigen nur 18 das Stichwort, 14 davon in den Versen 1, 2 u. 4; Rubâî 53 hat es in V. 1 u. 4; die Vierzeiler 1 u. 33 haben es in V. 2. u. 4; Rubâî 35 zeigt es in allen vier Versen. Veränderungen des Stichworts finden sich in 15, 19 und 33.

Die Form des Stichwortgasels hat Joseph v. Hammer auch in seinen anderen Übersetzungen häufig gebraucht, so in den „Redekünsten". Selten hat er sich im Reimgasel versucht; ein solches ohne Königsbeit, „Die Nachtigall"[1]), dichtete er als Antwort auf Rückerts Reimgasel „An J. v. Hammer" (s. u. Seite 171). Er hat Beziehungen auf Rückerts Gedicht mehrfach in seine Erwiderung verwebt. Die Form des Stichwortgasels kehrt bei Goethe und Holtei wieder.

Goethe hat kein unbedingt formgerechtes Gasel gedichtet. Wiederholt aber hat er sich der persischen Reimordnung in seinem „Westöstlichen Diwan" (Stuttgart 1819) genähert und „die Reimkünste des Hafis, die Hammers Übersetzung kaum andeutete, hat er mit höchst bescheidenem Anklang gelegentlich . . nachgeahmt. Von dem Gedanken eines formalen Wetteifers mit Hafis ist er bald zurückgekommen" (Burdach, Einleit. z. W. Ö. Diwan: Jubiläumsausg. Bd. V. S. XXVI). Über persische Poetik hat er sich in den Noten zum Diwan geäußert (W. A. 7; 5, 71, 82, 101 ff., 113, 124).

Annäherungen an die Gaselform liegen in folgenden Gedichten des Diwans vor: „Nachbildung" (W. A. 6, 40) im „Buch Hafis"; entstand in Jena am 7. Dez. 1814: „In deine Reimart hoff' ich mich zu finden, Das Wiederholen soll mir auch gefallen." Indes hat Goethe selbst in diesem Gedicht das Wiederholen desselben Reimklanges nicht durch alle 12 Verse durchgeführt; in den beiden letzten geht der Kreuzreim a b a b a b . . in den Zweireim c c über. V. 1 und 3 haben den rührenden Reim. Das Gaselähnliche liegt darin, daß derselbe Reim fast bis zum Schluß in den geraden Versen festgehalten wird. Da aber die ungeraden Verse einen zweiten Reim durchführen, ist die strenge Gaselform zerstört, ebenso dadurch, daß die Zweizeile nicht deutlich ausgeprägt und das Gedicht in zwei Strophen geteilt ist. Jedoch ist die Zahl der Silben unverändert in jedem Verse 11. Dagegen haben in „Höchste Gunst" (W. A. 6, 88) die 7 geradzahligen Verse, welche sämtlich mit dem Stichwort „gefunden" schließen, je 8 Silben, die ungeradzahligen je 7, dazu die Reimstellung: V. 1 : 3; 5 : 7; 9 : 11 : 13. Ganz ähnlich ordnen sich die Reime in W. A. 6, 145: „Da du nun Suleika heißest"; die 9 geraden Verse führen das Stichwort „sein" durch.

Mit noch weit größerer Freiheit als J. v. Hammer hat Goethe das Stichwort behandelt in dem Gedicht: „In tausend Formen magst du dich verstecken" (W. A. 6, 197). Jede der 6 Strophen zählt 4 Verse, von denen die geraden stets das Stichwort tragen und zwar V. 2, 4 u. 6: „gleich erkenn' ich dich". Dann tritt an Stelle des dreimal wiederholten „gleich"

[1]) „Zeitschrift f. Kunst, Literatur, Theater u. Mode" Wien 1822. Nr. 105. Wieder abgedruckt bei Beyer II, 190/1.

dreimal die Assonanz: „wohl-, froh-, dort erkenn' ich dich". Mit der vierten Strophe beginnt die Entfremdung der ersten Bestandteile des Stichworts, von dem in der letzten Strophe nur „dich" noch standhält. Das Gedicht ist bezeichnend dafür, wie Goethe nur kurze Zeit den Zwang der strengen Form erträgt, dann aber von Vers zu Vers sich von ihm befreit. Zwei besonders stark an das Wortgasel erinnernde Formen enthält das „Schenkenbuch": „Ob der Koran von Ewigkeit sei?" (W. A. 6, 203; vom 20. Mai 1815). Die Silbenzahl der Verse schwankt dauernd. Alle geraden Zeilen schließen mit „nicht" und „Angesicht"; die ungeraden haben das Stichwort „sei", das in V. 1. u. 7, 3 u. 9 noch durch ein vorangestelltes Wort erweitert ist. Das andere Gedicht, von Michaelis 1815, (W. A. 6, 210): „Sie haben wegen der Trunkenheit Vielfältig uns verklagt", zeigt denselben Aufbau. Alle geraden Zeilen reimen unter einander, in V. 6. u. 18, 10 u. 20 mit rührendem Reim. Die Verse 1, 3, 5, 7 u. s. f. stimmen in den drei letzten Silben stets buchstäblich überein; nur V. 11 weicht davon ab und ist den umgebenden Versen 10 und 12 angeglichen. Von diesen Pseudogaselen sagt Biedermann[1]): Man kann in ihnen „eine von Goethe geschaffene eigene westöstliche Gedichtform finden". Eine Annäherung an die persische Vierzeile könnte man aus dem „Buch des Sängers" herauslesen (W. A. 6, 10):

„Mich verwirren | will das Irren,
Doch du weißt mich | zu entwirren."

Goethe selbst aber hat eine solche Teilung in viersilbige Verse durch die Schreibung in Langzeilen vermieden; man wird seinen Mittelreim daher nicht zum Endreim machen dürfen.

Die beiden Gedichte des Diwans, welche am meisten der Gaselform entsprechen, sind nicht von Goethe. Es sind die beiden persischen Strophen, die er den „Noten zum Diwan" anhängte. Die erste, „Auf die Fahne" (W. A. 7, 244), ist ein sogenanntes „Bruchstück" (Kitâ; s. o. S. 10); alle geraden Verse zeigen denselben Reimklang, die anderen sind reimlos. Dagegen sind in dem zweiten Gedicht nur die ungeraden Verse gereimt (W. A. 7, 246). Kosegarten hat beide Gedichte ins Deutsche übersetzt (W. A. 7, 254). Eine lautliche Übertragung gab Herman Krüger.[2])

Die gaselähnlichen Gedichte des Diwans, man könnte sie Gaseloide nennen, zeigen die Absicht Goethes, der orientalischen Reimfülle einigermaßen Genüge zu tun. Am deutlichsten offenbart sich dieses Bestreben in seinem „Lied vom Eilfer". So nennt er selbst dieses Gedicht im Tagebuch vom 10. Oktober 1815, als es auf der Rückkehr von der Rhein- und Mainreise in Meiningen entstand. In der Beschreibung des Rochusfests in Bingen wird auf die Urform Bezug genommen

[1]) „Goetheforschungen" N. F. Leipzig 1886. S. 376.
[2]) Goethejahrbuch 1905. Bd. 26, S. 272/3.

gegnet. — Vor allem aber gehört hierher eine Äußerung Herders im Vorwort der „Volkslieder“ (II. Teil. Leipzig 1779; Herder 25, 330): „Auch aus dem Spanischen habe ich nur wenig Stücke gegeben, weil nichts schwerer ist, als die Übersetzung einer simpeln Spanischen Romanze. Übersetze jemand, wenn sich ein langes historisches Gedicht herab, jede zweite Zeile auf ar endigt und damit im Spanischen prächtig und angenehm in der Luft verhallet, übersetze jemand so etwas in unsre Sprache!“ — Herder hat bei seinen zahlreichen Übersetzungen spanischer Romanzen. daher fast durchgängig den Reim vermieden. Das „Lied eines Gefangenen. Eine Spanische Romanze“ (Herder 25, 613 f.) zeigt in 9 vierzeiligen Strophen, allerdings mit einigen Verstößen, die Reimordnung xaxa xbxb xcxc u. s. f. Dagegen hat „Blanka. Aus dem Spanischen“ (Herder 25, 625/26) eine auffallend starke Annäherung gerade an jene von Herder selbst erwähnten Reime auf -ar. Daß Herder hier dem Spanischen auch in der Form möglichst nahe kommen wollte, zeigt besonders Strophe 3, in welcher er die Reimworte „Gefahr“ und „Aguilar“ nachträglich anbrachte, als er das Gedicht zum zweiten Male erscheinen ließ (in Seckendorfs „Neujahrs-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801“, S. 242). Beim ersten Erscheinen der „Blanka“ (im „Journal von Tiefurt“, 34. Stück) waren jene so sehr an das Spanische gemahnenden Reime auf -ar in der 3. Strophe noch nicht vorhanden.

Der erste nun, der wirklich die Absicht hatte, sich in der Gaselform zu versuchen, ist Friedrich Schlegel. Er schreibt am 15. Januar 1803 aus Paris an seinen Bruder:[1]) „Ich werde dir vielleicht bald zur Erwiderung einige Gazels schicken, eine Persische Dichtart, die sich sehr an die Glosse, Sestine und das Sonett anschließt und zwischen diesen allen ungefähr das Mittel hält.“ In demselben Briefe äußert er den Entschluß, eine persische Grammatik zu schreiben; das dritte Stück der „Europa“ sollte etwas über persische Sprache und Dichtkunst bringen. Jedoch ist aus diesen Plänen nichts geworden. In demselben Jahre (1803) schließt Herder einen Aufsatz über „Morgenländische Literatur“ in seiner „Adrastea“[2]) mit dem freudigen Ausblick auf die Gaben, die uns von dem persischen und arabischen Schrifttum noch bevorstehen. Es liegt in dieser Hoffnung, die ihn im Jahr seines Todes erfüllte, die Ahnung einer „zweiten Renaissance“, die später Graf Schack in bestimmteren Formen aussprach.[3]) Herder schließt mit dem Ausruf: „Blühe die ganze

[1]) „Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm“ hrsg. v. Oskar F. Walzel. Berlin 1890. S. 507.

[2]) VI. Bd. Leipzig 1803. 8. Aufsatz (Herder 24, 356).

[3]) Pandora S. 75 ff. „Die erste und die zweite Renaissance“.

dreimal die Assonanz: „wohl-, froh-, dort erkenn' ich dich". Mit der vierten Strophe beginnt die Entfremdung der ersten Bestandteile des Stichworts, von dem in der letzten Strophe nur „dich" noch standhält. Das Gedicht ist bezeichnend dafür, wie Goethe nur kurze Zeit den Zwang der strengen Form erträgt, dann aber von Vers zu Vers sich von ihm befreit. Zwei besonders stark an das Wortgasel erinnernde Formen enthält das „Schenkenbuch": „Ob der Koran von Ewigkeit sei?" (W. A. 6, 203; vom 20. Mai 1815). Die Silbenzahl der Verse schwankt dauernd. Alle geraden Zeilen schließen mit „nicht" und „Angesicht"; die ungeraden haben das Stichwort „sei", das in V. 1. u. 7, 3 u. 9 noch durch ein vorangestelltes Wort erweitert ist. Das andere Gedicht, von Michaelis 1815, (W. A. 6, 210): „Sie haben wegen der Trunkenheit Vielfältig uns verklagt", zeigt denselben Aufbau. Alle geraden Zeilen reimen unter einander, in V. 6. u. 18, 10 u. 20 mit rührendem Reim. Die Verse 1, 3, 5, 7 u. s. f. stimmen in den drei letzten Silben stets buchstäblich überein; nur V. 11 weicht davon ab und ist den umgebenden Versen 10 und 12 angeglichen. Von diesen Pseudogaselen sagt Biedermann[1]: Man kann in ihnen „eine von Goethe geschaffene eigene westöstliche Gedichtform finden". Eine Annäherung an die persische Vierzeile könnte man aus dem „Buch des Sängers" herauslesen (W. A. 6, 10):

„Mich verwirren | will das Irren,
Doch du weißt mich | zu entwirren."

Goethe selbst aber hat eine solche Teilung in viersilbige Verse durch die Schreibung in Langzeilen vermieden; man wird seinen Mittelreim daher nicht zum Endreim machen dürfen.

Die beiden Gedichte des Diwans, welche am meisten der Gaselform entsprechen, sind nicht von Goethe. Es sind die beiden persischen Strophen, die er den „Noten zum Diwan" anhängte. Die erste, „Auf die Fahne" (W. A. 7, 244), ist ein sogenanntes „Bruchstück" (Kitâ; s. o. S. 10); alle geraden Verse zeigen denselben Reimklang, die anderen sind reimlos. Dagegen sind in dem zweiten Gedicht nur die ungeraden Verse gereimt (W. A. 7, 246). Kosegarten hat beide Gedichte ins Deutsche übersetzt (W. A. 7, 254). Eine lautliche Übertragung gab Herman Krüger.[2]

Die gaselähnlichen Gedichte des Diwans, man könnte sie Gaseloide nennen, zeigen die Absicht Goethes, der orientalischen Reimfülle einigermaßen Genüge zu tun. Am deutlichsten offenbart sich dieses Bestreben in seinem „Lied vom Eilfer". So nennt er selbst dieses Gedicht im Tagebuch vom 10. Oktober 1815, als es auf der Rückkehr von der Rhein- und Mainreise in Meiningen entstand. In der Beschreibung des Rochusfests in Bingen wird auf die Urform Bezug genommen

---

[1]) „Goetheforschungen" N. F. Leipzig 1886. S. 376.
[2]) Goethejahrbuch 1905. Bd. 26, S. 272/3.

Die Form des Stichwortgasels hat Joseph v. Hammer auch in seinen anderen Übersetzungen häufig gebraucht, so in den „Redekünsten". Selten hat er sich im Reimgasel versucht; ein solches ohne Königsbeit, „Die Nachtigall"[1]), dichtete er als Antwort auf Rückerts Reimgasel „An J. v. Hammer" (s. u. Seite 171). Er hat Beziehungen auf Rückerts Gedicht mehrfach in seine Erwiderung verwebt. Die Form des Stichwortgasels kehrt bei Goethe und Holtei wieder.

Goethe hat kein unbedingt formgerechtes Gasel gedichtet. Wiederholt aber hat er sich der persischen Reimordnung in seinem „Westöstlichen Diwan" (Stuttgart 1819) genähert und „die Reimkünste des Hafis, die Hammers Übersetzung kaum andeutete, hat er mit höchst bescheidenem Anklang gelegentlich . . nachgeahmt. Von dem Gedanken eines formalen Wetteifers mit Hafis ist er bald zurückgekommen" (Burdach, Einleit. z. W. Ö. Diwan: Jubiläumsausg. Bd. V. S. XXVI). Über persische Poetik hat er sich in den Noten zum Diwan geäußert (W. A. 7; 5, 71, 82, 101 ff., 113, 124).

Annäherungen an die Gaselform liegen in folgenden Gedichten des Diwans vor: „Nachbildung" (W. A. 6, 40) im „Buch Hafis"; entstand in Jena am 7. Dez. 1814: „In deine Reimart hoff' ich mich zu finden, Das Wiederholen soll mir auch gefallen." Indes hat Goethe selbst in diesem Gedicht das Wiederholen desselben Reimklanges nicht durch alle 12 Verse durchgeführt; in den beiden letzten geht der Kreuzreim a b a b a b . . in den Zweireim c c über. V. 1 und 3 haben den rührenden Reim. Das Gaselähnliche liegt darin, daß derselbe Reim fast bis zum Schluß in den geraden Versen festgehalten wird. Da aber die ungeraden Verse einen zweiten Reim durchführen, ist die strenge Gaselform zerstört, ebenso dadurch, daß die Zweizeile nicht deutlich ausgeprägt und das Gedicht in zwei Strophen geteilt ist. Jedoch ist die Zahl der Silben unverändert in jedem Verse 11. Dagegen haben in „Höchste Gunst" (W. A. 6, 88) die 7 geradzahligen Verse, welche sämtlich mit dem Stichwort „gefunden" schließen, je 8 Silben, die ungeradzahligen je 7, dazu die Reimstellung: V. 1:3; 5:7; 9:11:13. Ganz ähnlich ordnen sich die Reime in W. A. 6, 145: „Da du nun Suleika heißest"; die 9 geraden Verse führen das Stichwort „sein" durch.

Mit noch weit größerer Freiheit als J. v. Hammer hat Goethe das Stichwort behandelt in dem Gedicht: „In tausend Formen magst du dich verstecken" (W. A. 6, 197). Jede der 6 Strophen zählt 4 Verse, von denen die geraden stets das Stichwort tragen und zwar V. 2, 4 u. 6: „gleich erkenn' ich dich". Dann tritt an Stelle des dreimal wiederholten „gleich"

[1]) „Zeitschrift f. Kunst, Literatur, Theater u. Mode" Wien 1822. Nr. 105. Wieder abgedruckt bei Beyer II, 190/1.

B. Deutsche Gaselendichter.

Goethe eröffnete die westöstliche Dichtung, der sich auch August Graf von Platen (1796—1835) mit seinen Gaselen zuwandte. Über ihn, den bedeutendsten unter allen deutschen Gaselendichtern,[1]) handeln Teil II und III dieser Arbeit.

Der erste aber, der in deutscher Sprache formgerechte Gaselen schuf, war Friedrich Rückert (1789—1866) mit seinen Nachdichtungen aus dem Diwan des Mewlana Dschelaleddin Rumi, die er 1819 begann, und die zur Michaelismesse 1820 im Cotta'schen „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821" S. 211ff. erschienen.[2]) Platens „Gaselen" kamen ein halbes Jahr später, Anfang April 1821, heraus. Rückert hat die Tatsache, daß er die Gaselform im Deutschen einführte, ausdrücklich in einer Vierzeile[3]) betont (F. A. 5, 200):

„Die neue Form, die ich zuerst in deinen Garten pflanze,
O Deutschland, wird nicht übel stehn in deinem reichen Kranze.
Nach meinem Vorgang mag sich nun mit Glück versuchen mancher
So gut im persischen Gasel, wie sonst in welscher Stanze."

Er war um diesen jungen Ruhm so besorgt, daß er in Platens Vorrede zu den „Gaselen" ganz ohne Grund einen Versuch sah, ihm sein Recht streitig zu machen. Daher schließt er einen Brief an Platen vom Mai 1821: „Doch sollte ich Ihnen zürnen, daß Sie sich in der Vorrede für den ersten deutschen Bändiger dieser morgenländischen Form geben, da ich doch, Ihnen nicht unbeachtet, darin vorangeschritten" (T. II, 460, Anm. 3; ähnlich R III, 274). In diesen Worten liegt zugleich die Bestätigung dafür, daß Platen die ersten Gaselen Rückerts gekannt hat; deren Einfluß auf ihn aber ist von Engelhardt S. 843 falsch dargestellt worden (s. o. Seite 18). Unrichtig ist auch die Darstellung Beyers, der in Platen nur den gelehrigen Schüler Rückerts sehen möchte,[4])

---

[1]) Zu Platens Stellung als „Gaselendichter κατ' ἐξοχήν" s. auch Friedrich Veit: Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. VII, 265/6.

[2]) Beyer I, 201; Nr. 29. Goedeke [2] VIII, 155.

[3]) „Gesammelte Gedichte", Erlangen 1836, II, 422 (R III, 274). Übrigens ist dieses Rubâî in der Form nicht einwandsfrei; der dritte Vers zeigt nicht Dissonanz, sondern Assonanz (a) zu den drei Reimversen.

[4]) C. Beyer: „Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal". Frankfurt a. M. 1868. S. 110. — An derselben Stelle erzählt Beyer von einem Besuch Platens bei Rückert in Nürnberg, „um vorzüglich wissenschaftliche

(W.A. 34, 12). Die Umarbeitung, die das Gedicht stark veränderte und von 37 auf 15 Zweizeilen verkürzte, geschah in oder nach dem Sommer 1816. Sie wurde zuerst 1868 durch v. Loeper veröffentlicht.[1]) „Goethes Gasel auf den Eilfer in ursprünglicher Gestalt“ hat mit einer eingehenden Besprechung Konrad Burdach herausgegeben.[2]) Seine Ausführungen sind gegen Düntzers Widerspruch[3]) entschieden aufrecht zu erhalten; jedoch ist darin Düntzer beizustimmen, daß dieses Elferlied nur „ein vortrefflicher Erguß heiterer Weinlaune“ ist und keinen Vergleich mit „Wanderers Sturmlied“ duldet. Es ist ein Stichwortgasel, also in der Form beeinflußt von Hammers Hafisübersetzung. Die zweite Fassung sucht sich dem persischen Vorbild noch dadurch zu nähern, daß sie den Namen des Hafis ins letzte Beit bringt. Glücklicher aber war der Schluß der Urform:

„Sing es mir ein andrer nach,
Dieses Lied vom Elfer!
Denn ich sang's im Liebesrausch
Und berauscht vom Elfer.“

Versmaß und Silbenzahl wechseln dauernd (vgl. Düntzer a. a. O. S. 233/34). Das Stichwort „Elfer“ (Goethe schreibt „Eilfer“) kehrt in allen geradzahligen Versen wieder, in der ersten Fassung 37 mal, in der zweiten 15 mal. Das Königsbeit fehlt wie in allen Goetheschen Gaseloiden. Somit ist auch dieses Gedicht noch eher ein „Bruchstück“ (Kitä) als ein Gasel zu nennen. Es ist, wie auch die anderen erwähnten Diwangedichte, nur gaselähnlich. Ein Stichwortgasel kann überhaupt nie als ein Gasel im strengen Sinne bezeichnet werden. Die unveränderte Wiederkehr desselben Reimworts ist bei den Persern verpönt. In der Regel muß jedes Beit ein anderes Reimwort haben; gleichlautende Reime sollen wenigstens verschiedene Bedeutung haben. So müßte z. B. Goethes „Elfer“, der Wein von 1811, reimen auf einen „Elfer“, einen Wurf von 11 Augen, dann auf einen „Elfer“, einen Soldaten vom 11. Regiment u. s. f.

---

[1]) In der Hempelschen Goetheausgabe Bd. IV, S. 178 (W. A. 6, 30

[2]) Goethejahrbuch 1890. Bd. 11, S. 3ff. u. S. 196. Vgl. auch Bu in der Jubiläumsausgabe, Bd. 5, S. 428ff.

[3]) „Zur Goetheforschung“. Neue Beiträge v. Heinrich Dünt S. 217ff. bes. S. 231/2.

B. Deutsche Gaselendichter.

Goethe eröffnete die westöstliche Dichtung, der sich auch August Graf von Platen (1796—1835) mit seinen Gaselen zuwandte. Über ihn, den bedeutendsten unter allen deutschen Gaselendichtern,[1]) handeln Teil II und III dieser Arbeit.

Der erste aber, der in deutscher Sprache formgerechte Gaselen schuf, war Friedrich Rückert (1789—1866) mit seinen Nachdichtungen aus dem Diwan des Mewlana Dschelaleddin Rumi, die er 1819 begann, und die zur Michaelismesse 1820 im Cotta'schen „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821" S. 211 ff. erschienen.[2]) Platens „Gaselen" kamen ein halbes Jahr später, Anfang April 1821, heraus. Rückert hat die Tatsache, daß er die Gaselform im Deutschen einführte, ausdrücklich in einer Vierzeile[3]) betont (F. A. 5, 200):

„Die neue Form, die ich zuerst in deinen Garten pflanze,
O Deutschland, wird nicht übel stehn in deinem reichen Kranze.
Nach meinem Vorgang mag sich nun mit Glück versuchen mancher
So gut im persischen Gasel, wie sonst in welscher Stanze."

Er war um diesen jungen Ruhm so besorgt, daß er in Platens Vorrede zu den „Gaselen" ganz ohne Grund einen Versuch sah, ihm sein Recht streitig zu machen. Daher schließt er einen Brief an Platen vom Mai 1821: „Doch sollte ich Ihnen zürnen, daß Sie sich in der Vorrede für den ersten deutschen Bändiger dieser morgenländischen Form geben, da ich doch, Ihnen nicht unbeachtet, darin vorangeschritten" (T. II, 460, Anm. 3; ähnlich R III, 274). In diesen Worten liegt zugleich die Bestätigung dafür, daß Platen die ersten Gaselen Rückerts gekannt hat; deren Einfluß auf ihn aber ist von Engelhardt S. 843 falsch dargestellt worden (s. o. Seite 18). Unrichtig ist auch die Darstellung Beyers, der in Platen nur den gelehrigen Schüler Rückerts sehen möchte,[4])

---

[1]) Zu Platens Stellung als „Gaselendichter *κατ' ἐξοχήν*" s. auch Friedrich Veit: Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. VII, 265/6.

[2]) Beyer I, 201; Nr. 29. Goedeke [2] VIII, 155.

[3]) „Gesammelte Gedichte", Erlangen 1836, II, 422 (R III, 274). Übrigens ist dieses Rubâî in der Form nicht einwandsfrei; der dritte Vers zeigt nicht Dissonanz, sondern Assonanz (a) zu den drei Reimversen.

[4]) C. Beyer: „Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal". Frankfurt a. M. 1868. S. 110. — An derselben Stelle erzählt Beyer von einem Besuch Platens bei Rückert in Nürnberg, „um vorzüglich wissenschaftliche

obwohl dieser selbst erst Ende 1818 durch Joseph v. Hammer in die Beschäftigung mit dem Orient eingeführt worden war. Platen hatte das Studium des Persischen schon begonnen, ehe er Rückert kennen lernte. Er besuchte ihn im August 1820 in Ebern und schreibt von ihm (T. II, 411): „Nun hat er sich meist mit dem Persischen beschäftigt, wovon wir auch viel zusammen sprachen."

Das Studium des Persischen aus den Quellen machte den form- und sprachbegabten Platen für die Gaselendichtung von Rückert ganz unabhängig, der damals selbst kaum tiefer als jener in das Persische eingedrungen sein mochte. Trotzdem scheint er selbst sich für den Lehrmeister Platens in der Gaselform gehalten zu haben; verärgert darüber, daß seine Rumigaselen in dem Cotta'schen Morgenblatt nicht besprochen worden waren, schreibt er am 10. April 1821 aus Koburg an Cotta: „Dieser Verdruß ist dadurch in mir erneut worden, daß ich soeben ein kleines Büchlein erhalte: Gasele von Graf v. Platen-Hallermünde, Erlangen, bei Heyder. Dieser wackere Junge, sonst mein persönlicher Freund, der die Gasele von mir zu machen gelernt hat, zum Teil durch mündliche Andeutung, vorzüglich aber aus eben jenem Beitrage zum Damenkalender, übergeht großmütig meine Arbeit, wie Ihr Rezensent" (Beyer I, 113/4). Er hatte also erwartet, daß seine Nachbildungen des Rumi bei Platen Erwähnung fänden; in seinem ganz unberechtigten Ärger über diese Enttäuschung ging er in dem oben erwähnten Briefe an Platen noch weiter und legte diesem die Absicht unter, sich als den zeitlich ersten Dichter im deutschen Gasel ausgeben zu wollen. Das lag Platen gänzlich fern. In der Vorrede zur „Hafisübersetzung" (R III, 211) spricht er von „Rückert, dem wir die ersten Gaselen verdanken". Die Förde-

---

Belehrung zu holen." Das ist unzutreffend. Platen reiste am 9. Sept. 1820 durch Nürnberg, sagt aber nichts von einem Besuch bei Rückert. Auch könnte er ihn nur flüchtig gesprochen haben (T. II, 415). Im Sommer 1821 kam Rückert nach Erlangen zu Platen, der ihn nach Nürnberg zurückbegleitete (T. II, 464 ff.). Beyer wiederholt seinen Irrtum a. a. O. S. 310. — Fälschlich heißt es endlich bei C. Beyer „Deutsche Poetik" I², 586 (Stuttgart 1887), daß Platen zu seinen Gaselen „von Rückert die Anregung und Unterweisung erhielt". Vgl. noch Fr. Veit in Kochs Studien zur vergl. Lit.-Gesch. VII, 263/4.

rung seiner orientalischen Studien durch den älteren Freund, der ihm z. B. einen Teil des Schahnameh lieh (T. II, 447), erkennt er dadurch an, daß er ihm die zweite Gaselensammlung widmet. Noch kurz vor seinem Tode, 1865, gedachte Rückert der Tage, wo er und Platen „einst miteinander Wie Salamander, Gelebt in Hafis' Liederglut.“ [1])

Obwohl Rückert einst so stark betonte, daß er zuerst im Deutschen die Gaselform gebraucht habe, wollte es die Tücke des Schicksals, daß bis in die neueste Zeit zu lesen stand, Platen habe die ersten Gaselen veröffentlicht.[2]) Noch 1900 erscheint Rückert um sein Recht verkürzt, wenn L. v. Scheffler (T. II, 466, Anm. 6) bemerkt, „daß beide Dichter unabhängig von einander und gleichzeitig sich in der orientalischen Dichtungsform versucht haben“. Das „unabhängig“ ist zutreffend; aber das „gleichzeitig“ ist dahin zu verändern, daß Rückert doch schon ein halbes Jahr vor Platen mit Gaselen hervortrat und etwa anderthalb Jahr früher als Platen sich in der fremden Reimordnung versucht hat. Schon in einem Briefe aus Ebern vom 16. Juli 1819 stellt er Cotta einen Beitrag zum Damenkalender in Aussicht: „curiosa, persica nämlich, nicht Übersetzungen zu nennen und auch nicht Nachbildungen, in seiner Weise ein Gegenstück zu Goethes Diwan .. bei diesem der Geist die Hauptsache, bei meinem die Form, so daß, wer Goethes Geist und meine Form zusammen nimmt und zu beiden die leibliche Masse, wie sie in Hammers Hafis und desselben Hafisischen Blumenlese liegt, sich, ohne

---

[1]) „Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert“. Frankfurt a. M. 1888. S. 542.

[2]) So 1879 bei Lothar Böhme S. 10. Die Quelle für diese unrichtige Ansicht war die erste Auflage von Goedekes Grundriß, III, 270 u. 562. Dieselbe Angabe stand in dem von Goedeke verfaßten Lebensabriß Platens vor den Cotta'schen Ausgaben von 1839 u. 1843. Diesen Irrtum hat Boxberger in der 2. Aufl. des Grundrisses (VIII, 144/5) beseitigt. Zahlreiche Berichtigungen sind vorhergegangen, so von C. Beyer in Rückerts Gesamt-Ausgabe, Bd. 12, S. 415 und Beyer I, 118. Ferner Redlich in seiner Platenausgabe (R III, 348, Anm.), Putz in Schnorrs Archiv f. Lit.-Gesch. 1881, X, 526. Vgl. Unger, S. 138, Anm. 3. — Trotzdem heißt es bei Adolf Bartels: „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig 1906) S. 473: „Durch Rückert hatte Platen 1820 die orientalischen Formen kennen gelernt und trat noch vor diesem mit ›Gaselen‹ hervor.“ Dieser Satz vereint zwei unrichtige Angaben.

östliche Form eingeführt hat, so bleibt Platen doch das Verdienst, die ersten selbständigen deutschen Gaselen veröffentlicht zu haben. Rückert ist der erste Gaselendichter im Deutschen, Platen ist der erste deutsche Gaselendichter. Daher haben die Dichter, welche nach Platen sich im Gasel versuchten, meist in ihm ihr Vorbild gesehen und ihm ihre Verehrung bezeigt. Die Geschichte des deutschen Gasels ist ein Stück vom Nachleben Platens. —

In der Frankfurter Rückertausgabe, die der Sohn des Dichters, Heinrich Rückert, veranstaltete, bilden die Gaselen den dritten Bezirk des 5. Buches: „Wanderung" (F. A. 5, 200—285). Die erste Sammlung, 44 Gedichte nach Dschelaleddin Rumi, enthält 27 Reimgaselen und nur 17 mit Überreim. Dagegen kennen Platens erste „Gaselen" nur den Überreim, sind also auch in der Form von Rückert unbeeinflußt. Die zweite Lese der Rumigaselen (F. A. 5, 222 ff.) hat unter 27 Gedichten nur 11 mit Überreim; in einem Gasel aber tritt diese Verstärkung des Reimklanges, das Wort „Wunder", nicht hinter, sondern vor den Reim (F. A. 5, 234). In diesen beiden Sammlungen, 71 Gaselen, folgt Rückert auch darin dem persischen Brauch, daß er einen der Namen seines östlichen Vorbilds, bald „Mewlana", bald „Dschelaleddin", in das letzte Beit bringt, und zwar in 15 Fällen; in 2 anderen (F. A. 5, 223, 231) wird der Name in einem früheren Beit genannt.

Denselben Brauch der persischen Poetik zeigen die Freimundgaselen von 1822, Rückerts erste Veröffentlichung durchaus selbständiger Gaselen, die eben darnach heißen, weil er seinen Dichternamen „Freimund"[1]) mehrfach darin nennt, jedoch nur 5mal in der letzten Zweizeile.[2]) Sonst halten sich gerade diese Gedichte vom Orient ziemlich fern und sind mehr von antiken und christlichen Anschauungen erfüllt. Dagegen sind die „Östlichen Rosen" (Leipzig 1822) und ihre Gaselen (F. A. 5, 253 ff.) ganz hafisisch. Sie nennen den Namen des persischen Lyrikers, wie fast zu derselben Zeit die Gaselen Platens im „Spiegel des Hafis". Man wird hier wohl ein Einverständnis der beiden

---

[1]) „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar" ließ Rückert Heidelberg 1814 erscheinen. Über seinen Dichternamen s. Beyer I, 249.

[2]) Gegen diesen Brauch wendet sich Minckwitz S. 285.

des Persers wiedergeben. Hart (S. 132, Anm.) sagt: „Die Rückertschen Übersetzungen sind als Übersetzungen Rumi's freilich kaum noch anzusehen". Einige davon nimmt er dennoch in seinen „Persischen Diwan" auf, „weil sie, unserem deutschen Geiste angepaßt, doch ganz im Geiste Rumi's gehalten sind." Schack [1]) erklärt geradezu die meisten Rumigaselen Rückerts für „durchaus deutsche Originaldichtungen". Gerade das Gedicht aber, welches er als Beispiel einer besonders selbständigen Dichtung Rückerts anführt: „Wohl endet Tod des Lebens Not", folgt so getreu dem Geiste des persischen Mystikers, daß Horn und Hart es als Probe für dessen Dichten anführen können (S. 166 u. 129). Remy sagt (S. 39): „The majority of poems are simply original gazals in Rûmî's manner." Jedoch nennt er auf S. 32 Platen vor Rückert, der ja in seinen Gaselen nur Übersetzungen bieten wolle: „Rückert's (gazals) claiming to be versions only." Der Dichter selbst aber hat die Rumigaselen weder als deutsche Originaldichtungen noch als bloße Übersetzungen betrachtet:

„Dschelaleddin nennt sich das Licht im Ost,
Des Wiederschein euch zeiget mein Gedicht."

So schließt das erste Gasel der Sammlung, zugleich das erste der deutschen Dichtung (F. A. 5, 200). Den Geist der persischen Mystik sollen diese Gaselen wiederspiegeln, ein Wiederschein fremden Lichtes.

Etwas ganz anderes aber sind Platens erste Gaselen, die Sammlungen a und b. Hier kann von einer Anlehnung an ein bestimmtes persisches Vorbild gar keine Rede sein. Sie sind durchaus ursprünglich und ganz freie Schöpfungen des deutschen Dichters, der aber das Schrifttum Persiens kennen gelernt hat. Daher in Einzelheiten manches Orientalische, aber die Gaselen als solche sind Gelegenheitsgedichte im wahrhaften Sinne, mit dem Leben des Dichters, mit seiner Zeit und Umwelt in engster Verbindung. Selbst der „Spiegel des Hafis", mit orientalischen Verzierungen überladen, ist im Kern selbständig und nichts weniger als eine Umdichtung hafisischer Lieder. Daher ist er gar nicht mit Rückerts Rumigaselen zu vergleichen, höchstens mit dessen „Östlichen Rosen". Wenn also auch Rückert die

---

[1]) „Strophen des Omar Chijam." Deutsch v. Adolf Friedrich Grafen von Schack. Stuttgart 1878. S. 117, Anm.

östliche Form eingeführt hat, so bleibt Platen doch das Verdienst, die ersten selbständigen deutschen Gaselen veröffentlicht zu haben. Rückert ist der erste Gaselendichter im Deutschen, Platen ist der erste deutsche Gaselendichter. Daher haben die Dichter, welche nach Platen sich im Gasel versuchten, meist in ihm ihr Vorbild gesehen und ihm ihre Verehrung bezeigt. Die Geschichte des deutschen Gasels ist ein Stück vom Nachleben Platens. —

In der Frankfurter Rückertausgabe, die der Sohn des Dichters, Heinrich Rückert, veranstaltete, bilden die Gaselen den dritten Bezirk des 5. Buches: „Wanderung“ (F. A. 5, 200—285). Die erste Sammlung, 44 Gedichte nach Dschelaleddin Rumi, enthält 27 Reimgaselen und nur 17 mit Überreim. Dagegen kennen Platens erste „Gaselen“ nur den Überreim, sind also auch in der Form von Rückert unbeeinflußt. Die zweite Lese der Rumigaselen (F. A. 5, 222 ff.) hat unter 27 Gedichten nur 11 mit Überreim; in einem Gasel aber tritt diese Verstärkung des Reimklanges, das Wort „Wunder“, nicht hinter, sondern vor den Reim (F. A. 5, 234). In diesen beiden Sammlungen, 71 Gaselen, folgt Rückert auch darin dem persischen Brauch, daß er einen der Namen seines östlichen Vorbilds, bald „Mewlana“, bald „Dschelaleddin“, in das letzte Beit bringt, und zwar in 15 Fällen; in 2 anderen (F. A. 5, 223, 231) wird der Name in einem früheren Beit genannt.

Denselben Brauch der persischen Poetik zeigen die Freimundgaselen von 1822, Rückerts erste Veröffentlichung durchaus selbständiger Gaselen, die eben darnach heißen, weil er seinen Dichternamen „Freimund“ [1]) mehrfach darin nennt, jedoch nur 5 mal in der letzten Zweizeile.[2]) Sonst halten sich gerade diese Gedichte vom Orient ziemlich fern und sind mehr von antiken und christlichen Anschauungen erfüllt. Dagegen sind die „Östlichen Rosen“ (Leipzig 1822) und ihre Gaselen (F. A. 5, 253 ff.) ganz hafisisch. Sie nennen den Namen des persischen Lyrikers, wie fast zu derselben Zeit die Gaselen Platens im „Spiegel des Hafis“. Man wird hier wohl ein Einverständnis der beiden

---

[1]) „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar“ ließ Rückert Heidelberg 1814 erscheinen. Über seinen Dichternamen s. Beyer I, 249.

[2]) Gegen diesen Brauch wendet sich Minckwitz S. 285.

Freunde annehmen dürfen. Rückerts Hafisgaselen bringen insofern eine Neuerung, als sie Überschriften tragen. Das erste ist an Josef v. Hammer gerichtet (F. A. 5, 253):

„Den Dolmetschen der Pforte dort im hochtürmenden Wiene,
Der, so hat mir Hafis gesagt, löst mit glücklicher Schnelle
Jedes Rätsel aus Osten, das schwierig anderen schiene".

(Hammers Antwort s. o. S. 162). Die „Östlichen Rosen" enthalten, wie Rückerts gesamtes Dichten überhaupt, noch eine Fülle gaselähnlicher Formen, so auch ein Stichwortgasel: „Lieblich" (F. A. 5, 331). Die Rumi-, Freimund- und Hafisgaselen, zusammen 150 Gedichte, zeigen in 66 Fällen, also etwa zu $^2/_5$, den Überreim, der somit hier weit seltener ist als bei Platen, wo die Überreimgaselen $^2/_3$ der Gesamtheit bilden. Und doch sind die Rückertschen Verse im Durchschnitt viel länger als die Platenschen; nicht selten ist dadurch eine gewisse Schwerfälligkeit bedingt, die noch durch die Länge der Gedichte verstärkt wird. Derselbe Reim, zu lange festgehalten, wirkt leicht einförmig. So zeigen Rückerts Gaselen den Fehler, der seinem ganzen Dichten anhaftet: Er gibt zu viel, er weiß sich nicht zusammenzufassen, und unter dem Übermaß des Mittelmäßigen verschwindet das wirklich Schöne.

Als ausgezeichnet seien hervorgehoben: unter den Rumigaselen jenes, welches so trefflich den Sufismus spiegelt[1]) (F. A. 5, 203): „Ich bin der Falk der Geisterwelt, Entflohn dem offnen Himmelszelt; Der aus Begierde nach der Jagd Gefallen in die Formenwelt . ."; dann das Gasel der Wiedergeburt:

„Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot." ...

(F. A. 5, 207; vgl. Platen, Gasel 60). Dann das fromme Lied (F. A. 5, 217): „Unser Haus hat viele Türen, Die hinein zum Herren führen" und endlich das bekannte lehrhafte Gedicht (F. A. 5, 219): „Rein gehalten dein Gewand, Rein gehalten Mund und Hand. Rein das Kleid von Erdenputz, Rein von Erdenschmutz die Hand." Die Rumigaselen, denen die genannten Lieder angehören, sind eine treffliche poetische Einführung in die persische Mystik. Aber es geht zu weit, wenn z. B. das 11. Gasel (F. A. 5, 205), das sich auf den Tanz der Maulawî-Derwische bezieht (Horn S. 162) als Überreim 8 mal den Ruf ausstößt: „Allah hu!" Als Kunstwerk betrachtet, sind, außer den oben erwähnten, nur die wenigsten befriedigend, da der Fehler, vom orientalischen Standpunkt aus Vorzug, mancher Gaselen Platens, die zügellose Buntheit der Bilderreihen, hier noch gesteigert erscheint. In Rückerts

[1]) Vgl. die verwandten Verse des Ferideddin Attar, bei Merx S. 27 u. 39.

eigenen Schöpfungen, den Freimundgaselen von 1822, tritt die mystische Gottestrunkenheit hinter der christlichen Gottesanschauung zurück. Hier erreichen einige Gedichte fast die Kraft des Kirchenliedes. Der Dichter selbst nannte sie später mit Recht: „Hymnen".[1]) Das vollendetste ist das Nachtgebet (F. A. 5, 246):

„Die Schöpfung ist zur Ruh' gegangen, o wach in mir!
Es will der Schlaf auch mich befangen, o wach in mir!"

— Dagegen besingen die „Östlichen Rosen", mit denen Rückert übrigens sehr wenig zufrieden war (T. II, 504/5), in den Hafisgaselen Liebe und Wein. Auch Rückert sieht in dem größten Lyriker Persiens nur den Anakreon des Ostens und will von mystischer Deutung nichts wissen. Er geht darin noch weiter als Goethe und Platen, denn so deutlich hat keiner die Weltlichkeit des Hafis ausgesprochen, wie er in „Hafisens Glaube" (F. A. 5, 272). Jedoch weiß er auch das Gemüt des Persers zur Geltung zu bringen, dessen Himmelssehnsucht „Aus der Fremde" und „Heim" aussprechen (F. A. 5, 263 u. 264). „Der Bußeprediger" ist das erste Scherzgasel der deutschen Dichtung (F. A. 5, 255).

Die Anlehnung an Hafis ist in den „Östlichen Rosen" sehr stark. Der ganze Kreis der hafisischen Bilder, in dem sich Platens Gaselen bewegen, wird hier wieder und wieder ausgeschritten. Daher so viele Übereinstimmungen zwischen Platens und Rückerts Gaselen, die aber nicht aus gegenseitiger Entlehnung, sondern aus der Gemeinsamkeit der Quelle zu erklären sind. Die Anfänge einer Zusammenstellung hafisischer Spuren bei Rückert gibt Remy S. 39 ff. Eine ganz allgemeine und von überschwänglicher Rückertbegeisterung erfüllte Betrachtung mit Anführung einiger Urteile über Rückerts Gaselen gibt Beyer.[2])

Auch sonst hat Rückert die Gaselform häufig gebraucht, so im „Liebesfrühling". Sie erscheint hier nur 3 mal mit Reim (F. A. 1, 434, 584, 634), 13 mal mit Überreim.[3]) Unter den „Kindertotenliedern" finden sich 3 Gaselen, die beiden ersten mit nur sechssilbigen Versen (F. A. 2, 74 f.). In demselben Buche „Haus und Jahr" werden im „Sommer" in der Form des Überreimgasels „Rosen und Lilien" besungen (F. A. 2, 476). Auch im „Pantheon" ist die Gaselform nicht ganz vergessen,

---

[1]) In „Gedichte. Auswahl des Verfassers". In einem Bande. Frankfurt a. M. 1841 u. ö. — Eine begeisterte Würdigung vor allem des religiösen Inhalts der Rumi- und Freimundgaselen gibt Melchior Meyr: „Über die poetischen Richtungen unserer Zeit" Erlangen 1838, S. 136 ff.

[2]) „Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal." Frankfurt a. M. 1868. S. 105 ff. u. 119 ff.

[3]) F. A. 1, 393—395, 412, 433, 434, 442, 473, 501, 553, 571, 585, 633.

sondern in 18 Gedichten gebraucht, darunter 5 mal im „Kirchenjahr“ (F. A. 7, 162/4; diese drei sind alttestamentlich. Die beiden anderen, S. 178/9, sind Gebete „Für die sieben Tage“). Gelegentlich bringt Rückert noch immer den „Freimund“ in das Gedicht, so in Bd. 7, S. 276, 277, 288 und in dem Vorgesang der „Selbstschau“, überschrieben „Zum Anfang“ (F. A. 7, 73/4), mit seinen 28 Beits das längste Gasel der deutschen Dichtung[1]) (eine Kasside kann es nicht wohl genannt werden):

„Mache deinem Meister Ehre, o Geselle, baue recht!
Wie das Maß er hat genommen, nimm die Kelle, baue recht!..“

Die „Nachgelassenen Gedichte Friedrich Rückerts“ (Wien 1877, S. 4 u. 25) enthalten 2 Gaselen, von denen das erste, „Die Welt“, deutlich die Beits wie Strophen von einander sondert. Dieselbe Sammlung bringt auf S. 248/9 ein vortreffliches Gasel von einem ungenannten Verehrer Rückerts, der bei der Erkrankung des Dichters im Herbst 1865 alle Werke desselben aufruft, damit sie herbeieilen und ihrem Schöpfer das Leben erhalten.[2])

Rückert ist mehr als 45 Jahr der Gaselform treu geblieben. Sein „Poetisches Tagebuch“, das aus dem Nachlaß der Jahre 1850—66 von seiner Tochter Marie herausgegeben wurde, enthält noch 16 Gaselen.[3]) Das vorletzte derselben, vom Jahre 1862, ist aus Hafis und nennt dessen Namen im letzten Beit, eine Erinnerung an die „Östlichen Rosen“, die 40 Jahre zurück lagen. Noch ein Jahr vor seinem Tode, 1865, dichtete er das Gasel: „Ich bin müde, sterbensmüde“, das er ahnungsvoll schließt:

„Auf, o Geist, in deinen Fesseln
Ring dich nicht vergebens müde!
Schwing dich auf zu deinem Äther,
Des am Staube Klebens müde.“

Auch als Übersetzer und Bearbeiter orientalischer Stoffe hat Rückert sich vielfach der Gaselform bedient. So vor allem

---

[1]) Die anderen Pantheongaselen finden sich: F. A. 7: 41, 75, 77, 110, 131, 273, 286, 287, 466. Vgl. auch Beyer II, 103.

[2]) Dieses Reimgasel vom 3. Nov. 1865 erschien zuerst in der Augsburger Allgem. Zeitung, 1873, Nr. 44, S. 663 und fand den Beifall Rückerts. Das erste Beit sollte als Überschrift gelten und ist daher (aber nur in der Zeitung) nach rechts eingerückt.

[3]) Frankfurt a. M. 1888. — S. 3, 11, 86, 114, 119, 146, 147, 158, 271, 289, 305, 334, 336, 380, 427, 508.

in den „Makamen des Hariri in freier Nachbildung“, die zum erstenmal 1837 vollständig erschienen, nachdem schon 1826 24 Makamen vorausgegangen waren.[1]) Die meisten Gedichte darin sind jedoch nicht vollständige Gaselen, sondern „Bruchstücke“ (Kitâ), da ihnen das Königsbeit fehlt. Vielfach sind auch die ungeradzahligen Verse unter sich gereimt, so in den Makamen 32, 39, 40 u. ö.; auch F. A. 12, 288. Oder es geht ein und derselbe Reim durch alle Verse, so in den Makamen 27, 28, 36, 37 u. a. Einen Anhang bilden die „Abfälle von Hariris Rätselmakamen“ (F. A. 12, 281 ff.). Den 109 gaselähnlichen Gedichten der 43 Makamen stehen nur 21 wirkliche Gaselen gegenüber,[2]) darunter eine einzige mit Überreim (Makame 39; F. A. 11, 521). Rückert selbst spricht in einer Einleitung kurz über die Gedichtformen, die er in den Makamen verstreute.

Eine wirkliche Übersetzung ist seine „Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder“ (Stuttgart 1846). Sie enthält gegen 1000 Gedichte, unter denen sich nur etwa 30 Kassiden der strengen Reimform finden, dagegen sehr viele Kitâs mit der Reimordnung xa xa xa u. s. f. Dazu kommen einige Rubâîs: a a x a.

Die Vierzeile hat Rückert sehr oft gebraucht; allein das „Pantheon“ schließt mit 300 derselben (F. A. 7, 481 ff.). Jedoch findet sich darunter keine mit der persischen Reimstellung.[3]) Dagegen herrscht diese in den 29 „Hafisischen Vierzeilen“ der „Aglaja“ von 1825 und den 6 „Frühlingsgedanken“ im „Frauentaschenbuch“ von demselben Jahr. 24 „Vierzeilen in persischer Form“ aus den „Östlichen Rosen“ gehören zu dem Schönsten, was Rückert in westöstlicher Dichtung schuf (F. A. 5, 361 ff.) Auch sonst brauchte er zuweilen die Spruchform Irans, so in „Haus und Jahr“ (F. A. 2, 31), in dem Motto „Die Form des Gasels“ (F. A. 5, 200), in den Freimundgaselen (F. A. 5, 252); 10 mal in den Makamen, besonders in dem Anhang: „Der Rätselmann“.[4]) Zwei aus dem persischen Dichter Khâkâni übersetzte

---

[1]) Über die Makame vgl. Minor S. 508/9 u. 537.

[2]) In den Makamen 1, 5, 16, 18, 19, 20, 24, 25, 27, 31, 32, 35, 38, 39; dazu noch F. A. 12, 284, 287, 289, 290.

[3]) Über die gewöhnliche Vierzeile Rückerts vgl. Beyer I, 256.

[4]) F. A. 11: 234, 527; 12: 281, 282, 285, 287, 288.

Vierzeilen mit Überreim bringen die „Nachgelassenen Gedichte“.[1]) Das „Poetische Tagebuch“ enthält mehrere persische Vierzeilen des alten Rückert (S. 17, 80, 330), und ebenda folgen den „Sprüchen aus Hafis“ von 1862 noch 10 Vierzeilen (S. 428 ff.).

Des Gaselreims bediente sich Rückert auch bei Übersetzungen aus Dschâmî; Gedichte aus dessen „Diwan“ und ein Epilog: „Ein quantitätisch-prosodisches Gasel“ erschienen 1845 in der „Zeitschr. f. die Kunde des Morgenlandes“ (Bonn. VI. Bd. S. 189 ff. u. 227). Deren Fortsetzung, die „Zeitschrift d. deutschen morgenländischen Gesellschaft“, brachte Proben aus „Dschamis Liebesliedern.“ [2])

Sie hat seitdem noch manche Gedichte in Gaselform aufgenommen, die aber, weil Übersetzungen, hier nicht in Betracht kommen können, eben so wenig die Kassiden, Gaselen und Vierzeilen in den Übersetzungen von K. Heinrich Graf, Baron Ottokar Schlechta-Wssehrd, Vinzenz Ritter v. Rosenzweig-Schwannau, Wollheim, Baron v. Rosen, Joseph Kubat, Nesselmann, Hermann Ethé u. a. Beispiele solcher Übersetzungen, in denen die Formen der Araber und Perser beibehalten sind, finden sich zahlreich in allen Anthologien östlicher Dichtkunst.[3]) Mit feinem Formgefühl hat Michael Sachs aus Glogau (1808—64) hauptsächlich hebräische Dichtungen ins Deutsche übertragen, vielfach im Gasel oder in gaselähnlichen Formen. Solche zeigen „Die Stimmen vom Jordan und Euphrat“ (1853), die 9 Bände „Festgebete der Israeliten“ (1855/6) und die „Religiöse Poesie der Juden in Spanien“ (1845), die unter anderem den Jehuda ben Halevy enthält.[4]) In dem nach diesem benannten Fragment der „Hebräischen Melodien“ im 3. Buch

[1]) Hrsg. v. C. Beyer. Wien 1877. S. 51.

[2]) Leipzig 1848, 1850 u. 51. Bd. 2 u. 4—6; vgl. Beyer I, 221. Übersetzungen „Aus Dschamis Diwan“ mit gegenüberstehendem Original brachte auch Bd. 5 der „Zeitschr. f. die Kunde des Morgenlandes“. Bonn 1844 S. 281/336.

[3]) So in der reichhaltigen Sammlung von H. Jolowicz: „Polyglotte der orientalischen Poesie. In metrischen Übersetzungen deutscher Dichter.“ Leipzig 1853. II. Ausgabe, verändert, als „Der poetische Orient.“ Leipzig 1855. Ferner: Julius Hart „Persischer Diwan“ Halle 1887. E. Meier „Morgenländische Anthologie“. Leipzig u. Wien (Bibliograph. Inst.) u. a. m.

[4]) Über Gaselen des Jehuda und deren Einfluß auf Heine s. Helene Herrmann: „Studien zu Heines Romanzero“. Berlin 1906, S. 58 f.

des „Romanzero" erwähnt Heine: „Des Jehuda ben Halevy Festgesänge, Klagelieder, Die Gaselen, Reisebilder Seiner Wallfahrt", die meist von der Sehnsucht nach Jerusalem singen (vgl. Schack, Araber II, 101 und 104). Vermutlich hat auch Isidor Kalisch (1817—86) aus Krotoschin in seiner lyrischen Sammlung „Töne des Morgenlandes" (1865) die Form des Gasels verwendet.

Unter allen deutschen Dichtern hat Rückert am häufigsten den Gaselreim gebraucht. Platen steht ihm in der Zahl der Gaselen nach, ist aber von Anfang an dem Persischen gegenüber selbständiger, gibt Selbsterlebtes, Selbstempfundenes, mit noch größerer dichterischer Schönheit und ist ihm auch in der Reinheit der Form überlegen. Während Platen aufs genaueste die Gleichheit von Versmaß und Silbenzahl in allen Versen desselben Gedichts beobachtet, verstößt Rückert sehr oft dagegen. Er vermeidet nicht den Hiatus, jedoch hat er meist darauf geachtet, daß zwischen den Enden der gereimten und reimlosen Verse die Dissonanz eintritt, die den Reim wirksamer hervortreten läßt. Dieser ist oft unrein: „Rückert hat sich in bezug auf die Reinheit des Reimklanges in allen Perioden seines Dichtens die größte Nachlässigkeit zuschulden kommen lassen." [1]) Außer der strengen Gaselform braucht er eine Fülle der verschiedensten Nebenformen; [2]) besonders häufig ist das Gasel ohne Königsbeit, ferner eine zweite Reimreihe in den eigentlich reimlosen Zeilen, oder Wiederkehr des gleichen Reimklanges in größeren Abständen. Sehr oft herrscht in diesen Gaseloiden volle Freiheit in Versmaß und Silbenzahl.

Neben Rückert und Platen hat der Wiener Franz Hermann von Hermannsthal (1799—1875) mit am meisten das Gasel bevorzugt. Seine „Gedichte" erschienen 1830, seine „Gaselen" 1872; der folgenden Betrachtung liegt die in Reclams Universal-Bibl. (Leipzig, Nr. 371) erschienene Sammlung: „Gaselen, alte und neue" zugrunde. Sie enthält 156 Gedichte in der persischen Form, darunter eine Vierzeile (S. 25). 66 Gaselen haben den Überreim, den der Dichter vorwiegend in den Liedern seiner

[1]) Symons: „Zu Rückerts Verskunst. I. Die Behandlung des Reimes." Jahresbericht d. Friedrichs-Realschule. Berlin. 1876, S. 15.

[2]) Einen kurzen Überblick über verschiedene gaselähnliche Formen Rückerts gibt Symons a. a. O. S. 9 ff. und S. 18 ff.

Frühzeit gebraucht; unter den 44 Gaselen „Aus dem Herbste" findet er sich nur noch viermal (S. 75, 78, 85, 94). Dagegen haben ihn sämtliche 12 Gedichte „An einen Freund" (S. 49—54), die auch dadurch merkwürdig sind, daß sie den Orient nicht verherrlichen, sondern herabsetzen und dem Freunde des Ostens die Vorzüge des Abendlandes preisen. Vor allem schreckt die politische Unfreiheit der Orientalen den deutschen Dichter ab (S. 52). Hermann v. Hermannsthal ist Josephiner. Der Aufklärung und Befreiung Österreichs hat er manche Gaselen gewidmet, so unter den Herbstliedern die Gedichte 9—11, 17, 21, 27, 28. Er ist neben Dingelstedt der Hauptvertreter des politischen Gasels. Daher hat Franzos in sein „Deutsches Dichterbuch aus Österreich" (Leipzig 1883, S. 211/2) unter drei Gaselen dieses Wieners zwei politische aufgenommen, „Bismark" und „Den Reaktionären", aber nur ein Naturgasel, denn dieses Gebiet der Lyrik hat Hermannsthal weniger gepflegt. Er braucht die Gaselform vor allem zur Gedankendichtung und sieht sein Vorbild in dem vorhafisischen Lyriker Ibn Jemîn, dessen berühmte Kitäs Schlechta-Wssehrd übersetzt hat;[1]) dieser Nachbildung gedenkt Hermannsthal mit großem Dank (S. 3, Anm.). Im „Prolog" spricht er seine Stellung zum Gasel aus:

„Nicht blos zum Spiel für Liebe, Scherz und Witz
Hat Ostens Tiefsinn diese Form erdacht:
So klein das Schifflein ist, Gasel genannt,
Belad' es kühn, es trägt auch schwerste Fracht.
Wär' ein Atom darin vom Geist Jemin's,
Dies Büchlein bliebe nicht bedeckt mit Nacht."

In der Tat zeigen einige Gaselen eine hohe Vollendung, so das über die Liebe und ihre Sänger (S. 24) oder über die Träume[2]) (S. 33/4). Daneben aber findet sich viel Flaches und Minderwertiges; die Gaselen „An einen Freund" sind durchweg unbedeutend. Am tiefsten steht eine Klage über den Verfall des guten Tones (S. 29).

Dazu kommen reichlich äußere Mängel: Unreinheit des Reimes (besonders S. 9), Assonanz zwischen reimenden und reimlosen Versschlüssen (S. 27, 70, 98), Häufung von Fremdwörtern, zum Teil unter dem Reimzwang

---

[1]) „Jbn Jemîn's Bruchstücke" Wien 1852 (II. Aufl. Stuttgart 1879).

[2]) Hieraus nahm Joseph Emanuel Hilscher den V. 21: „Ach, weckt uns nicht und laßt im Mond uns wandeln" zum Motto für sein Gedicht: „Endymion" (Bern „Deutsche Lyrik" 16. Aufl. Leipzig, Reclam 951/5, S. 242).

[illegible] Romanzero erwähnt Heine: „Des Jehuda ben Halevy [illegible] Klopstock, Die Gaselen, Reisebilder Seiner Wa[illegible] die meist von der Sehnsucht nach Jerusalem singen (vgl. [illegible] II 101 und 104). Vermutlich hat auch Isi[illegible] [illegible] aus Krotoschin in seiner lyrischen Samm[illegible] [illegible] des Morgenlandes" (1865) die Form des Gase[illegible] verwendet.

[illegible] allen deutschen Dichtern hat Rückert am häufigsten G[illegible] [illegible] Platen steht ihm in der Zahl der Gaselen na[illegible] [illegible] persischen gegenüber selbständige[illegible] [illegible]

und ihre Aufgabe, und seine beiden Gaselen „Der Dichter ein Träumer?“ und „Der Dichter ein Denker“ sind gleichsam eine weitere Ausführung des Platenschen: „Mündig sei, wer spricht vor allen!“ (R II, 297).

Platen fand mit seinen Gaselen gleich bei deren Erscheinen in Österreich großen Beifall (T. II, 460, 592). Das bestätigte ihm auch 1832 ein durch München reisender Wiener, Christian Wilhelm Huber, der sich aus Freude an den östlichen Reimen selbst darin versuchte: „Er hinterließ mir eine Gasele, die von einem klar entwickelten Talente zeigt“ (T. II, 941). Platen sah ihn zwei Jahre später in Neapel wieder (T. II, 965).

Schon nach den ersten Gaselen Rückerts und Platens begann sich die Schar der weniger begabten Nachahmer zu zeigen, deren Versuche in Gaselform nun immer wieder in den Almanachen und Taschenbüchern der folgenden Jahrzehnte auftauchen. Einen solchen Poeten glaubte Platen schon 1823 in dem Studenten Teuffer in Erlangen zu erkennen (T. II, 584): „Ich habe starken Verdacht, daß er derselbe Angelo ist, der an Rückert vorigen Winter die erwähnten Gaselen sandte, wovon Rückert, da sie ungenießbar waren, nur drei ins Frauentaschenbuch, dessen Revision ich gegenwärtig besorge, aufgenommen“. Es ist Cottas Frauentaschenbuch auf 1824.

Aus dem Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Stände“ von 1836 sei hier nur das Gasel „Morgens“, ein gelungenes Reimspiel eines ungenannten Verfassers, erwähnt.[1]) Derselbe Jahrgang bringt zahlreiche Gedichte des als Übersetzer rühmlich bekannten Schwaben Ludwig Seeger (1810—64), darunter auch zwei Gaselen,[2]) „Neues Leben“ und „Im Herbst“. Als Motto trägt gerade diese Nummer des „Morgenblatts“ zwei Verse aus Platens Gasel 183. Die beiden Reimgaselen Seegers schildern Beziehungen zwischen Natur und Menschenleben, unterliegen aber so stark dem Reimzwange, daß selbst die Sprache darunter leidet. Beide sind jedoch insofern bemerkenswert, als sie die Zweizeilenordnung zwar in der Reimstellung beachten, in Satzbau und Sinn aber beständig durchbrechen. Es zeigt sich hier ein ausgesprochenes Enjambement der Beits. Der Reim, dessen Kraft dadurch geschwächt wird, daß er nicht mehr mit starken Sinneseinschnitten zusammenfällt, gewinnt wieder an Geltung, weil die Reimverse eine Silbe mehr zählen als die anderen und damit klingen-

[1]) Vom 16. August; Nr. 196, S. 783.
[2]) Vom 31. August; Nr. 209, S. 833.

„Triffst du auch Hellas und Islam beisammen,
Wirst nicht den Dichter deshalb verdammen —
Blau oder rot, es sind immer Flammen!“

Die Gaselen sollten im westöstlichen Sinne wirken und dazu beitragen, Goethes Hoffnung auf eine Weltliteratur zu erfüllen. Davon spricht in launigen Versen der Schluß des Epilogs (1, 228).

Als Feuchtersleben 1833 an der Wiener Hochschule den medizinischen Doktorgrad erlangte, war in derselben Fakultät ein deutsch-österreichischer Dichter tätig: Ludwig Jeitteles aus Prag, der erst als 75jähriger in Graz, 1874, zwei Bändchen „Gedichte“ unter dem Namen Justus Frey erscheinen ließ. Sein Sohn hat die „Gesammelten Dichtungen von Justus Frey“ herausgegeben.[1]) Hier finden sich 12 Gedichte (S. 117—125) in der persischen Form, die der Dichter in dem Liede „An das Gasel“ begeistert preist:

„Wie kommt es, reizendes Gasel, daß du nicht durchgedrungen bist?
Daß du von keines Sängers Mund im stolzen Lied besungen bist?“

Nur das Ungeschick der Stümper sei schuld an der geringen Schätzung dieser entzückenden Form:

„Ich will nicht rasten und nicht ruh'n, bis du, des Hafis Wunderkind,
Von aller Welt bewundert wardst, gelobt von allen Zungen bist.“

Frey braucht die strenge Form des Gasels, von der er nur dreimal absichtlich abweicht: In 4 haben die Reimverse 10 Silben, die reimlosen 11; in 6 und 12 haben die reimenden Zeilen 17, bezüglich 12, die anderen 16, bezüglich 11 Silben; diese Zeilen schließen mit einer betonten Silbe, während die Reimverse stets klingenden Ausgang haben. Der Reim herrscht in 4, 6, 8, 11 und 12; sonst kommt der Überreim hinzu. Die Scheidung der Zweizeilen ist streng durchgeführt. Jedes Distichon schließt mit einem, meist starken, Satzzeichen und nimmt gern den Anfang des vorhergehenden Distichons wieder auf, besonders in 3, 5, 10, 12.

Von der Anmut der hafisischen Lyrik ist Justus Frey weit entfernt. Er neigt, wie Herder, mehr dem Lehrhaften des Saadi zu. Eine Erzählung aus dessen „Bostan“[2]) hat er in ein Gasel „Abraham und der Fremdling“ verwandelt. Eigenes Glück und Leid besingt er in der „Widmung“, in „Gelernt und nicht gelernt“ und dem Schlußgasel (S. 125). Von inniger Liebe zum Deutschtum erfüllt mahnt er in dem Gasel „Sprachreinheit“ die deutschen Dichter, das Fremde abzutun und vor allem die Sprache rein zu bewahren. Ernst denkt er über die Dichtung

---

[1]) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. X. Prag 1899.
[2]) „Des persianischen Baumgartens“. II. Buch, 2. Kap. (Hamburg 1696).

und ihre Aufgabe, und seine beiden Gaselen „Der Dichter ein Träumer?“ und „Der Dichter ein Denker“ sind gleichsam eine weitere Ausführung des Platenschen: „Mündig sei, wer spricht vor allen!“ (R II, 297).

Platen fand mit seinen Gaselen gleich bei deren Erscheinen in Österreich großen Beifall (T. II, 460, 592). Das bestätigte ihm auch 1832 ein durch München reisender Wiener, Christian Wilhelm Huber, der sich aus Freude an den östlichen Reimen selbst darin versuchte: „Er hinterließ mir eine Gasele, die von einem klar entwickelten Talente zeigt“ (T. II, 941). Platen sah ihn zwei Jahre später in Neapel wieder (T. II, 965).

Schon nach den ersten Gaselen Rückerts und Platens begann sich die Schar der weniger begabten Nachahmer zu zeigen, deren Versuche in Gaselform nun immer wieder in den Almanachen und Taschenbüchern der folgenden Jahrzehnte auftauchen. Einen solchen Poeten glaubte Platen schon 1823 in dem Studenten Teuffer in Erlangen zu erkennen (T. II, 584): „Ich habe starken Verdacht, daß er derselbe Angelo ist, der an Rückert vorigen Winter die erwähnten Gaselen sandte, wovon Rückert, da sie ungenießbar waren, nur drei ins Frauentaschenbuch, dessen Revision ich gegenwärtig besorge, aufgenommen“. Es ist Cottas Frauentaschenbuch auf 1824.

Aus dem Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Stände“ von 1836 sei hier nur das Gasel „Morgens“, ein gelungenes Reimspiel eines ungenannten Verfassers, erwähnt.[1]) Derselbe Jahrgang bringt zahlreiche Gedichte des als Übersetzer rühmlich bekannten Schwaben Ludwig Seeger (1810—64), darunter auch zwei Gaselen,[2]) „Neues Leben“ und „Im Herbst“. Als Motto trägt gerade diese Nummer des „Morgenblatts“ zwei Verse aus Platens Gasel 183. Die beiden Reimgaselen Seegers schildern Beziehungen zwischen Natur und Menschenleben, unterliegen aber so stark dem Reimzwange, daß selbst die Sprache darunter leidet. Beide sind jedoch insofern bemerkenswert, als sie die Zweizeilenordnung zwar in der Reimstellung beachten, in Satzbau und Sinn aber beständig durchbrechen. Es zeigt sich hier ein ausgesprochenes Enjambement der Beits. Der Reim, dessen Kraft dadurch geschwächt wird, daß er nicht mehr mit starken Sinneseinschnitten zusammenfällt, gewinnt wieder an Geltung, weil die Reimverse eine Silbe mehr zählen als die anderen und damit klingen-

[1]) Vom 16. August; Nr. 196, S. 783.
[2]) Vom 31. August; Nr. 209, S. 833.

„Triffst du auch Hellas und Islam beisammen,
Wirst nicht den Dichter deshalb verdammen —
Blau oder rot, es sind immer Flammen!“

Die Gaselen sollten im westöstlichen Sinne wirken und dazu beitragen, Goethes Hoffnung auf eine Weltliteratur zu erfüllen. Davon spricht in launigen Versen der Schluß des Epilogs (1, 228).

Als Feuchtersleben 1833 an der Wiener Hochschule den medizinischen Doktorgrad erlangte, war in derselben Fakultät ein deutsch-österreichischer Dichter tätig: Ludwig Jeitteles aus Prag, der erst als 75jähriger in Graz, 1874, zwei Bändchen „Gedichte“ unter dem Namen Justus Frey erscheinen ließ. Sein Sohn hat die „Gesammelten Dichtungen von Justus Frey“ herausgegeben.[1]) Hier finden sich 12 Gedichte (S. 117—125) in der persischen Form, die der Dichter in dem Liede „An das Gasel“ begeistert preist:

„Wie kommt es, reizendes Gasel, daß du nicht durchgedrungen bist?
Daß du von keines Sängers Mund im stolzen Lied besungen bist?“

Nur das Ungeschick der Stümper sei schuld an der geringen Schätzung dieser entzückenden Form:

„Ich will nicht rasten und nicht ruh'n, bis du, des Hafis Wunderkind,
Von aller Welt bewundert wardst, gelobt von allen Zungen bist.“

Frey braucht die strenge Form des Gasels, von der er nur dreimal absichtlich abweicht: In 4 haben die Reimverse 10 Silben, die reimlosen 11; in 6 und 12 haben die reimenden Zeilen 17, bezüglich 12, die anderen 16, bezüglich 11 Silben; diese Zeilen schließen mit einer betonten Silbe, während die Reimverse stets klingenden Ausgang haben. Der Reim herrscht in 4, 6, 8, 11 und 12; sonst kommt der Überreim hinzu. Die Scheidung der Zweizeilen ist streng durchgeführt. Jedes Distichon schließt mit einem, meist starken, Satzzeichen und nimmt gern den Anfang des vorhergehenden Distichons wieder auf, besonders in 3, 5, 10, 12.

Von der Anmut der hafisischen Lyrik ist Justus Frey weit entfernt. Er neigt, wie Herder, mehr dem Lehrhaften des Saadi zu. Eine Erzählung aus dessen „Bostan“[2]) hat er in ein Gasel „Abraham und der Fremdling“ verwandelt. Eigenes Glück und Leid besingt er in der „Widmung“, in „Gelernt und nicht gelernt“ und dem Schlußgasel (S. 125). Von inniger Liebe zum Deutschtum erfüllt mahnt er in dem Gasel „Sprachreinheit“ die deutschen Dichter, das Fremde abzutun und vor allem die Sprache rein zu bewahren. Ernst denkt er über die Dichtung

[1]) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. X. Prag 1899.
[2]) „Des persianischen Baumgartens“. II. Buch, 2. Kap. (Hamburg 1696).

und ihre Aufgabe, und seine beiden Gaselen „Der Dichter ein Träumer?“ und „Der Dichter ein Denker“ sind gleichsam eine weitere Ausführung des Platenschen: „Mündig sei, wer spricht vor allen!“ (R II, 297).

Platen fand mit seinen Gaselen gleich bei deren Erscheinen in Österreich großen Beifall (T. II, 460, 592). Das bestätigte ihm auch 1832 ein durch München reisender Wiener, Christian Wilhelm Huber, der sich aus Freude an den östlichen Reimen selbst darin versuchte: „Er hinterließ mir eine Gasele, die von einem klar entwickelten Talente zeigt“ (T. II, 941). Platen sah ihn zwei Jahre später in Neapel wieder (T. II, 965).

Schon nach den ersten Gaselen Rückerts und Platens begann sich die Schar der weniger begabten Nachahmer zu zeigen, deren Versuche in Gaselform nun immer wieder in den Almanachen und Taschenbüchern der folgenden Jahrzehnte auftauchen. Einen solchen Poeten glaubte Platen schon 1823 in dem Studenten Teuffer in Erlangen zu erkennen (T. II, 584): „Ich habe starken Verdacht, daß er derselbe Angelo ist, der an Rückert vorigen Winter die erwähnten Gaselen sandte, wovon Rückert, da sie ungenießbar waren, nur drei ins Frauentaschenbuch, dessen Revision ich gegenwärtig besorge, aufgenommen“. Es ist Cottas Frauentaschenbuch auf 1824.

Aus dem Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Stände“ von 1836 sei hier nur das Gasel „Morgens“, ein gelungenes Reimspiel eines ungenannten Verfassers, erwähnt.[1]) Derselbe Jahrgang bringt zahlreiche Gedichte des als Übersetzer rühmlich bekannten Schwaben Ludwig Seeger (1810—64), darunter auch zwei Gaselen,[2]) „Neues Leben“ und „Im Herbst“. Als Motto trägt gerade diese Nummer des „Morgenblatts“ zwei Verse aus Platens Gasel 183. Die beiden Reimgaselen Seegers schildern Beziehungen zwischen Natur und Menschenleben, unterliegen aber so stark dem Reimzwange, daß selbst die Sprache darunter leidet. Beide sind jedoch insofern bemerkenswert, als sie die Zweizeilenordnung zwar in der Reimstellung beachten, in Satzbau und Sinn aber beständig durchbrechen. Es zeigt sich hier ein ausgesprochenes Enjambement der Beits. Der Reim, dessen Kraft dadurch geschwächt wird, daß er nicht mehr mit starken Sinneseinschnitten zusammenfällt, gewinnt wieder an Geltung, weil die Reimverse eine Silbe mehr zählen als die anderen und damit klingen-

---

[1]) Vom 16. August; Nr. 196, S. 783.

[2]) Vom 31. August; Nr. 209, S. 833.

„Triffst du auch Hellas und Islam beisammen,
Wirst nicht den Dichter deshalb verdammen —
Blau oder rot, es sind immer Flammen!"

Die Gaselen sollten im westöstlichen Sinne wirken und dazu beitragen, Goethes Hoffnung auf eine Weltliteratur zu erfüllen. Davon spricht in launigen Versen der Schluß des Epilogs (1, 228).

Als Feuchtersleben 1833 an der Wiener Hochschule den medizinischen Doktorgrad erlangte, war in derselben Fakultät ein deutsch-österreichischer Dichter tätig: Ludwig Jeitteles aus Prag, der erst als 75jähriger in Graz, 1874, zwei Bändchen „Gedichte" unter dem Namen Justus Frey erscheinen ließ. Sein Sohn hat die „Gesammelten Dichtungen von Justus Frey" herausgegeben.[1]) Hier finden sich 12 Gedichte (S. 117—125) in der persischen Form, die der Dichter in dem Liede „An das Gasel" begeistert preist:

„Wie kommt es, reizendes Gasel, daß du nicht durchgedrungen bist?
Daß du von keines Sängers Mund im stolzen Lied besungen bist?"

Nur das Ungeschick der Stümper sei schuld an der geringen Schätzung dieser entzückenden Form:

„Ich will nicht rasten und nicht ruh'n, bis du, des Hafis Wunderkind,
Von aller Welt bewundert wardst, gelobt von allen Zungen bist."

Frey braucht die strenge Form des Gasels, von der er nur dreimal absichtlich abweicht: In 4 haben die Reimverse 10 Silben, die reimlosen 11; in 6 und 12 haben die reimenden Zeilen 17, bezüglich 12, die anderen 16, bezüglich 11 Silben; diese Zeilen schließen mit einer betonten Silbe, während die Reimverse stets klingenden Ausgang haben. Der Reim herrscht in 4, 6, 8, 11 und 12; sonst kommt der Überreim hinzu. Die Scheidung der Zweizeilen ist streng durchgeführt. Jedes Distichon schließt mit einem, meist starken, Satzzeichen und nimmt gern den Anfang des vorhergehenden Distichons wieder auf, besonders in 3, 5, 10, 12.

Von der Anmut der hafisischen Lyrik ist Justus Frey weit entfernt. Er neigt, wie Herder, mehr dem Lehrhaften des Saadi zu. Eine Erzählung aus dessen „Bostan"[2]) hat er in ein Gasel „Abraham und der Fremdling" verwandelt. Eigenes Glück und Leid besingt er in der „Widmung", in „Gelernt und nicht gelernt" und dem Schlußgasel (S. 125). Von inniger Liebe zum Deutschtum erfüllt mahnt er in dem Gasel „Sprachreinheit" die deutschen Dichter, das Fremde abzutun und vor allem die Sprache rein zu bewahren. Ernst denkt er über die Dichtung

---

[1]) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. X. Prag 1899.
[2]) „Des persianischen Baumgartens". II. Buch, 2. Kap. (Hamburg 1696).

und ihre Aufgabe, und seine beiden Gaselen „Der Dichter ein Träumer?“ und „Der Dichter ein Denker“ sind gleichsam eine weitere Ausführung des Platenschen: „Mündig sei, wer spricht vor allen!“ (R II, 297).

Platen fand mit seinen Gaselen gleich bei deren Erscheinen in Österreich großen Beifall (T. II, 460, 592). Das bestätigte ihm auch 1832 ein durch München reisender Wiener, Christian Wilhelm Huber, der sich aus Freude an den östlichen Reimen selbst darin versuchte: „Er hinterließ mir eine Gasele, die von einem klar entwickelten Talente zeigt“ (T. II, 941). Platen sah ihn zwei Jahre später in Neapel wieder (T. II, 965).

Schon nach den ersten Gaselen Rückerts und Platens begann sich die Schar der weniger begabten Nachahmer zu zeigen, deren Versuche in Gaselform nun immer wieder in den Almanachen und Taschenbüchern der folgenden Jahrzehnte auftauchen. Einen solchen Poeten glaubte Platen schon 1823 in dem Studenten Teuffer in Erlangen zu erkennen (T. II, 584): „Ich habe starken Verdacht, daß er derselbe Angelo ist, der an Rückert vorigen Winter die erwähnten Gaselen sandte, wovon Rückert, da sie ungenießbar waren, nur drei ins Frauentaschenbuch, dessen Revision ich gegenwärtig besorge, aufgenommen“. Es ist Cottas Frauentaschenbuch auf 1824.

Aus dem Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Stände“ von 1836 sei hier nur das Gasel „Morgens“, ein gelungenes Reimspiel eines ungenannten Verfassers, erwähnt.[1]) Derselbe Jahrgang bringt zahlreiche Gedichte des als Übersetzer rühmlich bekannten Schwaben Lud[illegible] Seeger (1810—64), darunter auch zwei Gasel[illegible] „Neu[illegible]“ und „Im Herbst“. Als Motto trägt gerad[illegible] Nu[illegible] „Morgenblatts“ zwei Verse aus Platens G[illegible] Reimgaselen Seegers schildern Beziehungen zw[illegible]enleben, unterliegen aber so stark dem Reimzwan[illegible]che d[illegible]r leidet. Beide sind jedo[illegible]fern be[illegible] Zw[illegible]rdnung zwar in der Rei[illegible]g beac[illegible]eständig durchbreche[illegible]igt si[illegible]ment der Beits. Der R[illegible]en K[illegible] nicht mehr mit starke[illegible]insc[illegible] an Geltung, weil die R[illegible]ein[illegible]und damit klingen-

[illegible]

den Ausgang erhalten. Ludwig Seeger hat diese beiden Gaselen in seine „Gesammelten Dichtungen" (2. Aufl. Stuttgart 1863/4) nicht aufgenommen.

Deren I. Band, das „Liederbuch", enthält drei Gaselen: „Kaum geboren" (S. 43), wo die Unvollkommenheit jedes Glückes beklagt wird, dann „Die Kleine" und „Zweierlei Erröten" (S. 123 f.). Nur in dem letzten stimmen die Verse in der Silbenzahl nicht überein; die reimenden bleiben um eine Silbe hinter den reimlosen zurück. Der II. Band, „Ein Sohn der Zeit", erschien zuerst 1843 und ist stark politisch, ohne indes die Kraft eines Herwegh oder Robert Prutz zu erreichen. Einen allgemein menschlichen Stoff behandelt darin ohne Glück das Gasel „Mitgefühl" (S. 173). Hier haben die Reimverse 10, die anderen 9 Silben. Die Gaselen der „Gesammelten Dichtungen" sind nur trochäisch und entbehren des Überreims. Im Gegensatz zu den beiden erstgenannten sondern sie stets die Zweizeilen deutlich von einander und nähern sich damit der strengeren Form des Orients, der in Seegers Dichten noch mehrfach nachwirkt,[1]) während die Gaselen davon gänzlich frei sind.

An Platen erinnert mehrfach durch die Wahl der Formen Richard Wagners Jugendfreund, Theodor Apel (1811—67) aus Leipzig („Gedichte" 1840), der Sohn des durch seine metrischen Studien und antikisierenden Dramen bekannten August Apel. Proben seiner Gaseldichtung bringt die „Europa",[2]) zwei Liebeslieder, das eine mit Reim, das andere mit Überreim. Der Dichter will Vers und Reim wie der Reiter sein Roß in kunstreicher Gangart vorführen. Daher ist die Form genau beachtet, und besonders die Dissonanz deutlich hervorgehoben. Nur einmal, im zweiten Gedicht, V. 11, ist sie unterblieben. Der Inhalt ist unbedeutend.

Ein Verehrer und Kenner der orientalischen Dichtung war Julius Hammer aus Dresden (1810—62), ein Freund des für Platen begeisterten Johannes Minckwitz. In seiner ersten und weit verbreiteten Gedichtsammlung „Schau um dich und Schau in dich" (zuerst Leipzig 1851) ist zwar das Gasel vermieden, aber in 7 Gedichten herrscht die paarweis gereimte Zweizeile. Spätere Sammlungen von Julius Hammer lassen den Einfluß des

---

[1]) Vgl. I, 99, 116, 237, 268; II, 152 ff. u. 242.

[2]) Chronik der gebildeten Welt. Hrsg. v. August Lewald. Stuttgart 1840. Bd. II, Anhang S. 71/2.

Orients in Form und Stoff mehr zur Geltung kommen, so: „Unter dem Halbmond. Osmanisches Liederbuch“ (Leipzig 1860). Ebenda erschien im Jahr seines Todes: „Lerne, liebe, lebe!“ Durch Vollendung der Form zeichnen sich die „Gedichte“ von J. G. Deeg aus (Stuttgart 1843); sie enthalten auch treffliche Gaselen. Deeg hat Platen noch selbst kennen gelernt und sah mit Verehrung zu ihm als seinem Meister empor.

Der Stuttgarter Gustav Pfizer (1807—90) ist vermutlich durch seinen Freund Gustav Schwab, den Vertrauten Platens, auf die östliche Form hingewiesen worden. Pfizers „Gedichte“ (Stuttgart 1831) bringen ein „Gasel“ (S. 90), das jedoch diesen Namen zu Unrecht trägt. Das erste Beit zeigt nicht den Zweireim, Silbenzahl und Versmaß wechseln. Die Reimzeilen sind einander nur ähnlich, ebenso die reimlosen Verse. Die Beits aber sind völlig selbständig; im letzten wird nach Platens und Rückerts Vorgang Hafis genannt. Der strengen Regel entsprechen weit mehr die 48 Gaselen G. Pfizers in den „Gedichten. Neue Sammlung“ (Stuttgart 1835).

21 davon haben den Überreim und 25 sind in der Form untadelig; in den anderen herrscht Wechsel der Silbenzahl, und zwar sind in 14 Gedichten die Reimverse um eine Silbe verlängert, in 9 Gedichten aber um eine Silbe gegen die reimlosen verkürzt. Dreimal wechselt auch das Versmaß (S. 362, 372; auf S. 366 bedingt der Überreim die Änderung). Eine geschickte Abweichung findet sich in dem ersten Gasel der „Neuen Sammlung“ (S. 356). Hier schließen alle reimlosen Verse stumpf, nur einer klingend: „Euch fleh' ich an, o Richter! richtet milde.“ Der Sinn des Verses ist also schon durch den Klang hervorgehoben. In demselben Gedicht, „Das Gasel“, gibt Pfizer seine dürftige Auffassung von dieser Form und damit eine treffende Kennzeichnung seiner eigenen Versuche:

„Es wandte meine Kunst sich zum Gasele,
Damit sie alle Formen sich vermähle.
Ergötzlich ist solch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle“ . .

Wenn er dann bezeugt, daß hier:

„Die Sprache sich in mancher Krümmung quäle,
Und von des Gleichklangs strenger Pflicht beherrscht,
Seltsame Bilder halb gezwungen wähle“,

so spricht er allerdings eine auf viele Gaselendichter zutreffende Wahrheit aus. Auch Pfizer gestattet sich dem Reim zuliebe manche Geschmacklosigkeit, und „seltsame Bilder“ läßt die Reimfolge vermuten, mit der das Gasel „Empor!“ beginnt (S. 388): „trockner Schwamm“, „Lamm“, „Bräutigam“. Fast in jedem Gasel sind einige Zweizeilen übrig, die nur einem billigen Reim ihr Dasein verdanken. Unreine Reime sind häufig und die

in der „Grabschrift“ (S. 376) bestätigen das Wort A. W. Schlegels:[1]) „Wenn jemand Schoße reimt auf Rose . . Freunde! wißt, Daß seine Heimat Schwaben ist“. Die Dissonanz zwischen reimenden und reimlosen Versschlüssen ist oft unterlassen, so auf S. 357, 359, 370. Der gleiche Ausgang von V. 13 und 15 in „Lustig gelebt“ (S. 369) ist nicht berechtigt.

Pfizers Gaselen sind meist Liebeslieder und schon darum dem ernsten, fast trübgestimmten Manne nicht so gelungen wie seine anderen Gedichte. Unbelehrt durch Schillers Xenien gegen Manso will er im „Kunstgeheimnis“ (S. 374) lehren „Bei Mädchen Liebe zu erwecken“, und damit die, übrigens sehr durchsichtige, orientalische Vermummung ihn nicht verdächtige, schließt er den Vorgesang (S. 356): „Und unter dieses bunten Turbans Schmuck Verkennet nicht die echte Christenseele“. Er füllt die Liebesgaselen mit Bildern aus allen Zonen, kann aber keine tiefere Empfindung ausdrücken, keine erregen. Es gehört mehr Leidenschaft dazu, solche Formen zu durchglühen. Die ernsten Gaselen sind ihm besser gelungen, so „Die Genesene“ (S. 390). Wo er ins Philosophische streift, wird er ein Meister des Worts und schafft Lieder wie die „Seelenwanderung“ (S. 365), die „Bekehrung“ (S. 377), „Zwang und Freiheit“ (S. 386) und vor allem das letzte und schönste Gasel (S. 411): „Vergänglichkeit.“

Wie Gustav Pfizer, und nicht viel länger als er, weilte David Friedrich Strauß (1808—74) am Tübinger Stift als Repetent (1832—35). Er hat Zeit seines Lebens das, was ihn tiefer bewegte, in kunstvollen dichterischen Formen ausgesprochen, aber nur für sich und seine vertrautesten Freunde. Erst nach seinem Tode durfte Eduard Zeller eine Auswahl als „Poetisches Gedenkbuch“[2]) veröffentlichen. Hier finden sich 12 Gaselen, die beiden ältesten von 1848 (S. 36 u. 64), dem Jahr, in welchem Strauß sich von Agnese Schebest scheiden ließ. Der Schmerz darüber klingt in dem Gasel „Westöstlich“ nach (S. 64). Auch sonst stehen diese Gedichte in engster Beziehung zu seinem Leben, so die Betrachtung: „Zu meinem 40. Geburtstage“ (S. 36), dann die Selbstschilderung von 1867 (S. 159) und „Gefunden“, ein Rückblick des Vielgeprüften (S. 170). Noch am Ende seines Lebens schrieb er drei Gedichte in der persischen Form (S. 185,

---

[1]) A. W. v. Schlegel. Sämtl. Werke, hrsg. v. Böcking. II. Bd. Leipzig 1846, S. 210.

[2]) Bonn 1877 (D. Fr. Strauß: Gesammelte Schriften, 12. Band).

207, 218), deren letztes Anfang Dezember 1873, ein „Suspirium“:

„Stund' um Stunde fühl' ich meine Kräfte schwinden,
Sich die Bande lösen, die mich hier noch binden . .
Ja, in Ruhestunden spür' ich schon ein Säuseln,
Wie von Siegeslüften, kühlenden, gelinden.
Doch nicht Lorbeer, nur der Liebe Kranz begehr' ich,
Mir im Sarg die bleichen Locken zu umwinden.“

Dieses Gasel und das „An Rapp“ (S. 185) haben nur den Reim, die anderen den Überreim; das sind außer den genannten die Gedichte auf S. 71—74 und S. 144, dieses letzte auch dadurch bemerkenswert, daß jedes Beit in sich abgeschlossen Frage und Antwort enthält. Überhaupt stellt Strauß die Zweizeilen meist selbständig, fast epigrammatisch, neben einander, ohne dadurch die Einheit des Gedichts in Frage zu stellen. Daher die Häufigkeit des Überreims, der die Trennung der Beits begünstigt. Die Gleichheit der Silbenzahl fehlt in „Westöstlich“, wo V. 3 um 3 Füße, die anderen reimlosen Verse um einen Fuß verstärkt sind. Dagegen sind in dem Gedicht S. 74 alle geraden, in dem „Gasel“ (S. 159) alle reimenden Verse um eine Silbe verlängert.

Ausnahmslos den Überreim gebraucht Hoffmann von Fallersleben (1798—1874) in den 32 Gaselen[1]) der „Gesammelten Werke“ (hrsg. v. Heinrich Gerstenberg. Berlin 1890). Deren I. Band bringt unter den „Johannaliedern“ von 1847 (S. 323 ff.) 16 Gaselen, in denen der Dichter seine Liebe zu der Tochter des Heidelberger Professors Kapp[2]) besingt und ihr Nein betrauert. Das letzte dieser Liebeslieder entstand im Herbst 1848 zu Holdorf in Mecklenburg. Ebendort schuf er das Gasel für das Hausbuch von Buchholz, wo er landflüchtig Heimatsrecht erlangt hatte, indem der Rittergutsbesitzer Schnelle ihn als eine Art Leibeigenen in seinen Gutsbezirk aufnahm (Bd. VI, S. 50). Die Gaselen des VI. Bandes sind Gelegenheitsgedichte, das älteste davon „Zu Meusebachs Geburtstag“, dem 6. Juni 1829 (S. 8). Das letzte Gasel schrieb Hoffmann im April 1872 zum Geburtstage seines begeisterten Verehrers Karl Hirsche, des Hauptpastors in Hamburg (S. 276).[3])

Die Gaselen Hoffmanns von Fallersleben sind sämtlich echt

---

[1]) Zu dem Übergange Hoffmanns von griechisch-römischen Formen zur Reimdichtung vgl. „Mein Leben“ in dessen „Ges. Werken“. Berlin 1893. VIII, 302.

[2]) Über Johanna Kapp s. Hoffmann von Fallersleben I, 403.

[3]) Die 14 anderen Gelegenheitsgedichte in Gaselform s. Bd. VI, S. 40—42, 44, 49, 177—179, 181, 260, 263 ff.

deutsche Lieder. Sie verschmähen jeden fremden Aufputz, sind aber in ihrer Schlichtheit besonders wirksam. Dazu kommt, daß der Dichter für den Überreim stets eine für sich bestehende, vom Verse unabhängige, Wendung wählt,[1]) mit der er meist das Gedicht überschreibt, und durch deren ständige Wiederholung er die Grundempfindung außerordentlich stark betont: „O weile noch!“ (VI, 44); „Drum traure nicht!“ (VI, 260); „Auf Wiedersehn!“ (I, 325; VI, 8, 41). In drei Gaselen schließt er die Distichen: „Gedenke (Gedenket) mein!“ (I, 328; VI, 8, 41). Gern setzt er auch den Namen des Besungenen an diese Stelle, so in dem Gasel (VI, 177), das er in Weimar am Abend der Uraufführung des „Barbiers von Bagdad“, am 15. Dez. 1858, zu Ehren des Dichterkomponisten niederschrieb:

„Du hast von Liebe liebentzückt gesungen, Peter Cornelius!
Und hast dir unsre Liebe neu errungen, Peter Cornelius! ...
Und das entzückte Bagdad bringt dir heute, deinem Barbier und dir,
Aus einem Munde seine Huldigungen, Peter Cornelius!“

„Er hat mir schöne, innige Verse gewidmet, und Frau von Milde[2]) in einem wunderschönen Gasel in der Rolle der Margiana besungen“ schreibt der hier Gefeierte am 17. Dez. 1858 an seine Schwester.[3]) Peter Cornelius (1824—74) war ein begeisterter Bewunderer Platens, dessen Werke er gründlich kannte, einiges davon auch vertonte.[4]) Er plante selbst ein Lustspiel „Platen in Venedig“ oder „Dichter und Cicerone“.[5]) Am 3. Febr. 1843 schreibt er an seinen Bruder Karl über Platen:[6]) „Ich bin froh, ihn zu kennen und habe mir, da ich das Vollendete seiner Kunst besonders in der Form rühmen hörte,

---

[1]) Solche refrainähnliche Wiederholungen liebt Hoffmann von Fallersleben auch in anderen Gedichten, die dadurch etwas gaselartiges erhalten; s. Bd. I, S. 159, 255, 319; II, 8, 76; III, 178. Seine Vierzeilen (Bd. I, S. 249 ff.) zeigen keine Anlehnung an die persische Reimfolge, sondern meist (69 mal) den überschlagenden Reim ab ab, 17 mal den Zweireim aa bb; zweimal findet sich in allen vier Versen derselbe Reimklang und einmal: xa xa.

[2]) Die Sängerin Rosa v. Milde; daher Hoffmanns Gasel „Rose und Nachtigall“ (Bd. VI, S. 177).

[3]) Peter Cornelius. Literarische Werke: „Ausgewählte Briefe“, hrsg. v. Karl Maria Cornelius. 2 Bände. Leipzig 1904 u. 5 (I, 302).

[4]) Ausgew. Briefe, II, 290 ff.

[5]) Ausgew. Briefe, I, 238/39. Der Plan wurde 1869 von seiner Schwester Auguste in einem Einakter ausgeführt (Leipzig. Reclam, Nr. 103).

[6]) Ausgew. Briefe, I, 40.

Mühe gegeben, ihn auch in dieser Hinsicht würdigen zu lernen.“ Auch mit Rückert war er vertraut.[1]) In seinen eigenen Gedichten zeigt er sich als Meister der Form, auch über „längst verstorbene Gaselen Seelen“.[2]) Er liebt überhaupt Reimwiederholungen; seine Briefe und Gedichte sind voll von Gaseloiden.[3]) Gern gliedert er nach Zweizeilen.[4]) An Rosa von Milde schreibt er ein Märchen in Makamen (I, 383 ff.). Die Gaselform konnte er im „Barbier von Bagdad“[5]) trefflich brauchen. Hier ist Nureddins erstes Wort: „Margiana!“, der Vorklang, gleichsam die Überschrift, der nun folgenden Vierzeile:

„Komm', deine Blumen zu begießen, o Margiana!
Laß deines Blickes mich genießen, o Margiana!
Bleib' ewig mir verschlossen Edens Tor,
Will sich dein Herz nur mir erschließen, o Margiana!“

Im 7. Auftritt behält Abul in seinem Gasel, das dann er und Nureddin gemeinsam singen, den Überreim der Vierzeile bei. Einzelne Verse des Gasels kehren, zum Teil verändert,[6]) an anderen Stellen der Oper wieder. so in 2, 4 und 2, 10. Der „Barbier von Bagdad“ brachte die erste Vertonung eines Gasels auf die Bühne. Platen hatte ja von der Fuggerschen Vertonung seines Gasels (229) in „Treue um Treue“ bei der Aufführung keinen Gebrauch gemacht. — Über die persischen Formen im „Barbier von Bagdad“ schreibt Peter Cornelius am 9. Febr. 1857 an seinen Bruder Carl[7]): „Was noch den von Dir berührten speziellen Punkt von Hyperkünsteleien im Texte der Oper betrifft, so fürchte dies nicht. Gerade die Gasele, bei deren Wortanlage mich schon eine den Text bestimmende musikalische Stimmung erfüllt, hat mich auf eine in Melodie und Rhythmus ganz originelle Musik geführt; ebenso ein andermal, wo eine persische Vierzeile vorkam.“

Den Überreim gebraucht Cornelius noch dreimal und macht ihn, wie Hoffmann von Fallersleben, zur Überschrift in „Vergißmeinnicht“ und „Wonne“ (1860/1; IV, 120, 123). An den Anfang des ersten erinnert ein Gedicht vom Schluß seines Tagebuches (I, 495, Anm. 1). Im letzten Beit des zweiten nennt er „Maria“, den Namen der hier besungenen Liebe (Marie Gärtner). Ein drittes Gasel (IV, 136) ist Bertha Jung gewidmet, die er 1867 heim-

---

[1]) Vgl. „Abschied“ in: Peter Cornelius. Literarische Werke. IV. Bd. „Gedichte“. Hrsg. v. Adolf Stern. Leipzig 1905. S. 98.

[2]) Aus einem Echogedicht von 1858; IV, 157.

[3]) z. B. I, 173, 261, 549, 551; II, 523, 576; IV, 70, 78, 88, 90, 334. Auch im „Barbier v. Bagd.“ 1, 8 u. 2, 10.

[4]) I, 296, 637; II, 79 ff., 139, 149, 154; IV, 157.

[5]) Hrsg. v. Richard Kruse. Leipzig, Reclam Nr. 4643.

[6]) Eine andere Fassung des zweiten Beits bei Kruse a. a. O. S. 101.

[7]) Ausgew. Briefe, I, 255.

führte, nachdem er seinem älteren Freunde Richard Wagner nach München gefolgt war. Hier entstand sein einziges Reimgasel (II, 610), dadurch merkwürdig, daß trotz klingender Reime die Reimverse um eine Silbe kürzer sind als die anderen, die mit einer betonten Silbe schließen. An die persische Vierzeile erinnert noch ein Spruch von 1874 „An Josef Standhartner" in Wien (II, 742):

„Das Brieflein schließt, Das Euch all'
Ein Tränlein fließt, Mit Lieb' umschließt."

Nach Wien hatte sich Peter Cornelius begeben, als die Feindseligkeit des Generalintendanten Dingelstedt gegen Liszt ihm den Aufenthalt in Weimar verleidete. Dagegen erfuhr in München Dingelstedts Förderung der unbedeutende Hermann Hersch (1821—70), der 1848 Gedichte „Von Westen nach Osten" schrieb. Auch Franz Dingelstedt selber (1814—81) hat sich im Gasel versucht, so in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamburg 1842), die auf der sechsten Station von „Nachtwächters Weltgang" 6 Beispiele dafür bieten (S. 119 ff.): Sie sind gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichtet, und zwar das erste besonders gegen die preußische Hauptstadt:

„Nach Mekka zieht der Araber auf stolperndem Kamele,
Und so der Dichter nach Berlin auf holperndem Gasele.
Berlin ist Deutschlands Orient . . .",

ein Gleichnis, das nun weiter ausgeführt wird. Das zweite Gasel, das durch den Doppelreim auffällt (Minor S. 404), verspottet des Königs Bemühungen zur Hebung der Künste, das dritte die Hoffnungen, die seine Thronbesteigung auf „die neue, treue, freie Zeit" erweckte, von der man besonders eine Verfassung erwartete. Darauf bezieht sich das vierte Gedicht. Im fünften werden einige Züge des Königs, besonders sein Witz, getadelt, und das sechste faßt in 17 Beits noch einmal allen Groll zusammen. Schon Platens Gasel 84: „Wenn ihr den Tag verstehen würdet" ist ein Vorklang dieser Berlin feindlichen Gaselen Dingelstedts, die auch durch ihre Form, deren erste Heimat doch die Wüste ist, einen billigen Spott gegen den märkischen Sand ausdrücken sollen. Dies vierte Gedicht (S. 124) ist kein strenges Gasel, sondern eine zwar naheliegende, aber unglückliche Veränderung desselben, welche die Eigenart der Form völlig aufhebt (vgl. Minor S. 506); alle geradzahligen Verse haben unverändert denselben Schluß: „vier kleine Fragezeichen", und darauf reimen alle ungeradzahligen Verse. Im letzten Beit des

ersten und besonders gehässigen Gasels nennt Dingelstedt einen weit größeren Meister dieser Form, indem er dessen Berufung nach Berlin (1841) verspottet: „Herrn Bülbül-Rückert, Wohlgebor'n, des Ostens Philomele."

Gerade in Berlin war der größte Teil jener Dichtungen entstanden, welche Heinrich Stieglitz (1801—49) als „Bilder des Orients" veröffentlichte.[1]) Im II. Bande, „Persien",[2]) finden sich zwei Lieder, deren jedes der Dichter „Gasele" überschreibt.

Beide zeigen eine merkwürdige Abweichung von der regelmäßigen Form: Hinter dem Königsbeit ist in den gewöhnlichen Gang des Gaselreims eine Zweizeile mit einem neuen Reim eingeschoben, der sich lautlich von jenem aufs stärkste unterscheidet und so den Gaselreim mehr ins Ohr fallen läßt. Um den Abstand noch mehr hervorzuheben, sind die Verse des eingeschobenen Beits um eine Silbe länger als die reimenden Verse des Gasels, im zweiten Gedicht länger als dessen Verse überhaupt. Sie haben klingenden Reim im Gegensatz zu dem stumpfen Gaselreim. Im ersten Gedicht (II, 102) vergleicht der Sänger, nach dem beliebten persischen Bilde, seine Liebe mit der des Schmetterlings zur Kerze. Im zweiten Gasel (II, 152) erinnert er an einen anderen vielbesungenen Stoff der iranischen Lyrik: Rose und Nachtigall, (s. o. S. 40), und nach persischem Brauch bringt er seinen Namen ins letzte Beit:

„So säng' auch ich mein Liebchen gern,
Die eine in dem weiten All;
Doch ist mein Liebchen Rose auch,
Ist Stieglitz doch nicht Nachtigall."

Unter seinen „Vierzeilen nach Omar Chijam" finden sich zwei mit dem Reim des Rubâî (II, 87).

Gaselähnliche Formen braucht Stieglitz mehrfach.[3]) In dem Gedicht „Hafis" nähert er sich dem Stichwortgasel. Die beiden ersten Bände der „Bilder aus dem Orient" hat Goethe noch kennen gelernt und günstig beurteilt, wie der Briefwechsel zwischen Eckermann und Heinrich Stieglitz zeigt.[4])

An Eckermanns Sohn Karl schreibt[5]) Wolfgang Maximilian von Goethe (1820—83) aus Wien am 18. Oktober 1862 nach einem Aufenthalt in Weimar: „Bei Gelegenheit dieser Prüfung

---

[1]) 4 Bände; Bd. I u. II. Leipzig 1831.

[2]) Vgl. „Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie", hrsg. v. L. Curtze. Gotha 1865. S. 82.

[3]) „Bilder aus dem Orient", II, 72, 109, 143, 154, 204, 210.

[4]) „Aus Goethes Lebenskreise. Eckermanns Nachlaß", hrsg. v. Friedrich Tewes. Berlin 1905, I, 201 u. 207f.

[5]) Tewes a. a. O. S. 262.

des handschriftlichen Nachlasses Ihres Herrn Vaters fand ich in demselben auch mehrere Sachen, die von mir verfaßt sind", so u. a. „Gasele Nr. XVIII". Auch Goethes Enkel hat sich also zum wenigsten in 18 Gaselen versucht, die schon 1851 auf S. 101—120 der „Gedichte von Wolfgang von Goethe" (Stuttgart u. Tübingen) erschienen waren.

Diese Gaselen sind ganz von dem Selbst des Dichters erfüllt, der lebhaft, zuweilen derb, über das spricht, was ihn gerade bewegt. Es lebt darin ein ganzer Mensch, und wenn auch nicht sonderlich poetisch, so sind die Gedichte doch für die Erkenntnis seines Wesens bedeutsam. Ein frischer Ton herrscht durchaus:

„Springe mein Lied frisch von der Leier weg
Ins Volksgewühl und jage die Schreier weg!" (8.)

Wegen der Form seien drei Gedichte erwähnt: Das Reimgasel 12 führt in den sonst reimlosen Versen einen zweiten Reim durch; Gas. 1 hat den Überreim, aber die Verse 3, 5 und 7 enden bloß mit „zu sein", wie mit einem Stichwort. Ein wirkliches Stichwortgasel ist 18, wie das Elferlied des alten Goethe, doch es fehlt alles Orientalische.

Der Feind der „östlichen Poeten", Immermann (s. o. Seite 35/6), hat deren Lieblingsform in einer „Scherz-Gasele" verspottet.[1]) Es ist ein Stichwortgasel in der groben Tonart, die in diesem westöstlichen Streit überhaupt herrschte, dazu in holperigen Versen, deren Silbenzahl zwischen 12 und 17 schwankt. Immermann beherrschte die Gaselform nicht, kannte sie überhaupt nur oberflächlich, betonte aber: „welche Hundemühe dem Dichter die Gasele macht". Solchen Dichtern kommt C. Beyer entgegen, der in seiner „Deutschen Poetik"[2]) über Vierzeile, Gasel und Kasside unterrichtet, dann aber von Karl Putz einen Stoff, „Das sterbende Alpröslein", in den verschiedensten Formen behandeln läßt und dabei auch das Gasel nicht verschont.[3]) In Martin Druckers „Blüten aus dem Treibhause der Lyrik", zusammen mit Adolf Zander gedichtet (Leipzig 1855), erinnert nur das Scherzgedicht „Persisch" (S. 77) ganz entfernt an den Überreim des Gasels. Hier wären wohl auch zu nennen: Eduard Kauffer aus der Oberlausitz (1824—74) mit dem „Buch der Refrainlieder" von 1853, und der Hamburger

[1]) Werke, hrsg. v. Boxberger. Berlin (Hempel) XI, 289.
[2]) Stuttgart 1887, I², 584 ff.
[3]) C. Beyer a. a. O. III, 120 f.

Heinrich Beckmann, der 1861 (in 2. Aufl. 1884) „Spaziergänge auf dem Felde der Reimkunst“ unternahm.

Sein Landsmann Lebrecht Dreves (1816—70), dessen „Gedichte“ (Berlin 1849) Joseph Freiherr von Eichendorff herausgab, zeigt manche Anlehnung an Platen. So sind die Verse von S. 41: „Denn mir ist ein Sinn gegeben, den ich selbst mir nicht verlieh“ fast wörtlich aus dessen Gasel 199 entnommen. Dreves liebt es, einen Reim mehrere Strophen hindurch festzuhalten und nähert sich dadurch etwas dem Gasel. Im „Rittersinn“ (S. 238) führt er nach spanischer Art eine Assonanz durch alle geraden Verse. Die strenge Gaselform braucht er nur einmal im 4. Gedicht seines „Liebesfrühling. Erster Traum“ 1833 (S. 38 f.). Der Überreim „Doch du gedenkst nicht mein“ bildet stets einen Vers für sich (V. 2, 4, 8, 12, 16, 20). Der Reim erscheint jedesmal als Schluß der vorhergehenden Zeile. Die Schreibung der Zweizeilen in Strophen zu je 4 Versen, eine rein äußerliche Änderung, die sich ähnlich schon in Rückerts „Östlichen Rosen“ findet, nimmt dem Gasel viel von seiner Fremdart.

Ebenfalls aus Hamburg stammen: Karl Eduard Duboc (Robert Waldmüller), der auch die Gaselform pflegte; seine „Gedichte“ erschienen schon 1857, die „Klänge aus der Fremde“ 1893; Adolf Ebeling, der 1868 eine Sammlung von Gaselen als „Regenbogen im Osten“ veröffentlichte.

Aus Elberfeld ist Adolf Schults (1820—58) mit den Gaselen seiner „Gedichte“ (1843) zu nennen. Das Jahr 1857 brachte die 3. Auflage derselben, das nächste, sein Todesjahr, eine Sammlung verschiedener Formen als „Lyrischer Zyklus“. Ludwig Wihl (1807—82), aus der Gegend von Aachen, ließ Gaselen 1847 als „Westöstliche Schwalben“ erscheinen.

Wie an der Westgrenze, so wurde das Gasel auch von den Dichtern des äußersten deutschen Ostens gepflegt. In Riga wirkte als Lehrer Karl Friedrich Georg Glasenapp (1799—1858), ein feinsinniger Lyriker, von dessen Dichtungen nur ein kleiner Teil im Druck erschien, so in der Sammlung „Schneeglöckchen“ (hrsg. von A. Tideböhl und W. Schwartz) und in verschiedenen Jahrgängen der „Rigaschen Stadtblätter“. Zwei seiner gehaltvollen Gaselen sind in das „Baltische Dichterbuch“ aufgenommen.[1]

[1]) Hrsg. v. J. E. Freiherr v. Grotthuß. Reval 1894. S. 190.

Das erste zeigt den in einem mühevollen Leben erprobten Idealismus des Dichters; im zweiten weiß er sich heiter über das Weiß seiner Locken zu trösten:

„Sei froh, du lebst in Jugendmaienfülle
Und vor den Blüten sei erschrocken nicht.
Ja, wenn auch Lenz und Sommer dir erstarben,
Doch reicht dein Herz dir karge Brocken nicht."

Auch der Kurländer Eduard Baumbach ist mit Gaselen zu nennen; seine „Gedichte" erschienen 1849, 54 und 70, „Neue Gedichte" 1876.

Obwohl polnisch erzogen hat Karl Dräxler, genannt Dräxler-Manfred (1806—79), aus Lemberg, sich so eifrig dem Deutschtum zugewandt, daß er bald auch schwierige Formen wie Sonett und Gasel bemeisterte; von ihm erschienen „Neuere Gedichte" 1828; „Gedichte" 1838.

Deren 3. Aufl. (Frankfurt a. M. 1848) enthält einige Proben der östlichen Form. Das Gedicht „Rätselhaft" (S. 7) ist ein Überreimgasel mit eigenartiger Zeilenstellung, aus der sich das Gasel nur schwer herausliest. Dazu kommt, daß die Verse, zu denen der Überreim gehört, auch ohne diesen stets eine Silbe mehr zählen als die anderen Verse, die übrigens eine zweite Reimreihe durchführen. Auch „Maienlust" (S. 19) ist ein Überreimgasel, in welchem außerdem V. 3 mit 5 und V. 7 mit 9 reimt, die beiden ersten klingend, die beiden anderen stumpf; daher sind V. 3 und 5 allein elfsilbig, alle übrigen um eine Silbe kürzer. „An Rückert" hat Dräxler-Manfred ein Gedicht in Stanzen gerichtet (S. 336), „An Hammer" aber ein trochäisches Reimgasel (S. 335). Hier stehen die ungeradzahligen Verse stets um eine Silbe hinter den geradzahligen zurück, während V. 7 und 11 ebensoviel über sie hinausgehen. Die ungeraden Verse haben den Mittelreim, so V. 3: „Sei gegrüßt mir Hafis Sohn, der das Wort hob auf den Thron". Dabei nun zeigt es sich deutlich, wie wenig angebracht es ist, in die eigentlich reimlosen Verse besondere Reime einzuführen; der wirkliche Gaselreim wird dadurch zweifellos verdunkelt. Deshalb hat Platen davon keinen Gebrauch gemacht, sondern die Form rein bewahrt. — Das Gasel „An Hammer" versucht die Bilder persischer Dichter zu brauchen, ist aber recht gekünstelt und reizlos. Dagegen bleibt es bedeutsam durch die Gesinnung der Dankbarkeit gegen Joseph von Hammer, der den Keim zur westöstlichen Dichtung legte, und es bestätigt so die Erfüllung jener Hoffnung, die einst Herder aussprach (s. o. S. 161). Solche und ähnliche Gedichte (vgl. o. S. 171) dürften wohl dazu dienen, den Wiener Orientalisten vor ungerechter Geringschätzung zu sichern.[1]

Dräxler-Manfred war ein Freund des Reimes, wie uns auch die Gedichte „Der Reim" (S. 245 f.) und „Deutsche Muse" (S. 247) zeigen. Durch

[1] Für Joseph v. Hammer ist auch Friedrich Veit eingetreten: Kochs Studien z. vergl. Lit.-Gesch. VII, 261 Anm. 2.

Heinrich Beckmann, der 1861 (in 2. Aufl. 1884) „Spaziergänge auf dem Felde der Reimkunst“ unternahm.

Sein Landsmann Lebrecht Dreves (1816—70), dessen „Gedichte“ (Berlin 1849) Joseph Freiherr von Eichendorff herausgab, zeigt manche Anlehnung an Platen. So sind die Verse von S. 41: „Denn mir ist ein Sinn gegeben, den ich selbst mir nicht verlieh“ fast wörtlich aus dessen Gasel 199 entnommen. Dreves liebt es, einen Reim mehrere Strophen hindurch festzuhalten und nähert sich dadurch etwas dem Gasel. Im „Rittersinn“ (S. 238) führt er nach spanischer Art eine Assonanz durch alle geraden Verse. Die strenge Gaselform braucht er nur einmal im 4. Gedicht seines „Liebesfrühling. Erster Traum“ 1833 (S. 38 f.). Der Überreim „Doch du gedenkst nicht mein“ bildet stets einen Vers für sich (V. 2, 4, 8, 12, 16, 20). Der Reim erscheint jedesmal als Schluß der vorhergehenden Zeile. Die Schreibung der Zweizeilen in Strophen zu je 4 Versen, eine rein äußerliche Änderung, die sich ähnlich schon in Rückerts „Östlichen Rosen“ findet, nimmt dem Gasel viel von seiner Fremdart.

Ebenfalls aus Hamburg stammen: Karl Eduard Duboc (Robert Waldmüller), der auch die Gaselform pflegte; seine „Gedichte“ erschienen schon 1857, die „Klänge aus der Fremde“ 1893; Adolf Ebeling, der 1868 eine Sammlung von Gaselen als „Regenbogen im Osten“ veröffentlichte.

Aus Elberfeld ist Adolf Schults (1820—58) mit den Gaselen seiner „Gedichte“ (1843) zu nennen. Das Jahr 1857 brachte die 3. Auflage derselben, das nächste, sein Todesjahr, eine Sammlung verschiedener Formen als „Lyrischer Zyklus“. Ludwig Wihl (1807—82), aus der Gegend von Aachen, ließ Gaselen 1847 als „Westöstliche Schwalben“ erscheinen.

Wie an der Westgrenze, so wurde das Gasel auch von den Dichtern des äußersten deutschen Ostens gepflegt. In Riga wirkte als Lehrer Karl Friedrich Georg Glasenapp (1799—1858), ein feinsinniger Lyriker, von dessen Dichtungen nur ein kleiner Teil im Druck erschien, so in der Sammlung „Schneeglöckchen“ (hrsg. von A. Tideböhl und W. Schwartz) und in verschiedenen Jahrgängen der „Rigaschen Stadtblätter“. Zwei seiner gehaltvollen Gaselen sind in das „Baltische Dichterbuch“ aufgenommen.[1])

[1]) Hrsg. v. J. E. Freiherr v. Grotthuß. Reval 1894. S. 190.

Friedrich Halm (1806—71), eigentlich Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen, stammt aus Krakau. Seine „Gedichte" bringen 14 „Gaselen",[1]) jedoch sind vier derselben Umgestaltungen der strengen Form.

Nr. 1 hat den Überreim, und die sonst reimlosen Verse reimen auf diesen, also nicht ganz so enge Angleichung aller Verse wie bei Dingelstedt im Fragezeichengedicht; Halm besingt hier die östliche Form:

„Verschlungner Reihentanz, sich wendend hin und her;
Buntfärb'ger Federball, den, sendend hin und her,
Gewandter Schläger Kunst nicht läßt zum Boden mehr . .
So schweb' Gaselenreim mir blendend hin und her!"

Die Gedichte 10—12 führen in den ungeradzahligen Versen (V. 3ff.) einen zweiten Reim durch.

Dasselbe tat schon Rückert in den Gaselenbruchstücken seiner Makamen; ihm folgten Strachwitz, Daumer, Wolfgang Maximilian von Goethe u. a. Dieser zweite Reim des deutschen Gasels entspricht etwa jener Verfeinerung der Kasside, die bei den Beduinen des Hochlandes von Mittelarabien durchgedrungen ist: „Hatten die Alten sich mit einem am Schlusse der zweiten Vershälfte durchgeführten Reime begnügt, so zeigt nun auch die erste Vershälfte einen durchgehenden Binnenreim" (Brockelmann S. 251). Ansätze zu einem solchen Reim finden sich bei Halm auch in den Gaselen 3 und 4; in 5 sind die Enden der Verse 4—6 und 8—10 einander sehr ähnlich. Überhaupt sind die Abstände der Zweizeilen merklich verwischt, und oft liegt ein stärkerer Sinnesabschnitt innerhalb der Zweizeile als an ihrem Ende, besonders in 1, 3 und 12. Halm liebt als kunstreiche Form besonders das Triolett: „Erwach' denn wieder, nicht verdränge Gasel dich mehr, Terzine und Sonett!" (Bd. I, S. 175). Gaselähnlich ist das „Geheimnis" (Bd. I, S. 231). Die Gaselen feiern die Natur, so die Buchen- und Rosengaselen, die Liebe und die Dichtkunst; 10 und 11 stehen einander gegenüber als die Lebensauffassung eines Weltverächters und eines weltfreudigen Geistes, sind aber in der Form ganz gleich, wie um anzudeuten, daß die Außenwelt für beide dieselbe, nur das Innenleben ein verschiedenes sei.

Halm wurde gegen Ende seines Lebens Laubes Nachfolger am Burgtheater. Heinrich Laube[2]) schreibt gelegentlich seiner Breslauer Fehde mit Wilhelm Wackernagel (1806—69) von

[1]) Werke, Wien 1856. I, 161 ff.
[2]) „Gesammelte Schriften." Wien 1877. VIII, 12.

das Festhalten eines Reimes und die Wiederkehr desselben Strophenschlusses erinnert „Selbstgefühl“ (S. 89) an das Gasel; ebenso „Die Wiese“ (S. 176). Gleicher Reimklang bindet alle geraden Verse des Gedichtes „Wunder“ (S. 67/8) und der Strophen 1—4 der „Gnomen und Xenien“ (S. 260ff.). Ähnlich sind Nr. 1 und 5—7 des Liederkreises „Verbotene Liebe“ (S. 109ff.) und einige Strophen in „Salomos Ring“ (S. 211ff.). „Arabella“ (S. 154) will durch die Wiederholung desselben Wortes am Ende aller geradzahligen Verse an die spanischen Romanzen anklingen, wirkt aber durch das immer wiederholte „Compostella“: „Arabella“ etwas komisch.

Orientalische Stoffe haben Dräxler-Manfreds Dichten mehrfach beschäftigt.[1]) So ist das Lied „Vom Garten“ (S. 29) eine rührende Gegenüberstellung des Lebens und Todes in der Natur, während der Geist allein diesem Wechsel des Irdischen obsiegt: „Dessen hat gar schöne Kunde Mir Nisamis Lied gewährt, Der mit vielberedtem Munde, Alles sei vergänglich, lehrt“ (s. o. S. 41). Das Gedicht „Die Schenkin“ (S. 76) gemahnt an einen reichen Zweig der persischen Lyrik, beruht jedoch auf dem Irrtum, daß Hafis nur Mädchen, nicht schöne Knaben als Schenken besinge. Daher gleich der Anfang: „Was von schönen jungen Heben Je geträumt der Okzident, Ist in Wirklichkeit gegeben Dem beglückten Orient.“

Einmal hat auch der Sänger aus dem Banat in östlichen Reimen gedichtet: Nikolaus Lenau lernte Platens „Gaselen“ von 1821 bald nach deren Erscheinen kennen und verfaßte schon 1822 in Preßburg ein formvollendetes Gasel[2]) auf eine schöne Unbekannte, erfüllt von Sehnsucht sie wiederzusehen. Er braucht den Überreim, da dieser ja in Platens Sammlung ausschließlich herrschte. Trotz seiner vielen Romane vergessen, aber wegen seiner Gedichte erwähnenswert ist der Wiener Heinrich Ritter von Levitschnigg (1810—62); er gab (Wien 1846) die Sammlung „West-östlich“ heraus. Ein Grazer, Faust Pachler, auch C. Paul genannt (1819—91), war 1850—53 Leiter des „Familienbuches des österreichischen Lloyd“, wo manche seiner Gedichte erschienen. Zwei seiner Gaselen bringt das „Deutsche Dichterbuch aus Österreich“,[3]) die „Seltsame Bitte“ und „Eine Grabschrift“. Bekannter ist er durch seine Tätigkeit für Friedrich Halm, von dessen „Gesammelten Werken in 12 Bänden“ er nach dem Tode des Dichters die vier letzten zusammen mit Emil Kuh herausgab.

---

[1]) vgl. „Gedichte“[3], 1848, S. 58, 163, 173, 178, 191ff., 256, 264, 267, 315 („Saadi“).

[2]) Lenaus Werke, hrsg. v. Max Koch. I, 45 (Kürschner, Deutsche Nat.-Lit. Bd. 154).

[3]) Hrsg. v. K. E. Franzos, Leipzig 1883. S. 289f.

wendung: „Was frommt“ (s. o. S. 61). Die Gaselen des schlesischen Grafen sind Liebeslieder; nur Liebe hat diese Reime geweckt, denn, wie es in der „Windstille“ heißt:

„Bis aus des Herzens Felsengrund die Liebe stürmend schnellt,
Schläft das Gasel, das Blumenkind, auf rosigem Flaume stumm.“

Daher läßt auch Friedrich von Heyden (1789—1851), der Dichter der von Platen hoch gepriesenen „Renata“, in seinem 1849 in Breslau entstandenen Epos „Der Schuster zu Ispahan“ (Leipzig 1850, S. 234/5) die Prinzessin Schemes-el-nihar einen Liebesbrief an Ahmet, den Schuster, in der Form des Gasels schreiben.[1]) Es ist ein Reimgasel von 11 Beits, jambisch, während sonst das ganze Epos in gereimten Daktylen verläuft. Die reimlosen Verse des Gasels sind um eine Silbe kürzer als die reimenden.

Auch Karl von Holtei (1798—1880) hat die östliche Reimform gebraucht und zwar zuerst dem östlichen Trank, dem Tee, zuliebe. Doch war es ihm nicht so sehr um diesen zu tun, als um den wenig glücklichen Vergleich zwischen Tee und (Theater-) Comité. In diese beiden Reime teilen sich 14 Zweizeilen, also eine Art Stichwortgasel; eine strenge Scheidung der Beits besteht nicht. Die ungeraden Zeilen 1—11 schließen mit „Tee“, 13—27 mit „Comité“. Man muß annehmen, daß Holtei durch den dürftigen Witz dieses Machwerks die Verhältnisse auf dem Theater seiner Zeit kennzeichnen wollte. Denn diese verspottet er hier, in dem 11. Gedicht, wie in der ganzen Sammlung „Theatralische Korallenschnur“.[2]) Er schickte sie mit schrankenlosen Klagen über den Verfall des Theaters am 15. August 1839 aus Grafenort an Ludwig Tieck in Dresden als „eine Reihe kleiner ›Versbilder‹, welche zum Teil nur Variationen über dasselbe Thema sind“ (Briefe aus u. nach Grf. S. 89). Holtei nahm die „Theatralische Korallenschnur“ auch in seine „Gedichte“ [3]) auf, wo sie irrtümlich erst auf 1840 angesetzt ist.

Die „Gedichte“ zeigen, daß Holtei die strenge Form wohl zu beherrschen verstand. Sie bringen 3 Gaselen von 1845 (S. 41ff., 288, 311f.).

---

[1]) Vgl. Alexis Gabriel: „Friedrich v. Heyden mit besonderer Berücksichtigung der Hohenstaufendichtungen“. Breslau 1901. S. 104/5.

[2]) „Briefe aus und nach Grafenort.“ Altona 1841. S. 92ff. Nr. 11 auf S. 100f.

[3]) „Gedichte von Karl v. Holtei“ 5. Aufl. Breslau 1861. S. 325ff. Nr. 11 auf S. 336f.

diesem aus Berlin stammenden Gelehrten und Dichter: „Da erweichte er eines Tages mein vandalisches Herz durch eine schöne innige Gasele.“ Das Gedicht war nicht etwa an Laube gerichtet, obwohl es nach dessen Worten so scheinen möchte. Eine Auswahl der „Gedichte von Wilhelm Wackernagel“ (Basel 1873) enthält außer einer Makame (S. 140 ff.) acht Lieder in der persischen Form (S. 34 ff.), sämtlich mit Überreim, das siebente eine Vierzeile. Das erste, „Ein Ton“, spricht vom Gasel, das der Dichter trotz der Einförmigkeit des Reimes liebt und der höchsten Wirkung für fähig hält. Im vierten, „Treue um Treue“, weist er das Glück von sich; er und das Unglück müssen sich weiter treu bleiben. Auch die anderen Gaselen sind ernst gestimmt. Sie gehören sämtlich der Frühzeit Wackernagels an, den Jahren in Breslau und Berlin, 1826—32, als er noch in Stoff und Form der Romantik folgte.

Ein Romantiker und begeisterter Verehrer Platens war der schlesische Dichter Moritz Graf Strachwitz (1822—47). Seine „Lieder eines Erwachenden“ bringen „Reime aus Süden und Osten“, darunter 6 Gaselen, ein siebentes unter den „Jugenddichtungen“.[1])

Dieses zeitlich erste und das letzte jener sechs haben in den eigentlich reimlosen Versen einen zweiten Reim, allerdings nur diesen, während in den anderen der Überreim herrscht. Sonst hat Strachwitz den bloßen Reim nur in 8 und 4, in jenem wenig rein; in 2 findet sich zweimal die Assonanz an Stelle der erwünschteren Dissonanz.[2]) Gleiche Versanfänge, Anreime (s. o. S. 57), sind häufig. Wie Platen besonders in den Gaselen, so bekämpft auch Strachwitz hier die Philister (in 2 u. 7).[3]) In Form und Inhalt steht: „Ich singe und sage, du hörst es nicht“ dem Platenschen Gasel 11: „Mein Herz ist zerrissen, du liebst mich nicht“ recht nahe. Das Königsbeit hat bei beiden die gleiche Zahl von 10 Silben in jedem Verse; dann aber hat Strachwitz die geraden Verse vom sechsten an um eine Silbe verkürzt, während Platen allen reimlosen eine Silbe mehr gibt. Die Lebensweisheit im „Gasel“ erinnert an das Carpe diem Platens (s. dessen Gasel 109 u. 164). Ebenda steht viermal Platens Lieblings-

---

[1]) „Gedichte“. Gesamtausgabe. Leipzig, Reclam Nr. 1009/10; S. 67 ff. und 76.

[2]) Daher ist die Äußerung Tielos über Strachwitz' Gaselen: „Seine formale Gewandtheit bezüglich der »ablautenden Zeile« hat er allemal vorzüglich bewährt“ einzuschränken. Vgl. A. K. T. Tielo: „Die Dichtung des Grafen Moritz v. Strachwitz“. Berlin 1902, S. 112. (Munckers Forschungen, Heft 20.)

[3]) Tielo a. a. O. S. 136/7 u. 152; 157, Anm. 1.

1846).[1]) Die Wirkung der Dichtung war außerordentlich; das zeigt das oben erwähnte Urteil Holteis. Und die tiefe Wirkung ist wohl berechtigt. Über allen Versen dieses, noch dazu stets kränklichen Nürnberger Dichters liegt eine so reine und unbesiegbare Heiterkeit, daß es nur zu wünschen wäre, sie lebten trotz Bodenstedts Mirza Schaffy noch einmal auf. Richard Wagner wurde in der Zeit der Entstehung des „Rheingoldes" von Daumers „Hafis" aufs stärkste ergriffen. Der Sänger Irans in deutschen Versen war ihm eine ganz neue Entdeckung, und immer wieder spricht er sich in Briefen an seine Freunde begeistert über ihn aus.[2]) „Dieser Perser Hafis ist der größte Dichter, der je gelebt und gedichtet hat" schreibt er am 12. Sept. 1852 an Uhlig[3]) und veranlaßt ihn, sich Daumers Sammlung anzuschaffen. Dieselbe „sehr genießbare deutsche Bearbeitung" schickt er an Röckel.[4]) Auch Johannes Brahms hat, hierin einmal ausnahmsweise mit seinem Gegner übereinstimmend, ihren Zauber empfunden und eine Auslese von Daumers Hafisgedichten in Musik gesetzt,[5]) so das 57. (2. Aufl. S. 34):

„Wie bist du, meine Königin,
Durch sanfte Güte wonnevoll!
Du lächle nur — Lenzdüfte wehn
Durch mein Gemüte wonnevoll!"

Die Gaselform oder verwandte Reimfolgen braucht Daumer mit Vorliebe. Unter 249 hafisischen Gedichten (einschließlich 33 nachträglicher) finden sich 100 Beispiele der regelrechten Form, unter den 254 Gedichten der 2. Aufl. deren 102. Davon haben 28 den Überreim. Hierzu kommen noch 11 persische Vierzeilen.[6]) Die „Zugaben" enthalten unter „Türkisch" 2 Gaselen (8, 9) und eine ähnliche Form (10); zwei unter „Arabisch" (4, 5); ein Gaselenbruchstück (Kitā) nach dem Hebräischen des Hohenliedes (2) und ein Zigeunerlied in den östlichen Reimen (8).

---

[1]) Ein Nachtrag dazu ist: „Hafis. Neue Sammlung". Nürnberg 1852. — Die 2. Aufl. des „Hafis", nach der hier gezählt ist, erschien Hamburg 1856.

[2]) „Das Leben Richard Wagners" in 6 Büchern dargestellt von Karl Fr. Glasenapp. Leipzig 1896. II. Bd. 1. Abt. S. 436.

[3]) „Richard Wagners Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine." Leipzig 1888. S. 220f.

[4]) „Briefe an August Röckel von Richard Wagner." 2. Aufl. Leipzig 1903. S. 12 u. 15. (Briefe vom 12. Sept. 1852 und 8. Juni 1853).

[5]) „Hafis-Daumer" von Veit Valentin in der „Theater-, Kunst- und Literaturzeitung". Czernowitz, Juni 1897, S. 2f.

[6]) In der 2. Aufl. die Nummern: 11, 12, 35, 94, 115, 128, 151, 154, 188, 214, 232.

Das erste feiert in 15 Beits „Charlottenbrunn. Heilquell in Schlesien" und wiederholt wirkungsvoll den Ortsnamen als Überreim; es reimen, schlesischer Aussprache gemäß, i und ü. Das zweite ist „Für den Schauspieler Emil Devrient", das dritte eine Widmung an einen Domherrn, beide als Gelegenheitsgedichte in Gaselform recht gelungen.

Holtei stand der hafisischen Dichtung mit seinem Herzen sehr nahe. Seine „Vierzig Jahre"[1]) setzen über 1848 ein Motto aus Daumers „Hafis". Er erzählt, wie man in Bremen für diese Dichtung schwärmte, wie er selbst sich mit ihr vertraut machte und von ihrem Geiste aufs tiefste ergriffen wurde: „Ich übertreibe nicht, wenn ich versichere, daß Daumers Hafis für mich zu denjenigen Büchern gehört, die ich bezeichnen würde, wenn unbesiegliche Gewalt mich auf ein wüstes Eiland verbannend mir gestatten wollte, etwa zehn Bücher mitzunehmen, durch welche meine Einsamkeit versüßt werden dürfte". Schon 1833 hatte Holtei den Professor Daumer in Nürnberg besucht und ihn „so ernst, sittlich streng, ich möchte sagen: überirdisch" gefunden, daß er noch 15 Jahre nachher dessen hafisische Dichtung sich nur durch die Annahme eines tieferen, mystischen Sinnes erklären konnte. Er scheint nicht gewußt zu haben, daß Daumer indessen mit den Theologen zerfallen war und von ihnen die heftigsten Angriffe erfahren hatte.[2]) In Hafis fand der Nürnberger Dichter einen Geist, der ähnliches erduldet. Daher seine tiefe Neigung zu dem persischen Lyriker und jene begeisterte Vorrede zum „Hafis", in welcher Daumer fast wie in eigener Sache spricht und sich ausdrücklich gegen „geistliche Allegorien" verwahrt.

Georg Friedrich Daumer (1800—1875) war als Student in Erlangen Platens Freund (T. II, 363, 371 u. ö.). Er war kein eigentlich schöpferischer Dichter, besaß aber in hohem Maße die Gabe, das Fremde aufzunehmen und frei aus eigenem Geiste aufs neue zu gestalten. Sein bedeutendstes Werk dieser Art ist „Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern" (Hamburg

---

[1]) Berlin 1850. VIII, 111 f.

[2]) Michael Birkenbihl: „G. F. Daumer. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner westöstlichen Dichtungen". Diss. München 1902 (Gedruckt Aschaffenburg 1905) S. 31 ff.

gegeben; jener hat 8, dieser nur 4 Beits. An Platens Gasel 182 und Vierzeile 140 erinnert Daumers Gaselenbruchstück 131. Orientalische Begriffe sind häufig gebraucht. Alle Lieder aber zeigen einen Hauch hafisischen Geistes. Hafis-Daumer ist wie berauscht von überschäumender Weltfreude; er will jeder Vertröstung auf das Jenseits entsagen und nur das Diesseits genießen (121). Er verwirft alle Mystik (193) und das Gebahren der Eiferer (199, 206 u. ö.):

„Wir preisen unser süßes Herz
Vierzeilig oder im Gasel;
Dem Holden ist der Dichter hold,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl" (225).

Daumers „Hafis" sank schnell in unverdiente Vergessenheit, als 1851 Friedrich Bodenstedt (1819—92) seine „Lieder des Mirza Schaffy" herausgab. Sie haben in mehr als 150 Auflagen und zahlreichen Übersetzungen Verbreitung gefunden.[1]) Es half dazu der Reiz des Fremdartigen und die kluge Mischung von Lehre und Lust, von Lebensernst und Heiterkeit. Freilich mutet diese Lebensweisheit neben Rückerts „Östlichen Rosen", Platens „Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis" oder Daumers „Hafis" recht nüchtern an, aber sie ist damit auch nicht zu vergleichen. Der Tatar Mirza Schaffy, Bodenstedts Sprachlehrer in Tiflis,[2]) war kein Hafis; die Sammlung aber sollte ein Abbild seines Wesens sein:[3]) „Ich zeichnete das Bild Mirza Schaffys, wie es vor meinem geistigen Auge stand und ließ sein Wesen in den Liedern und Sprüchen sich abspiegeln, die ich ihm in den Mund legte, und die zum großen Teil in der Tat unter den Anregungen entstanden waren, welche ich ihm verdankte." In der Hauptsache erschienen diese Lieder zuerst verstreut in Bodenstedts Schilderungen: „Tausend und ein Tag im Orient"[4]) und zeigen daher in Stoff und Form auch manche Beziehung zur persischen Dichtung, besonders zu Hafis.[5]) Von der Gaselform sagt Bodenstedt,[6]) daß er sie „äußerst selten anwandte, und

[1]) Vgl. G. Schenk: „F. Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen". Berlin 1893, S. 246 ff.

[2]) Friedrich Bodenstedt: „Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys." Berlin 1874, S. 192 ff.

[3]) Ebenda, S. 202.

[4]) „Gesammelte Schriften" Bd. I—III. Berlin 1865.

[5]) Über die stofflichen Einflüsse Persiens auf Bodenstedts westöstliche Dichtungen vgl. Remy S. 65 ff. Über die Gaselform: Sigmar Mehring in Nr. 114 der „Didaskalia" 1892.

[6]) „Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys" S. 203 f.

Daumer liebt die Schreibung in gebrochenen Zeilen, schreibt also oft die Zweizeile in 4 Versen, so daß der Gaselreim in V. 2, 4, 8, 12 u. s. w. erscheint: „Werden dann weiter diese Distichen durch Zwischenräume auseinandergehalten, so tritt die befreundete und beliebte Gestalt eines einheimischen, in Strophen abgeteilten Liedes vor Augen“ (Vorrede S. XIX). Zuweilen führt er in den ungradzahligen Versen, die den Reimzeilen vorhergehen, einen zweiten Reim durch.[1]) In 26 ist zweimal an Stelle des Reimes die Assonanz getreten. Anklänge an Goethes Diwan, Rückerts „Östliche Rosen“ und Platens Gaselen finden sich mehrfach, sind aber aus der gemeinsamen Quelle zu erklären. Daumers Vorlage war vorzüglich J. v. Hammers Hafisübersetzung. Irgend eine Strophe, die ihm gefiel, nahm er heraus und dichtete sie um, verband sie mit einer anderen und schuf so ganz neue Lieder, die aber hafisischen Geist atmen. Sie sind meist weit kürzer als die Gedichte im Diwan des Persers, bringen auch nur manchmal dessen Namen.[2]) Unterrichtend über Daumers Behandlung ist ein Vergleich mit wirklichen Übersetzungen, so das schöne Gedicht 72:

„Ob feindselige Winde
Schreckhaft tosen, o gräme dich nicht!
Denn hold werden im Lenze
Lüftlein kosen, o gräme dich nicht! —

Alles kreiset und wechselt,
Auch dein Leiden, es wandelt sich;
Nicht erliege den herben
Schicksalslosen, o gräme dich nicht!“

Es findet sein deutsches Vorbild in Joseph von Hammers Hafis II, 5/7 (= Rosenzweig II, 8/11 und Fr. Bodenstedt „Sänger von Schiras“, Buch V, 10. Gedicht). Dem Gasel 39 entspricht Hammers Hafis II, 7/9 (= Rosenzweig II, 12/13). Einige Strophen Daumers lassen sich mit Platens „Nachbildungen aus dem Diwan des Hafis“ vergleichen. Jedoch sind zweifellose Einwirkungen selten, da ja Daumer nur die 16 Nachbildungen kannte, die in der Ausgabe von 1839 (W) erschienen waren. Hier findet sich (S. 157) im fünften Hafisgedicht die Strophe: „Klagen ob der Nacht der Trennung“ (R 577), die Daumer als Nr. 62 fast wörtlich übernommen hat. Eine andere Strophe aus demselben Gedicht hat er in Nr. 104, aber weit freier, nachgebildet. Platens „Gasele nach Hafis“ (Gasel 129) hat Daumer in 80 wieder-

---

[1]) So in 22, 107, 112, 113, 165, 210.

[2]) Meist am Ende, so 56, 67, 75, 80, 91—93 239 u. a. Mehr am Anfang: 68, 111, 164, 238. „Hafis“ ist Überreim in 199. Denselben Überreim wie 72 hat Rückerts „Gräme dich nicht!“ („Östl. Rosen“.)

Überreimgasel (S. 35) hat die gebrochene Schreibung in vierzeiligen Strophen, die im 1. und 3. Verse stets noch besondere Reime führen. Im letzten Beit wird Hafis genannt. Kreuzreime, die dauernd denselben Reimklang festhalten, finden sich in den Gedichten S. 4, 73, 87 (mit Überreim) und 88. S. 74, von unten nach oben gelesen, ergibt ein formgerechtes Gasel, und zwar, merkwürdig genug, ohne wesentliche Schädigung des Inhalts. Das „Buch der Sprüche" beginnt mit 2 persischen Vierzeilen (S. 49). Ein Rubâî, das vielleicht von Mirza Schaffy selbst herrührt, übersetzt Bodenstedt im „Nachtrag" (S. 209; vgl. S. 214). Einige Übersetzungen in persischen Reimen, die er nicht aufnahm, finden sich noch in „Tausend und ein Tag im Orient";[1]) ebendort (II, 70ff.) sind zwei Gaselen, Übertragungen aus Hafis, zu nennen, die Heinrich Marschner vertont hat. Bodenstedt hat beide im „Sänger von Schiras"[2]) mit einigen Änderungen wiederholt. Hier bringt das II. Buch 14 Gaselen, das III. 60 Rubâîs. Dazu kommen noch als Gaselen in Buch I die Lieder 5, 7, 8, 15 und 21, und aus Buch IV die „Ermahnung zum wahren Glauben". Im V. Buch hat das fünfte Gedicht verschiedene Reimordnungen, aber daneben einen Überreim, der gaselähnlich auftritt. Das zehnte Gedicht, das Trostlied: „Bald nach Kanaan kehrt Joseph, der verlorne, — traure nicht!" hat im 2. und 4. Verse jeder Strophe besondere Reime, jedoch einen Überreim in der Anordnung des Gasels. Das achte Gedicht des V. Buches ist ein regelmäßiges Reimgasel. Die Reimform der persischen Vierzeile braucht Bodenstedt mehrfach in seiner Übersetzung: „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm" (Breslau 1881).

In demselben Jahrzehnt wie Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy" erschien eine Sammlung ganz anderen Geistes, die aber bestimmt war, eine ähnliche außerordentliche Verbreitung zu finden: Die „Palmblätter" des Stuttgarter Predigers Karl Gerok (1815—90). Er war wie Gustav Pfizer und David Fr. Strauß einige Jahre Repetent am Tübinger Seminar. Gustav Schwab, dem aus seinem Verkehr mit Platen das Gasel besonders nahe stand, weckte und förderte die dichterischen Neigungen Geroks. Seit 1857 sind die „Palmblätter" in fünf Hunderttausenden ins Volk gedrungen, mit ihnen ein Gasel, das den ersten Teil, „Heilige Worte", abschließt, eine dichterische Ausführung von Psalm 118, V. 14: „Der Herr ist meine Macht und mein Psalm, und ist mein Heil". Dieses Gedicht Geroks, „Soli Deo Gloria!" ist ein formgerechtes Überreimgasel von 9 Beits:

„Was da schön, besingt es immer: Herr, du bist alleine groß!
Dieser Psalm verklinget nimmer: Herr, du bist alleine groß!"

---

[1]) Bd. I, S. 63; II, 34 u. 99; III, 15 u. 17.

[2]) „Der Sänger v. Schiras." Hafisische Lieder, verdeutscht durch Friedrich Bodenstedt. Berlin 1880.

Schon 1847 war von Löschke ein „Christlicher Diwan. 142 Gaselen zum Preise des Herrn“ erschienen. Doch diese große Zahl ist lange nicht so bedeutsam geworden als jenes eine Gasel Geroks oder das „Gebet“[1]) Geibels (1815—84). Auch dieses hat, besonders durch die Lese- und Erbauungsbücher, eine geradezu volkstümliche Verbreitung erlangt. Es erschien zuerst in Geibels „Juniusliedern“ 1848, ist aber schon im Frühjahr 1845 entstanden, ein auch in der Form meisterhaftes Überreimgasel von 6 Zweizeilen:

„Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir; . . .
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!“

Schon 1839 schuf Geibel in Athen das „Gasel“ (Werke I, 112): „Zur Zeit, wenn der Frühling die Glut der Rosen entfacht in Athen, Wie dämmert so lieblich alsdann die duftige Nacht in Athen!“, ein stimmungsvolles Bild aus dem Leben des Dichters in Hellas. Der westöstlichen Richtung hat er sich mit seinem „Schenkenbuch“ genähert; unter den „Stammbuchblättern“ (Werke II, 117) findet sich ein Reimgasel „Nach Hafis“.

Den Wein von Schiras und Hafis, seinen Sänger, feiert ein Gasel von Johann Gottfried Kinkel[2]) (1815—82). Der Dichter wählte den persischen Reim, weil er für jedes Weinlied die angemessene Form brauchen wollte, so für die südlichen Weine die alkäische Strophe. In einem anderen Überreimgasel preist er den Epikur als den hohen Geist, der die Wahrheit gefunden („Gedichte“, S. 389/90). Er schickte die Verse zusammen mit anderen Liedern an seinen Freund Jakob Burckhardt, der ihm am 19. Sept. 1842 aus Dresden schreibt: „Obenan stelle ich das Gasel von Epikur, es ist so rund und schön und warm“.[3])

Mit Burckhardt und Wilhelm Wackernagel in Basel, mit Bodenstedt und Geibel in München, war als Schüler und Freund der Schweizer Heinrich Leuthold (1827—79) verbunden, auch er für Platen begeistert, in dem er sein unerreichbares Vorbild

[1]) Emanuel Geibels gesammelte Werke in 8 Bänden. Stuttgart 1883. II, 42.

[2]) „Gedichte“ 1843; 5. Aufl. Stuttgart u. Augsburg 1857. S. 461 f.

[3]) „Deutsche Revue“ 24. Jahrg. 1899, I, 80 f. „Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel.“ Ungedruckte Briefe, hrsg. v. Rudolf Meyer-Krämer.

Überreimgasel (S. 35) hat die gebrochene Schreibung in vierzeiligen Strophen, die im 1. und 3. Verse stets noch besondere Reime führen. Im letzten Beit wird Hafis genannt. Kreuzreime, die dauernd denselben Reimklang festhalten, finden sich in den Gedichten S. 4, 73, 87 (mit Überreim) und 88. S. 74, von unten nach oben gelesen, ergibt ein formgerechtes Gasel, und zwar, merkwürdig genug, ohne wesentliche Schädigung des Inhalts. Das „Buch der Sprüche" beginnt mit 2 persischen Vierzeilen (S. 49). Ein Rubâî, das vielleicht von Mirza Schaffy selbst herrührt, übersetzt Bodenstedt im „Nachtrag" (S. 209; vgl. S. 214). Einige Übersetzungen in persischen Reimen, die er nicht aufnahm, finden sich noch in „Tausend und ein Tag im Orient";[1]) ebendort (II, 70ff.) sind zwei Gaselen, Übertragungen aus Hafis, zu nennen, die Heinrich Marschner vertont hat. Bodenstedt hat beide im „Sänger von Schiras"[2]) mit einigen Änderungen wiederholt. Hier bringt das II. Buch 14 Gaselen, das III. 60 Rubâîs. Dazu kommen noch als Gaselen in Buch I die Lieder 5, 7, 8, 15 und 21, und aus Buch IV die „Ermahnung zum wahren Glauben". Im V. Buch hat das fünfte Gedicht verschiedene Reimordnungen, aber daneben einen Überreim, der gaselähnlich auftritt. Das zehnte Gedicht, das Trostlied: „Bald nach Kanaan kehrt Joseph, der verlorne, — traure nicht!" hat im 2. und 4. Verse jeder Strophe besondere Reime, jedoch einen Überreim in der Anordnung des Gasels. Das achte Gedicht des V. Buches ist ein regelmäßiges Reimgasel. Die Reimform der persischen Vierzeile braucht Bodenstedt mehrfach in seiner Übersetzung: „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm" (Breslau 1881).

In demselben Jahrzehnt wie Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy" erschien eine Sammlung ganz anderen Geistes, die aber bestimmt war, eine ähnliche außerordentliche Verbreitung zu finden: Die „Palmblätter" des Stuttgarter Predigers Karl Gerok (1815—90). Er war wie Gustav Pfizer und David Fr. Strauß einige Jahre Repetent am Tübinger Seminar. Gustav Schwab, dem aus seinem Verkehr mit Platen das Gasel besonders nahe stand, weckte und förderte die dichterischen Neigungen Geroks. Seit 1857 sind die „Palmblätter" in fünf Hunderttausenden ins Volk gedrungen, mit ihnen ein Gasel, das den ersten Teil, „Heilige Worte", abschließt, eine dichterische Ausführung von Psalm 118, V. 14: „Der Herr ist meine Macht und mein Psalm, und ist mein Heil". Dieses Gedicht Geroks, „Soli Deo Gloria!" ist ein formgerechtes Überreimgasel von 9 Beits:

„Was da schön, besingt es immer: Herr, du bist alleine groß!
Dieser Psalm verklinget nimmer: Herr, du bist alleine groß!"

---

[1]) Bd. I, S. 63; II, 34 u. 99; III, 15 u. 17.

[2]) „Der Sänger v. Schiras." Hafisische Lieder, verdeutscht durch Friedrich Bodenstedt. Berlin 1880.

Schon 1847 war von Löschke ein „Christlicher Diwan. 142 Gaselen zum Preise des Herrn“ erschienen. Doch diese große Zahl ist lange nicht so bedeutsam geworden als jenes eine Gasel Geroks oder das „Gebet“[1]) Geibels (1815—84). Auch dieses hat, besonders durch die Lese- und Erbauungsbücher, eine geradezu volkstümliche Verbreitung erlangt. Es erschien zuerst in Geibels „Juniusliedern“ 1848, ist aber schon im Frühjahr 1845 entstanden, ein auch in der Form meisterhaftes Überreimgasel von 6 Zweizeilen:

„Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir; ...
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!“

Schon 1839 schuf Geibel in Athen das „Gasel“ (Werke I, 112): „Zur Zeit, wenn der Frühling die Glut der Rosen entfacht in Athen, Wie dämmert so lieblich alsdann die duftige Nacht in Athen!“, ein stimmungsvolles Bild aus dem Leben des Dichters in Hellas. Der westöstlichen Richtung hat er sich mit seinem „Schenkenbuch“ genähert; unter den „Stammbuchblättern“ (Werke II, 117) findet sich ein Reimgasel „Nach Hafis“.

Den Wein von Schiras und Hafis, seinen Sänger, feiert ein Gasel von Johann Gottfried Kinkel[2]) (1815—82). Der Dichter wählte den persischen Reim, weil er für jedes Weinlied die angemessene Form brauchen wollte, so für die südlichen Weine die alkäische Strophe. In einem anderen Überreimgasel preist er den Epikur als den hohen Geist, der die Wahrheit gefunden („Gedichte“, S. 389/90). Er schickte die Verse zusammen mit anderen Liedern an seinen Freund Jakob Burckhardt, der ihm am 19. Sept. 1842 aus Dresden schreibt: „Obenan stelle ich das Gasel von Epikur, es ist so rund und schön und warm“.[3])

Mit Burckhardt und Wilhelm Wackernagel in Basel, mit Bodenstedt und Geibel in München, war als Schüler und Freund der Schweizer Heinrich Leuthold (1827—79) verbunden, auch er für Platen begeistert, in dem er sein unerreichbares Vorbild

[1]) Emanuel Geibels gesammelte Werke in 8 Bänden. Stuttgart 1883. II, 42.

[2]) „Gedichte“ 1843; 5. Aufl. Stuttgart u. Augsburg 1857. S. 461 f.

[3]) „Deutsche Revue“ 24. Jahrg. 1899, I, 80 f. „Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel.“ Ungedruckte Briefe, hrsg. v. Rudolf Meyer-Krämer.

sah.[1]) So schließt er eines seiner frühesten Gaselen: „Ich weiß nicht, ob ein Keim dereinst In meiner Brust geraten wird"[2]) mit den Versen:

„Der Schönheit geb' ich ganz mich hin,
Doch weiß ich freilich, daß aus mir
Ein Goethe nimmer an Gehalt
Und auch an Form kein Platen wird."

Leutholds „Gedichte", die zuerst in seinem Todesjahr gesammelt erschienen,[3]) bringen 36 Lieder in der östlichen Reimfolge. Die „schlanken, schmucken Gaselen" waren seine Lieblingsform. Darum besang er in ihnen so gern die Geliebte, eine Emma Brenner in Basel, die ihm auf ein Gaseloid: „Unschuld und Reinheit liegt wie Tau In deinen seelenvollen Zügen", antwortet: „O, diese Refrains, sie machen mich ganz verrückt, so liebe ich sie!"[4]), und vor allem Karoline Trafford, die so lange des Dichters Unglück mit ertrug. Die Gaselen aber, die meist in den Jahren 1854/5 entstanden, sind noch voll von heiterer Lebenslust und singen von Wein und Liebe in ganz hafisischen Tönen.

Den persischen Sänger und seine beliebte Form preist das vierte Gasel. Orientalisches findet sich mehrfach (3, 4, 5, 15, 20, 35), während die Antike, die sonst bei dem Schweizer Dichter in Form und Stoff mächtig ist, hier mehr zurücktritt (13, 18, 34, 35). Leutholds Leidenschaftlichkeit, seine stark ausgeprägte Eigenart, leuchtet aus vielen Gaselen hervor, die oft wie Selbstschilderungen erscheinen, so 6, 10, 21, 24—33 und 36. Fast die Hälfte dieser Gedichte braucht schon im ersten Beit die Ich-Form. Eines davon (28): „Ich habe manche Nacht durchwacht, Der süßen Ruhe pflag ich auch" ist eine bewußte Anlehnung an Platens verwandtes Gasel (177): „Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch". Leuthold schreibt hier, wie in zehn anderen Gaselen seiner „Gedichte", das Beit in vierzeiligen Strophen.

Wie Platen setzt er sich mit dem Stolz des Dichters über böse Nachrede hinweg (31), und wie aus dessen Munde klingt 3[illegible] „Was unerreichbar ich gewußt, das lockte stets zumeist mi[illegible] an." Eine wörtliche Entlehnung aus Platens G[illegible]el 162 ist „

---

[1]) Vgl. Walter Bormann: „Heinrich Leuthold [illegible]er dichte[illegible] Formbegriff". Beilage 198 zur Allgem. Zeitung 1892[illegible], S. 4.

[2]) Mitgeteilt bei Adolf Wilhelm Ernst: „He[illegible]uthol[illegible] Dichterporträt." Hamburg 1891, S. 113.

[3]) „Gedichte" von Heinrich Leuthold. 4. A[illegible] S. 125—152.

[4]) Adolf Wilhelm Ernst a. a. O. S. 15 und 19/20.

Wein des Morgenrots" in 15. Gegen die Philister wenden sich eine Anzahl Gaselen (5, 6, 13, 24, 30, 32); damit ist Leuthold der Überlieferung dieser Form treu geblieben, denn seit dem Kampfe des Hafis gegen die geistlichen Eiferer, die ihm seinen lockeren Lebenswandel vorwarfen, hat das Gasel oft solchen Zwecken gedient. Der östliche „Schenke", den Goethe, Platen, Rückert, Geibel u. a. besingen, tritt hier in 17 auf, in 15 „die liebliche Schenkin".

Wie hoch Leuthold die Gaselform schätzte, hat er dadurch gezeigt, daß er seine tiefsten Empfindungen in sie ergoß:

„Am meisten lieb' ich ein Gasel,
Ein morgenländisch rein Gasel" (4),

und in 5 schließt er:

„Zur Gottheit ward die Schönheit mir,
Und mein Gebet wird zum Gasel."

Den Tod eines lieben Angehörigen [1]) beklagt er in einer Kasside „Nach dem Arabischen" (14). Jedoch liegt hier keine Übersetzung vor, sondern eine dichterische Verarbeitung arabischer Stoffe, vermutlich einer Übersetzung entnommen [2]) (so auch in dem Gedicht S. 342). Seiner Liebe zur Kunst hat der Dichter das 9. Gasel gewidmet, das Ferdinand Avenarius in die „Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850" aufnahm.[3]) Naturschilderung ist in Leutholds Gaselen selten. Selbst die vier Gedichte „Am Genfersee" (16—19) singen mehr von dem „Gedächtnis hoher Ahnen", die diesen See geschaut,[4]) als von der Pracht der Natur: Goethe und Matthisson, Byron, Voltaire und Rousseau werden gefeiert. So tief hatte sich dem Dichter das Gedächtnis seiner Lieblingsform eingeprägt, daß er noch in Burghölzli bei Zürich, wo er in geistiger Umnachtung lebte, sich eines seiner lieblichsten Gaselen (1) erinnerte und es, wie im Bewußtsein seines Elends, vor sich hinsang [5]):

---

[1]) Die Tatsachen, die der Kasside zugrunde liegen, die Ermordung von Leutholds Stiefbruder Gotthilf Stössel in München, erzählt Adolf Wilhelm Ernst a. a. O. S. 51 f.

[2]) Leuthold war des Arabischen nicht mächtig. Daher darf man zu seinen berühmten Übersetzungen nicht solche aus dem Arabischen rechnen, wie Adolf Wilhelm Ernst tut (a. a. O. S. 156 f. und ders. in „Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt". Hamburg 1897. S. 2).

[3]) 2. Aufl. 1884. S. 219.

[4]) Vgl. Graf Schack: „Pandora" 1890. S. 215 ff. „Der Genfer See".

[5]) Adolf Wilhelm Ernst a. a. O. S. 98.

„Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin;
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin. —
Bring' meinen Tränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin! —
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin."

Leuthold braucht hier, wie in fast allen Gaselen, den Überreim. Nur sieben sind ohne diesen.[1]) Persische Vierzeilen sind 20, 22, 25. Ein gaselähnliches Trinklied trug der Dichter vor, als Jakob Bächtold, sein Landsmann, ihn 1869 in München besuchte.[2]) Die Gaselen des Schweizers gehören zu dem Schönsten, was die deutsche Lyrik in diesen Formen besitzt.

In Leutholds Todesjahr starb auch sein älterer Freund, der Deutschfranzose Friedrich Nessler (1806—79), Professor der deutschen Sprache und Literatur in Lausanne. Aus einer Dichtung Leutholds, „Metrische Gymnastik" („Gedichte"[4], S. 184) geht hervor, daß auch er ein Meister der östlichen Form war:

„Du bist ein Feind von ordinären Reimen
Und magst so gern mit dem Sonette spielen,
Mit dem Gasel und Triolette spielen."

Wichtiger aber ist, daß auch Gottfried Keller (1819—1890) die östliche Reimform gebraucht hat. Im „Buch der Natur" findet sich ein „Gasel",[3]) das Natur und Menschenseele gegenüberstellt, in V. 1—4 noch innerhalb der Zweizeilen, dann aber durch Gegenüberstellung des 3. und 4. Beits selbst. Das Gedicht hat Doppelreime von unverkennbar oberdeutscher Färbung (zieh'n : dahin). Keller hat seiner Verehrung für Platen im „Apotheker von Chamounix"[4]) Ausdruck gegeben. Wie hier, so finden sich auch an anderen Stellen seiner Werke literarische Urteile: Die „Trinklaube" beginnt mit 10 Gaselen;[5]) deren erstes ist eine Klage über das Los der Epigonen in der Dichtung. Das Satirische tritt in den Gaselen 1, 2, 9 und 10 hervor; die

---

[1]) Die Gaselen 5, 14, 17, 18, 31, 34 u. die Vierzeile 25.

[2]) Adolf Wilhelm Ernst a. a. O. S. 73 f.

[3]) Gottfried Kellers Gesammelte Werke, 9. Bd. Stuttgart u. Berlin. 1902. Cottasche Nachf. (Gesammelte Gedichte, I. Bd. 15. Aufl. S. 61).

[4]) II. Teil, 4. Gesang. Vgl. Platens Gasel 216.

[5]) G. Kellers Ges. Werke 10. Bd. 1903. (Ges. Gedichte II. Bd. 16. Aufl. S. 11—14).

beiden letzten nähern sich dem Liebeslied, dem die Gaselen 3—7 angehören. Auch 8 ist an die Geliebte gerichtet, eine Lebensregel in der Form der persischen Vierzeile. Außer dem Scherzgasel vom alten Hut (10) ist besonders 4, ein sinniges Loblied der Schönheit, zu rühmen:

„Wenn schlanke Lilien wandelten, vom Weste leis geschwungen,
Wär' doch ein Gang wie deiner ist, nicht gleicherweis' gelungen! ..
Und nach dem Takt, in dem du gehst, dem leichten, reizenden,
Hab' ich im Nachschau'n wiegend mich dies Liedlein leis gesungen".

Solch liebevolle Verherrlichung des schönen Ganges mahnt an die persische Lyrik. Auch sonst hat Keller eine leichte orientalische Färbung seiner Gaselen erstrebt. So ist in 3 der schöne Wuchs „Gleich einer Palme aus den Morgenlanden"; vgl. ferner 6, V. 1 und besonders 7, V. 3: „So reihen wir uns perlenhaft an einer Lebensschnur." Daß der Schweizer Dichter dem persischen Anakreon nicht ganz fern stand, geht aus einem anderen Gedicht der „Trinklaube" (a. a. O. S. 34/35) hervor: „Der falsche Hafisjünger". Hier wird der verspottet, welcher, ein nüchterner Geist, sich für Hafis und hafisische Gesänge zu begeistern bemüht.

Hinsichtlich der Form sind Gottfried Kellers Gaselen bemerkenswert wegen des völligen Mangels des Überreimes. Der Dichter mochte diesen für undeutsch halten und wählte lieber den Doppelreim, so in dem „Gasel" des „Buchs der Natur" und in 4—9. In 6 setzt die erste der beiden Reimreihen in V. 4 einmal aus, um in V. 6 und 8 wiederzuerscheinen. Am meisten nähert sich 7 dem Überreimgasel, nur daß hier der Überreim nicht hinter, sondern vor dem Reime steht (Rose zart: Rose wahrt u. s. f.), eine Stellung, die sich schon bei Rückert findet (F. A. 5, 234). Derselben Erscheinung kommt 4 sehr nahe. Einige Gaselen (2, 3, 5, 7, 9, 10) haben noch einen besonderen Reim in den sonst reimlosen Versen. Auf den Klangunterschied zwischen den eigentlichen Gaselreimen und den Ausgängen der anderen Verse, die Dissonanz oder „ablautende Zeile", hat Keller stets aufs strengste geachtet. Die Trennung der Beits ist meist scharf ausgeprägt, schwächer nur in 1 zwischen der 5. und 6. und in 10 zwischen der 4. und 5. Zweizeile. Auch Versmaß und Silbenzahl bleiben innerhalb desselben Gasels unverändert. Geringe Abweichungen finden sich nur in 2, wo die Verse metrisch ungleich sind und V. 8 um eine Silbe verkürzt ist, und in 6, V. 1. In den Gaselen 8 und 10 sind die ungradzahligen Verse vom dritten an um eine Silbe länger als die anderen.

Mit Stoffen aus aller Herren Ländern spielt der Deutschamerikaner Karl Knortz. Seine „Humoristischen Gedichte"[1])

[1]) Baltimore 1877; 2. Aufl. Glarus 1889, S. 30.

enthalten ein Überreimgasel, ein unbedeutendes Liebeslied, und (S. 27) ein Gaselenbruchstück: „Meineide". Seine „Lieder aus der Fremde"[1]) bringen im II. Buch als „Fremdes und Eigenes" drei Lebensregeln „Aus dem Orient", die dritte ein Reimgasel von 16 Beits mit unreinen Reimen; V. 3 und 5 haben fälschlich Assonanz mit den reimenden Zeilen. Knortz warnt hier vor der Ehe und dem Borgen. Dieselbe Lehre wiederholt er in einem kürzeren Gedicht als „Orientalische Lebensregel". Etwas weniger nüchtern ist das Reimgasel „Frühling".[2]) Hier zeigen die Verse 1, 6 und 8 einen zweiten Reimklang vor dem eigentlichen Reim. Die Zweizeilen, die Knortz auch sonst als Strophenform liebt,[3]) sind nur in der eben erwähnten „Lebensregel" nicht immer scharf geschieden. Knortz ist als Dichter nicht hervorragend, bedeutender als Übersetzer, besonders des Longfellow. Leuthold aber hat auf beiden Gebieten Unvergängliches geleistet. Er gehörte in München zu dem Dichterbunde „Krokodil", der mehrere Gaselendichter zu den Seinigen zählte, so neben Leuthold, Geibel und Bodenstedt auch Schack, Lingg und Braun.

Graf Adolf Friedrich von Schack (1815—94) war von früher Jugend auf ein Freund der orientalischen Dichtung und ein Bewunderer Platens.[4]) Er hat sich als Forscher und Dichter mit dem Orient beschäftigt.[5]) Aber einer Einführung orientalischer Formen in die deutsche Verskunst hat er nie das Wort geredet, im Gegenteil. Ihm scheint die „Mannigfaltigkeit der Reime, wie sie in den meisten anderen Strophenbildungen vorkommt, solcher Durchführung eines einzigen Reimes weit vorzuziehen

---

[1]) Freie Übersetzungen. Glarus 1887. S. 54f.

[2]) „Lieder aus der Fremde". Glarus 1887. S. 69.

[3]) Vgl. „Gedichte" v. Karl Knortz. Leipzig, Reclam Nr. 578. S. 28 und 38.

[4]) Graf Schack: „Ein halbes Jahrhundert". Stuttgart u. Leipzig 1888. I, 24—27. — Vgl. oben S. 36.

[5]) Einiges darüber bei Remy S. 74ff. — Erich Walter: „Graf Schack als Übersetzer" Leipzig 1907 (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, 9. Bd.). — Hier sei auch das Urteil von Paul Horn erwähnt: „Ein um die Einführung persischer Poesie so hochverdienter Mann wie der Graf Schack". („Kultur der Gegenwart" I, 7: „Die orientalischen Literaturen". Berlin und Leipzig 1906, S. 266.)

zu sein".[1]) Er betont, daß eine fremde Dichtform bei uns durchaus nicht dieselbe Wirkung hervorbringen könne, wie bei dem Volke, wo sie heimisch ist,[2]) und daß jedem Volk seine besonderen Formen eigen und angemessen seien.[3]) Immer war er der Überzeugung, „daß es durchaus eine Verirrung sei, wenn man die Formen der arabischen, persischen oder gar indischen Poesie nachahmen wolle" und einen leidenschaftlichen Freund des Orients, den Dichter Adolf Dörr (1816—68) aus Darmstadt, dessen er sich annahm, veranlaßte er zu dem Versprechen: „sich zwar von dem Geist der Dichter der Sonnenaufgangsländer durchdringen zu lassen, aber keine Versuche in der Gaselen-, Makamen- und Kassidenform zu machen".[4])

So zeigen denn Schacks „Gedichte"[5]) nur ein einziges Beispiel der östlichen Form, ein Reimgasel „Orientalisch", das zur Abschwächung des Fremdartigen die 5 Zweizeilen in vierzeiligen Strophen schreibt. Das Gasel ist ein Ausdruck der Sehnsucht eines Liebenden im Orient, der vom Rande der Wüste seine Seufzer nach den oberen Euphratländern sendet.

Bei seinen orientalischen Arbeiten hat Schack die Formen des Orients zuweilen in Übersetzungen gebraucht. Die „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" (2. Aufl. Stuttgart 1877) zeigt den Spruch des alten Amr in Gestalt eines Rubâî (I, 4) und ein Gasel des Al Motamid, des Dichterkönigs von Sevilla (I, 258). Gaseloide und Erweiterungen der Form, so das Zadschal und Muwaschschaha, sind mehrfach zu finden.[6]) Wie Bodenstedt, so hat auch Schack die „Strophen des Omar Chijam" übersetzt (Stuttgart 1878).

Von den 336 Sprüchen zeigen 47 die Form der persischen Vierzeile; 10 davon haben einen Überreim von 1—5 Worten.[7]) In Nr. 138 fehlt der Reim in V. 4, und nur der Überreim hält die Form aufrecht; auch 174 ist ungenau. Aber es war dem Dichter eben gar nicht um die persische Reim-

---

[1]) Pandora, S. 349.

[2]) Pandora S. 23 f.

[3]) Vgl. das Dankgedicht an den Sultan in Schacks „Ges. Werken" 3. Aufl. Stuttgart 1897, X, 106.

[4]) Graf Schack: „Mosaik". Stuttgart 1891. S. 51.

[5]) Gesammelte Werke in 6 Bänden. Stuttgart 1883. I, 281.

[6]) Vgl. I, 124, 133 f. II, 52 ff. 118 ff.

[7]) Es sind die Vierzeilen: 19, 34, 92, 105, 138, 163, 174, 177, 244, 307. In zwei Strophen, 203 und 282, geht derselbe Reim durch alle 4 Verse.

ordnung zu tun, sondern er brauchte sie nur, wenn sie fast von selbst sich darbot.

Dagegen war Hermann Lingg (1820—1905) ein Freund auch der östlichen Formen. In den Stanzen, die er „Dem Andenken Platens“ weihte, sagt er:

„Kein Fremdling ist sein Geist mehr; deinen Klängen,
Gasel, hat unser Ohr sich zugewandt.“ [1])

Er hat selbst in östlichen Reimen gedichtet; so brachten die „Schlußsteine. Neue Gedichte von Hermann Lingg“ (1878) die fünf Abendsterngaselen,[2]) die an Lieblichkeit Leutholds Lieder erreichen. Der Dichter spielt mit den Reimen:

„Von dem Flammenmeer umgeben,
Das die Abendgluten weben,
Stern der Liebe, scheinst du doch! ..
Wolken seh' ich sich erheben,
Durch die dunkeln scheinst du doch! ..
Aber insgeheim zu beben,
Stern der Liebe, scheinst du doch!“

Hier findet sich neben dem Gaselreim in den eigentlich reimlosen Zeilen die Assonanz auf ie („Liebe“) mit Kehrreim; nur einmal ist diese durch „dunkeln“ unterbrochen, aber mit der vortrefflichsten Wirkung. Das zweite Gasel, das noch um einen Vers über das dritte Beit hinausgeht, hat den Überreim, daneben einen zweiten Reim in den Versen 3, 5 und 7. Ebenso sind die vier Zweizeilen von 4 gebaut. 5 ist ein Stichwortgasel, beseitigt aber die Einförmigkeit der mehrfachen Wortwiederholung durch eine Reimreihe in den ungeraden Versen von 3 an. Nur das dritte Gedicht: „Sitzt ein Vöglein unter meinem Dach, es singt“, ist ein einfaches Überreimgasel.

Bodenstedt, durch seine westöstlichen Lieder berühmt geworden, konnte nicht besser als durch ein Gasel gefeiert werden. Die beiden Glieder seines Namens gaben den Klang für zwei Reimreihen an, die Otto Braun,[3]) der langjährige Leiter der Augsburger (Münchener) Allgemeinen Zeitung, als Doppelreime in dem Gasel „An Friedrich Bodenstedt“ verwendet: „Verzage nicht, wenn sich die Welt um Götzen und Pagoden dreht.“ Das letzte Beit nennt den Namen selbst:

„Du aber, Freund, verzage nicht, sei stolz auf deinen innern Wert:
Die Höh' erklimmt nur, wer, wie du, auf festem Grund und Boden steht.“

---

[1]) „Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg“, hrsg. v. Paul Heyse. Stuttgart u. Berlin 1905. S. 104.

[2]) In den „Ausgewählten Ged.“ S. 91/3.

[3]) „Aus allerlei Tonarten“. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. Stuttgart 1893. S. 100.

Der Münchener Franz von Kobell (1803—82) war kein Mitglied des Dichterbundes „Krokodill“, sondern der Gesellschaft „Zwanglosia“, zu der Geibel und Dingelstedt, als Gast auch Peter Cornelius gehörte. Wie Holtei hat Kobell neben der mundartlichen auch die hochdeutsche Dichtung gepflegt, und beide Dichter haben sich sogar im Gasel versucht. Kobell läßt auch sonst den Einfluß Platens und Rückerts erkennen.[1] Zwar verspottet er 1850 dessen Makamenkünste in einer längeren, handschriftlich erhaltenen, Parodie: „Selda und Pupa Said“, aber er selbst wird schon 1868 in der „Allgem. Zeitung“[2] durch seine Lautmalerei zum „altbajuwarischen Hariri“. Seine „Gedichte“[3] enthalten ein Gaseloid und ein Gasel.

Jedes der beiden hat in jedem Verse 10 Silben. Das erste wird aus 4 Beits und einem Verse gebildet und ist eine Art Stichwortgasel. Zwar haben V. 1 und 2 den Reim, dazu den Überreim: „die schönsten nur bei dir.“ V. 4, 6 und 8 aber schließen ohne Reim mit dem bloßen: „nur bei dir“. Die Verse 3, 5, 7 und 9 sind unter sich gereimt. Das andere Gedicht, ein Reimgasel von 8 Zweizeilen, will lehren, daß die Schönheiten der Welt oft nur auf Selbsttäuschung beruhen. Die Bilder, die dazu verwertet sind, zeigen den Mineralogen Kobell. V. 5 hat Assonanz mit den beiden umgebenden Reimversen.

Auch Martin Greif, der Meister des schlichten Liedes, hat Reim und Überreim der persischen Vierzeile gebraucht, die er jedoch „Gasel“ nennt.[4] V. 1 und 4 sind noch durch einen besonderen Reim verbunden:

„So oft mir jetzt noch Lieder gehen auf,
Scheint sie Erinn'rung mir zu wehen auf,
Sowie in sonn'gem Herbste manches Mal
Des Frühlings Blumen wieder stehen auf.“

Eine Sammlung Gedichte „Aus der Jugendzeit“ ließ der Münchener Ernst von Destouches erscheinen (München 1866). Sie bringt als „Fremde Formen“ ein Gasel und 4 persische Vierzeilen (S. 183/5), die dritte derselben mit einer Assonanz

---

[1] Aloys Dreyer: „Franz v. Kobell. Sein Leben und seine Dichtungen“. München 1904. (Oberbayerisches Archiv f. vaterländ. Geschichte. 52. Bd. I. Heft). S. 27; S. 32, Anm. 1; S. 58.

[2] Nr. 129, Beilage. Vgl. Aloys Dreyer, a. a. O. S. 51.

[3] „Gedichte (hochdeutsche)“ von Franz v. Kobell. München 1852. S. 154 f.

[4] „Gedichte“ von Martin Greif. 4. Aufl. Stuttgart 1886, S. 394 (Cottasche Buchhandlung).

in V. 3. Das „Lob Gottes“, 10 Beits mit dem Überreim „Groß ist der Herr“, ist in der Form unzulänglich. Rhythmus und Silbenzahl wechseln. Die Schwäche der dichterischen Begabung wird hier durch die Begeisterung des Frommen ergänzt, tritt aber in den Vierzeilen, die irdische Liebe besingen wollen, umso schärfer hervor. Dagegen ist die Form in ihnen besser gewahrt.

Eine ganze Sammlung östlicher Reime gab der Münchener Anton Graf 1883 als „Gaselenkranz“ heraus. Eine Frau, die Tirolerin Angelika von Hörmann, bot geistvolle und formgewandte Gaselen dar.[1] Melchior Grohe aus Mannheim ließ 1891 „Gaselen und Glossen“ erscheinen.

Ein begabter Dichter und Meister der Form war der frühverstorbene Hannoveraner Karl von Arnswaldt (1869—97). Er studierte in Göttingen, der Heimat des Gaselendichters Albert Möser.[2] Ebendort erschienen 1895 die „Schmetterlinge“, in denen Arnswaldt und Albrecht Mendelssohn Bartholdy ihre Dichtungen vereinten. Beide geben darin meisterhafte Proben der verschiedensten Formen, so auch des Gasels. In demselben Jahr brachte der „Göttinger Musenalmanach für 1896“ (S. 51) ein vorzügliches Scherzgasel von Arnswaldt: „Aus der Studentenzeit“, das sich, wie so manche Gaselen Platens und Leutholds, gegen die Philister wendet, bei aller Schärfe mit heitrer Laune. Es hat mit Recht seinen Platz auch in der letzten Sammlung „Gedichte von Karl von Arnswaldt“ gefunden.[3]

Auch Detlev von Liliencron hat einmal die Form des Hafis gewählt und die Verwunderung seiner Leser vorausnehmend überschreibt er das Gedicht: „Wie? Ein Gasel?“[4] Die Siziliane, die er gern gebraucht — „Bunte Beute“ enthält allein „Ein halb Schock Sizilianen“ (S. 115 ff.) — mag ihm die Gaselform nahe gebracht haben. Es ist ein Reimgasel von 10 Zweizeilen, formvollendet, ein Lied an sein Haus:

---

[1] „Neue Gedichte“ Leipzig 1893. Vgl. Alfred Biese: „Lyrische Dichtung u. neuere deutsche Lyriker.“ Berlin 1896. S. 214.

[2] „Gedichte“ 1864. „Nacht und Sterne“ 1872.

[3] Göttingen 1896. S. 149.

[4] „Bunte Beute“, Berlin u. Leipzig, 1903. S. 176.

„Mein Haus, umschnürt mit Efeuranken,
Wo sich im Herbst die Spatzen zanken.
Mein Haus, wo ich geboren bin,
Vor dem zwei Silberpappeln schwanken."

Dagegen rät Albert Matthäi [1]) in einem scherzhaften Überreimgasel von 1903, „Warnung", seinem Vetter entschieden vom Gaselendichten ab, verhehlt aber nicht, daß er in seiner Jugend selbst sich in diesen Reimen versucht und seine Liebe darin besungen habe:
„Und die schönste hieß Suleika, die ich überschwänglich pries", also noch hier ein Klang aus Goethes „Westöstlichem Diwan", die Liebe Hatems zu Suleika.

Der Name einer Traumgestalt Rustans in Grillparzers „Der Traum ein Leben" ist die Überschrift zweier Gaselen des Wieners Hugo von Hofmannsthal: „Gülnare". [2]) Beide Gedichte und schon vorher das Gasel „Für mich" erschienen unter dem Dichternamen Loris im November und Dezember 1890 zu Wien in den Heften „An der schönen blauen Donau". [3]) Sie gehören zu Hofmannsthals ersten Dichtungen.

Nur „Gülnare", I, hat den Überreim und fällt durch das Fehlen eines Trochäus im ersten Verse auf. Sonst haben in diesem Gasel die ungeradzahligen Verse vom dritten an eine Silbe mehr als die anderen, während „Für mich" sie ebensoviel hinter den Reimversen zurückstehen läßt. Alle Reime sind weiblich, dem Stimmungsgehalt dieser Gaselen angemessen. Zwar steht „Für mich" der Gedankenlyrik näher und schildert die Welt, wie der Dichter sie schaut. Ihm wissen Natur und Sprache mehr zu sagen als dem gewöhnlichen Menschen. Mitten in der Welt des Alltags kann er sich in einem Zauberreiche glauben. Der Traum gilt ihm mehr als das Leben. Daher: Gülnare, die beiden anderen Gaselen.

Hier ist alles Stimmung; unübertrefflich ist ein Schweben zwischen Traum und Wirklichkeit gezeichnet. Der trauliche

---

[1]) „Gedichte", Stuttgart u. Berlin 1904. S. 215 f.

[2]) Dieselbe türkische, nicht persische, Form des Namens findet sich in Paul Heyses Lustspiel: „Der Bucklige von Schiras" (1898).

[3]) Die Kenntnis dieser drei Gaselen verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing in München. Vgl. desselben: „Hugo von Hofmannsthal". Eine literarische Studie. Leipzig 1905 (Breslauer Beiträge z. Lit.-Gesch. Hrsg. v. Koch u. Sarrazin, III, 16 f. 25 u. 83).

in V. 3. j[illegible]
ist der [illegible]
Silbenza[illegible]
wird hi[illegible]
aber in [illegible]
umso s[illegible]
gewahrt.

E[illegible]
Anton [illegible]
Tiroler[illegible]
wandte[illegible]
1891 [illegible]

E[illegible]
versto[illegible]
Er st[illegible]
Albert[illegible]
in d[illegible]
ihre
Prob[illegible]
dems[illegible]
(S. 51[illegible]
Stud[illegible]
holds[illegible]
Lau[illegible]
Sam[illegible]

Hafi[illegible]
neh[illegible]
Die[illegible]
alle[illegible]
Gas[illegible]
1

Ausgehend von Äußerungen Platens über das Gasel[1]) sucht Welcker den Reiz dieser Form ästhetisch zu erklären und ihre Naturwüchsigkeit zu beweisen. In der allereinfachsten Musik und in den Anfängen der zeichnerischen Verzierung erkennt er dem Bau des Gasels ganz entsprechende Züge. Solche Ähnlichkeiten nun sind naheliegend und unbestreitbar; schon Ursprung und Geschichte des Gasels bürgen für ihre Richtigkeit. Ist es doch aus der Kasside erwachsen, die bei einem Naturvolk entstand und bis heute bei ihm geübt wird, allerdings unter peinlichster Beobachtung der künstlichsten Metrik.[2]) Daher kann für Welckers Absicht nur die Reimfolge in Betracht kommen, und diese findet er nun in einigen Stücken der deutschen Volksdichtung, besonders im Schnaderhüpfel, wieder.

Aber schon Minor (S. 505) hat auf den tiefgreifenden Unterschied hingewiesen, den der Rhythmus zwischen der deutschen und der persischen Vierzeile bildet. Die Übereinstimmung in der Reimfolge a a x a wird von Welcker (S. 344 ff.) durch Beispiele aus Sammlungen deutscher Volksdichtung belegt. Doch will es in dem uferlosen Meer solcher Sprüche wenig besagen, wenn sich einige finden, in denen der Reim der beiden ersten Verse im vierten wiedererscheint. An Spuren der Kunstdichtung, die ja reichlich im Volksliede aufgegangen,[3]) ist hierbei nicht zu denken. Der Stegreifdichter hielt eben denselben Reim fest, wenn dieser im Augenblick ihm noch ein günstiges Reimwort bot. Der vierte Vers ist ja ohnehin in zwei beliebten Reimformen des volkstümlichen Vierzeilers, x a x a und a b a b, mit der ersten Hälfte durch den Reim verbunden und zwar in beiden Fällen mit V. 2. Dieser aber steht mit V. 1 durch den sehr häufigen paarweisen Reim a a b b in Verbindung, besonders auch inhaltlich, da in der ersten Hälfte des Vierzeilers das dem Naturleben entnommene Gleichnis beliebt ist.[4]) Auch der Parallelismus

[1]) Die hier erwähnten Verse Platens „In euren Liedern weht ein eigner Geist“ (vgl. dessen Gasel 229) finden sich nicht „in einem seiner Lustspiele“, sondern in dem Schauspiel „Treue um Treue“ (R II, 272).

[2]) Schack, Araber I, 2 ff. Brockelmann, S. 12 u. 251.

[3]) John Meier: „Kunstlied und Volkslied in Deutschland“. Halle 1906. S. 19 ff.

[4]) Gustav Meyer: „Über den Natureingang des Schnaderhüpfels“. „Essays und Studien.“ Berlin 1885. S. 377 ff.

zwischen der ersten und zweiten Hälfte legt die Wiederaufnahme des Reimes nahe, und zwar geschieht diese gerade im 4. Verse, um den Abschluß zu bezeichnen und wirkungsvoll zu gestalten. Aus demselben Grunde hat ja die französische Kunstform des Quatrains, für Epigramme sehr beliebt, die Reimstellung a b b a.

Es spricht also im deutschen Vierzeiler genug zugunsten einer Reimfolge a a x a, und es ist nicht erstaunlich, wenn sie z. B. unter 1393 „Rundâs und Reimsprüchen aus dem Vogtlande“[1]) sich 63 mal findet. Aus den „Tausend Schnadahüpfln“ von Fritz Gundlach[2]) lassen sich nicht mehr als 25 Beispiele völliger Übereinstimmung im dreifachen Reim aaxa aufstellen. Davon aber sind wenigstens 6 von Kunstdichtern wie Kobell und Johann Georg Mayr geschaffen.[3]) Allerdings läßt sich durch geringere Beachtung der Reimreinheit die Zahl der Beispiele steigern.

Trotzdem ist in der deutschen Vierzeile der fragliche Dreireim selten. In der persischen Vierzeile aber wird er vor allen anderen Reimstellungen begünstigt und ist zu einer feststehenden Kunstform geworden. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß beide Formen von einander gänzlich unabhängig sind. Auf ihre Verschiedenheiten weist Welcker ausdrücklich hin (S. 350f.), ebenso auf gaselähnliche Dichtformen vom Altisländischen bis zum Yankee Doodle. Hier sei nur an einige Gedichte von Robert Burns erinnert, die Heinrich Leuthold übersetzt hat,[4]) so das: „Green grow the rashes, O!“ — „Grün werden nun die Binsen, o!“ — Der Kehrreim läuft gaselreimartig durch das ganze Lied. Für den eigentlichen Gaselreim aber finden sich in der deutschen Volksdichtung keine wirklichen Belege. Er ist unserem Volkstum fremd. Daran können auch die wenigen volkstümlichen Beispiele einer Reimfolge, welche an die der persischen Vierzeile erinnert, nichts ändern. Über die Vierzeile hinaus läßt sich vollends keine Übereinstimmung deutscher und persischer Reimformen mehr nachweisen.

---

[1]) von Hermann Dunger. Plauen i. V. 1876. Vgl. Hermann Welcker a. a. O. S. 345.

[2]) Leipzig. Reclam Nr. 3101/2.

[3]) Schnadahüpfel Nr. 44, 530, 573, 726, 735, 852.

[4]) „Gedichte“.[4] Frauenfeld 1894, S. 347 ff.

Es geht auch nicht an, die Reimstellung der persischen Vierzeile künstlich in den deutschen Volksreim hineinzutragen, wie Welcker es versucht. Das erste Reimpaar des bekannten Liebesliedchens[1]) aus dem 12. Jahrhundert:

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn

liest er als Vierzeile mit dem Reim aa xa, indem er den Mittelreim des ersten Verses, mîn, auch zu einem Endreim macht. Dadurch aber wird der Aufbau des Liedes zerstört; seine Reimform ist aa bb aa. Es wird nie und nimmer ein Rubâî werden. Ebenso unglücklich sind seine anderen Auflösungen, z. B. die angebliche Vierzeile: „Morgenrot! Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod.“ Hier gilt die volkstümliche Wiederholung des ersten Wortes überhaupt nur für den Gesang und bildet jedenfalls kein Reimpaar. Die Zerschneidung des zweiten Verses aber widerspricht der Schreibung des Dichters und dem Aufbau der Strophe.

Trotzdem sagt Hans Grasberger, der Dichter der „Sonette aus dem Orient“ (1869), in seiner „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ (Leipzig 1896, S. 98): „Die genaue Übereinstimmung vieler Schnaderhüpfeln mit der persischen Vierzeile, mit dem Gasel in nuce, hat Hermann Welcker eingehend dargetan. Und da sich die Gaselform in allen unseren mundartlichen Dichtungen keineswegs vereinzelt findet, so feiert er sie geradezu als den uns zustehenden deutschen Volksreim“. Davon kann selbstverständlich gar keine Rede sein, und soweit ist Welcker auch nie gegangen. Grasberger aber, stolz auf die ausländische Vetterschaft des deutschen Sprüchleins, sieht nun fälschlich in so manchem anspruchslosen Schnaderhüpfel: „ein kleines artiges Gasel, ja wohl, ein Gasel“,[2]) während es sich nur um eine einfache Vierzeile mit der kunstlosen Reimstellung aa xa handelt. Als die älteste derselben aus Steiermark sei hier der Spottreim auf das „Ketzerhämmerlein“ des Freiherrn von Paar vom Jahre 1600 angeführt:

„Der Herr von Paar,
Das is a Narr,
Und was er redt,
Das is net wahr.“

---

[1]) „Des Minnesangs Frühling“. IV. Ausg. von F. Vogt. Leipzig 1888. S. 3 und 221 ff.

[2]) Hans Grasberger a. a. O. S. 26, 33, 34, 54.

Dagegen könnte man eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Überreim des Gasels in den Sagga-Liedern der Schnaderhüpfel finden, in denen jeder Vers mit Ausnahme des letzten auf „saggi" (sagt' ich) oder „sagga" (sagt' er) endigt.[1]) Solche und die oben angeführten Fälle können zwar eine wirkliche Übereinstimmung deutscher und persischer Formen nicht bekräftigen; das aber mögen sie immerhin zeigen, daß die scheinbar gänzlich fremden Formen der Perser auch uns ein wenig vertrauter anmuten könnten, da sie im letzten Grunde Spuren einer Ähnlichkeit mit heimischer Dichtung nicht ganz verleugnen, obwohl diese verschwinden unter der Fülle des Fremdartigen, das durch die lange Entwickelung unter einem anderen Himmel bedingt ist. Die Psychologie wird wohl am ehesten uns Gründe und Wesen solcher Ähnlichkeiten enthüllen. Übrigens bemerkt schon Platen in seinem „Polemischen Promemoria an die Feinde der Gaselen",[2]) daß die Reimformen der Perser der deutschen Sprache näher stehen als die Formen der Griechen.

Es sei noch daran erinnert, daß in der deutschen Dichtung, meist unter dem Einfluß des Romanischen, sich verschiedene Reimhäufungen finden, die entfernt an den Gaselreim anklingen, so Rondeau, Triolett und Siziliane. Aber auch gelegentliche Anklänge fehlen nicht, besonders an die Vierzeile, so des Ponce de Leon indianische „Singsangworte" in Heines „Bimini" am Schluß der 3. Romanze:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fischchen Brididi,
Fliegt und schwimmt voraus und zeiget
Uns den Weg nach Bimini!" —

Hier wollte der Dichter durch den seltsamen Reim den Eindruck des Fremdartigen verstärken.

D. Das Gasel als dichterische Form.

Zur Erzielung solchen Eindrucks ist der Gaselreim besonders geeignet, da seine Fremdart deutlich hervortritt. Er hat etwas vom Wesen des Orients an sich; daher wird er, trotz

[1]) Hans Grasberger a. a. O. S. 55ff. gibt Beispiele von Sagga-Liedern.
[2]) „Deutsche Dichtung" 1888, Bd. IV, S. 266.

der großen Schwierigkeit, auch von deutschen Übersetzern östlicher Dichtungen vielfach beibehalten. In der westöstlichen Dichtung Deutschlands taucht er immer wieder auf. Er ist ein beliebter Helfer, wenn es gilt, eine orientalische Umwelt zu zeichnen. Und dazu wird man ihn auch ferner brauchen. Aber sein Gebiet ist größer: Der Osten, die Wiege der Kirchen, und die Wüste, von Renan „die Mutter des Monotheismus" genannt, sie haben in den bloßen Formen ihres dichterischen Ausdrucks etwas, was auf das gottsuchende Gemüt besonders tief einwirkt und es seine Empfindungen in denselben Formen aussprechen läßt. Daher die Beliebtheit und besondere Wirkung des Gasels in der religiösen Dichtung eines Rückert, Platen, Geibel, Gerok, Löschke u. a., bei denen es zuweilen mit der Würde der Psalmen einhertritt. Gedankentiefe zeichnet viele Gaselen eines Hermannsthal, Frey, Pfizer, Halm, David Friedrich Strauß und Leuthold aus. Mit Vorliebe haben die Dichter gerade im Gasel ihr Höchstes, ihre Kunst, besungen. Sie haben auch die östliche Form selbst gefeiert und zu den verschiedensten Zeiten ihres Lebens gebraucht. Es wird schon darum nicht möglich sein, diese Form als bloße Modesache zu betrachten oder sie ganz abzulehnen. Es haben ihr viele gehuldigt, die zu den Ersten der deutschen Dichtung gehören, und mancher, der sie nicht selbst brauchte, hat sie doch nicht ungern gesehen, so Richard Wagner und Jakob Burckhardt.

Sie hat Anfeindungen genug erfahren, besonders insofern, daß sie undeutsch sei:

„Genug jetzt der Terzinen und Gaselen,
Warum zum Liede fremde Rhythmen wählen?"[1])

Das Gasel teilt aber diesen Vorwurf mit vielen anderen Formen unserer Dichtung, nur daß einige derselben, z. B. das Sonett, schon weit tiefer eingedrungen sind, ohne daß dies gerade zu ihren Gunsten spräche. So stark wird sich das Gasel nie dem deutschen Empfinden aufdrängen. Es wird immer ein Fremdling bleiben, selbst in der vertrauteren Einkleidung der Beits in vierzeilige Strophen. Es wird stets eine Seltenheit sein, vor allem der mannigfachen Schwierigkeiten wegen. Es verlangt einen Meister der Form — fast alle Gaselendichter

---

[1]) Franz Weber „Lieder und Bilder". Altenburg 1889. S. 314: „Deutsch!"

haben sich auch in den kunstvollen romanischen Reimgängen versucht. Im Deutschen übt der Reim infolge seines Sinnreichtums einen Zwang auf den Gedanken aus; wie viel mehr ein Reim, der das ganze Gedicht hindurch festgehalten wird! Es gehört große Begabung dazu, sich noch in solchen Schranken die Freiheit der Bewegung zu wahren. Schon Goethe hob in einem Gespräch mit Eckermann (vom 21. Nov. 1823) hervor: „Es ist bei den Gaselen das Eigentümliche, daß sie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der stets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrat ähnlicher Gedanken bereit finden. Deshalb gelingen sie nicht jedem.“

Ist es ferner schon beim gewöhnlichen Reim zuweilen für den Dichter schwer, ganz selbständig zu erscheinen, da er dauernd mit gebrauchten Reimen arbeitet und selbst stehende Reimverbindungen kaum vermeiden kann, so noch weit mehr beim Gasel, wo von vornherein ein Reimwort gewählt werden muß, an welches sich eine ganze Kette von Reimen sinnvoll anschließen läßt. Dagegen hat das Gasel den Vorzug, für den Überreim eine ganz unbegrenzte Auswahl der Möglichkeiten zu besitzen. Und hier kann sich die Eigenart des Dichters mehr als bei jeder anderen Kunstform betätigen.

Gerade der Überreim ist für das Gasel im höchsten Maße bedeutsam. Er ist der Akzent des Grundgedankens, das Kennwort des Gedichts, dessen Gesamtgefühl er wie in einer Formel aussprechen soll. Daher kann er so gut zur Überschrift des Ganzen dienen. Die Meister des Gasels haben durch ihn die tiefste Wirkung erzielt; ich erinnere nur an das durch seine stete Wiederkehr erdrückende „nichts“ in Platens Gasel 195:

„Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts! . . . .
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie keinem gab,
Denn jeder sucht ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts.“

Oder an das so unvergleichlich die Sehnsucht zeichnende „dahin“ in Heinrich Leutholds:

„Nach Westen zieht der Wind dahin“.

Aber der Beispiele wären hier viele, und man darf wohl sagen, daß gerade dieser Wirkung keine andere Form fähig ist.

Dieselbe Bedeutung für das Gasel hat in tieferem Sinne der Reim, der durch die ständige Klangwiederholung für die Gesamtwirkung des Gedichtes entscheidend wird. Er umfaßt ja nicht nur Begriffs-, sondern auch Gefühlswerte, die besonders im Klange liegen; daher muß gerade beim Gasel der Reim auch klanglich zum Grundton des Ganzen stimmen. Eben darin aber liegt der ungemeine Wert des Gasels für Stimmungsmalerei, ein Wert, der mehr empfunden als besprochen werden kann. Ist der Reim glücklich gewählt, dann tut er reichlich das Seine, die Stimmung zu schaffen und festzuhalten, und jede neue Wiederkehr des gleichen Klanges ist wie eine neue Umfriedigung gegen alles Stimmungswidrige. Darauf beruht der wunderbare Reiz mancher Gaselen, so der beiden Gülnare-Dichtungen von Hofmannsthal. Der mit „Dämmerwogen“ anhebende o-Klang schafft unmerklich die stimmungsvolle traumhafte Umwelt, während dann in dem lichten Reich der Schönheit, bei „der reichen Formen Reigen“, die Reime weit heller scheinen. Die Eigenart des Gasels begünstigt außerordentlich die Schaffung solcher besonderen Reize.

Nun hat aber das Gasel zwei schlimme Feinde: Schon bei seinem Werden wird ihm die Reimnot verderblich; falscher Vortrag beeinträchtigt seine Wirkung. Wie die Reimformen überhaupt zunächst für das Ohr, nicht für das Auge bestimmt sind, so auch das Gasel, das aber bisher in Vorträgen wohl am wenigsten zu Worte gekommen ist. Man erschrak vor der Einförmigkeit des Reimbildes. Aber diese herrscht in Wahrheit nur auf dem Papier. Es ist dem Vortragenden anheimgegeben, den wechselnden Inhalt der Beits in der Färbung des Reimworts zum Ausdruck zu bringen, und dem Dichter geschähe damit der beste Dienst. Das Reimgasel verlangt durchaus am Ende jeder Reimzeile eine leichte Veränderung des Tones, damit nicht die Wiederkehr des gleichen Reimklanges zu stark empfunden werde. Gefühlt wird sie dennoch, vorausgesetzt, daß die Verse nicht allzu lang sind. Jedoch haben dann meist die Dichter selbst durch Einführung des Überreimes für eine genügende Betonung des Beitschlusses gesorgt. Beim Überreim ist es nun noch weit notwendiger, jedesmal den Ton zu wechseln. Da der echte Überreim gleichsam das Ergebnis der Zweizeile ausspricht, das nur dem Buchstaben nach stets als dasselbe erscheint, dem

Gefühlswert nach aber entschieden schwankt, so darf er auch eine verschiedene Betonung verlangen. Die wechselnde Stimmung, die durch die Distichen flutet, kommt immer wieder in ihm zur Ruhe und teilt ihm dabei von ihrer Stärke und Färbung mit.

Platen hat in der Vierzeile (202): „Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her“ das Wesen der Gaselform sinnbildlich ausgesprochen. Die Zweizeilen sind wie die Wellen, die scheinbar gleich und doch immer wechselnd an den Strand rollen. So verschwindet aus dem Gasel jedes Zuviel des Einförmigen. Ein Hauch davon aber wird ihm immer bleiben, und darin liegt die letzte Erinnerung an seine früheste Heimat, die Wüste. Diese seine Eigenart wird gerade in bestimmten Fällen erwünscht sein. Sie wird trefflich zur Geltung kommen, wenn es sich um die Darstellung eines bleibenden Zustandes oder um Bezeichnung der Wiederholung handelt. Hermann Lingg hat das Singen des Vögleins am Morgen und Abend durch den Überreim: „es singt“ gar trefflich angedeutet.

In der Gedankenlyrik hat das Gasel bei Platen und Rückert das Beste geleistet. Als tändelndes Liebeslied klingt es am schönsten bei Leuthold. Als Gelegenheitsgedicht hat es bei Hoffmann von Fallersleben sich recht dankbar gezeigt. Als Scherzgedicht wirkt es durch überraschende Reime bei Karl von Arnswaldt. Dingelstedt und Keller brauchen es für die satirische Dichtung. Für erzählende Gedichte ist es nicht geschaffen. Schon die Wiederholung desselben Reimklanges oder Überreimes erscheint wie ein dauernder Widerspruch gegen jedes Fortschreiten. Die Erzählung rückt einmal nicht von der Stelle, ein andermal überspringt sie zu viel, je nach der größeren oder geringeren Zahl der verfügbaren Reime. Wird gar der Überreim eingeführt, dann fällt die Erzählung in einzelne Teile auseinander, deren Scheidung nicht im Stoffe selbst begründet liegt.

Der Überreim bedingt fast stets eine strenge Sonderung der Beits und verhindert das Enjambement, das beim Reime doch zuweilen eintritt. Hofmannsthals „Gülnare“, I, hat trotz des Überreims den unmittelbaren Übergang von V. 2 zu 3, ist aber eine seltene Ausnahme. Der gebundene Überreim, ohne den also Vers und Reim hinfällig werden, stellt an den Dichter höhere Anforderungen als der freie Überreim. Dieser aber erscheint leicht schleppend und als ein zweckloser Anhang, wenn es der Dichter nicht verstanden hat, ihn so zu wählen, daß er immer wieder etwas zu sagen weiß. Platen hat den freien Überreim meist vermieden und die

Gedichte, wo er sich besonders stark findet, gar nicht zum Druck kommen lassen (81, 82, 125, 126); in 192 hat er ihn vor dem Druck entfernt. Dagegen waren er und Leuthold Meister im gebundenen Überreim; Hoffmann von Fallersleben hat mit Glück den anderen gebraucht. Die Behandlung des Überreimes ist geradezu ein Maßstab für die Herrschaft des Dichters über die Form.

Der Versbau des deutschen Gasels ist im Gegensatz zu dem seiner östlichen Verwandten meist einfach und bewegt sich am liebsten in den zweisilbigen Füßen. Schon Daktylus und Anapäst sind selten. So bestätigt sich auch hier der Satz: Je kunstvoller die Reime sind, umso schwächer ist der Rhythmus entwickelt (vgl. Minor S. 381).

Im Gasel tritt eine der Grundtatsachen künstlerischer Wirkung besonders deutlich hervor, der Wechsel von Einklang und Gegensatz. Das Königsbeit mit dem Zweireim geht wie ein Vorklang voraus und leitet die Kette der gleichen Reime ein, die nun Vers um Vers von den abweichenden Gliedern, den reimlosen Zeilen, durchbrochen wird. Man erkennt hier, wie notwendig es ist, jede Assonanz zwischen den Ausgängen der reimenden und reimlosen Verse zu vermeiden, da sonst das regelmäßige Spiel gleicher und ungleicher Klänge gestört wäre.

Doch auch beim Gasel ruht im letzten Grunde die Wirkung in der unerklärlichen Gabe des Dichters, der für eine bestimmte Empfindung oder Stimmung gerade diese Form als den angemessenen Ausdruck erkannt hat und so durch den Einklang der inneren und äußeren Form die Schönheit seiner Dichtung begründet. Worte können nur wenig den Reiz solcher Lieder ausschöpfen. Das eben meint Platen, wenn er ein Gasel beginnt (171):

„Kein Verständ'ger kann zergliedern, was den Menschen wohlgefällt,
Etwas ist in meinen Liedern, was den Menschen wohlgefällt."

Verzeichnis der wichtigsten Namen und Bezeichnungen.

